Edmund Hoefer's

Erzählende Schriften.

Sechster Band.

Stuttgart.
Verlag von Adolph Krabbe.
1865.

Schnellpressendruck von Aug. Wörner, vorm. J. G. Sprandel, in Stuttgart.

Inhalt.

Verhandelte Treue.

1847.

Rehfelden, der Schauplatz dieser höchst seltsamen und wahrhaftigen Geschichte, ist ein kleines Dorf in Norddeutschland, mitten in alten und weitläufigen Waldungen gelegen. Eine Landstraße führt zwar nicht weit entfernt vorüber, da das Dorf aber abseits im Busch liegt, so erblickt man's kaum. Die Rehfelder gehen fast nur zum Markt in die Stadt; selten kommt man zu ihnen hinaus, denn da ist wenig zu holen. Es sind noch Bauern nach alter Art, tüchtig, derb und einfach, die Höfe erben fort vom Vater auf den Sohn, die Familien sind fast alle miteinander verwandt, denn die Dörfler heirathen nur unter einander, und Fremde kommen höchstens nur zum Dienst in's Dorf. Das geht immer so fort; die Familien sterben nicht aus, da das nicht Sitte ist bei den Bauersleuten; die nachgeborenen Kinder ziehen, wenn sie sich nicht einheirathen, unweigerlich in die Fremde. Das ist immer so gewesen, daher fällt es auch nicht weiter auf oder erscheint den Betheiligten etwa zu hart. Die Leute sind gesund und wissen nichts von Krankheiten, weil sie keine Zeit dazu haben; Verbrechen kennt man gleichfalls nicht, denn die Leute sind alle ansäßig und haben zu leben. Freilich betrinkt man sich wohl einmal beim Meister Schmied, der zugleich den Krug hat, und

in solcher Laune nimmt man nicht immer gehörige Rücksicht auf fremde Köpfe und Rücken, allein das ist einmal Menschennatur und es läßt sich nichts dagegen sagen, zumal die Streitenden meistens mit dem Rausch auch die Feindschaft verschlafen. Das muß ein reizender Ort sein, sagt ihr. Freilich, es ist ein wahres Paradies, nur etwas schmutzig.

Nun kam aber, wie ihr wißt, selbst in's Paradies allerhand Störung, und ihr werdet daher nicht verlangen, daß es in Rehfelden besser gewesen. Alles, was ich von der gewöhnlichen Verträglichkeit sagte, schließt natürlich nicht wirkliche Feindschaften aus, und eine solche gab's im Dorf trotz der Verwandschaft und Verschwägerung, und wahrhaftig, sie war nicht sanft und nicht heimlich.

Der reichste Bauer im Ort war der Butenbûr, so genannt, weil sein Hof, der Butenhof, d. i. der Außenhof, abseits vom Dorfe lag. Dieser hatte die einzige Tochter des Krügers (Schenkwirths) geheirathet und nach des Alten Tode somit auch die Schenke geerbt und sie an einen andern durch allerlei Mißgeschick verarmten Bauern verpachtet. Seine beiden Töchter, seine einzigen Kinder, heiratheten, die älteste den Schmied des Dorfes, die jüngere den Sohn des Schenkpächters. Dieser, Clas Harms, war ein tüchtiger Bursche, aber die Tochter des Buren hätte er nimmer bekommen, wenn diese nicht des Alten Liebling gewesen wäre und ihm Tag für Tag mit ihrer Liebe in den Ohren gelegen hätte, so daß er endlich des lieben Friedens wegen nur ja sagen mußte. Und die Vorliebe für sein jüngstes Kind zeigte sich auch noch auf dem Todbette des Alten. „Dein Mann, Grete," sagte er zu ihr, „ist ein tüchtiger Bauer, versteht die Ackerei und hat doch keinen Besitz. Da geb' ich dir den Hof und das Geld im Schrank dort. — Dein Mann, Annetrine," fuhr er zur ältesten fort, „ist Schmied, hat Haus und Hof, aber weiß den Teufel

was von der Wirthschaft. Du sollst den Krug haben und das Geld in der blauen Lade. So, das wird sich ausgleichen!" Und damit starb er.

Seiner schließlichen Meinung aber waren die Erben keineswegs; keiner war zufrieden, jeder glaubte den andern im Vortheil und Vorzug, aber tauschen wollten sie doch nicht. Die allgemeine Stimme jedoch fand den Nachtheil auf Seiten des Schmieds, denn was ist ein Krug und dreitausend Thaler gegen den prächtigen Bauernhof und eine hübsche kleine Summe obendrein?

Von der Zeit an war die Feindschaft entstanden und mit den Jahren keineswegs geringer worden. Dem Schmiede war es schier leid, denn ihm entging die Kundschaft des reichsten Mannes im Dorf, aber seine Frau, die Annetrine, war nichts als Gift und Galle gegen Schwester und Schwager, die es ihr übrigens ehrlich zurückgaben. Der Bauer kam nicht in die Schenke und sah seine Verwandten nicht an; eben so macht' es die Grete und die Annetrine ihrerseits. Wenn man sich begegnete, sah man einander giftig in die Augen und spuckte aus, und man lud sich nicht ein zu den Kindtaufen und sonstigen Festen. Das ganze Dorf nahm Theil an dem Streit und theilte sich in zwei Parteien, und wenn diese einander auch nicht feindlich gegenüberstanden, so waren sie sich doch keineswegs recht grün und die sonntäglichen Schlägereien hatten meistens diese Veranlassung. Vergeblich hatte der Prediger diese Leute zu vertragen gesucht. Die Antworten waren kurz und derb. Der Bauer sagte: „Lieber hau' ich mir die Hand ab!" seine Frau sprach: „Ich will das Bein brechen, das einen Schritt zu denen da macht;" Annetrine rief: „Lieber reiß' ich mir die Zunge aus!" und der Wirth endlich meinte: „Wir wollen's nur lassen, Herr Magister!" was alles, wenn ich nicht irre, ziemlich das Gleiche sagt.

Indessen nun die Alten so haderten, waren die Kinder

anderer Meinung, wie das zu geschehen pflegt. Der Sohn des Bauers, Franz, kümmerte sich nichts um den Streit der Eltern und fand des Krügers Tochter, seine Base Annliese, bildschön. Nachdem sie sich oft genug gesehen, hatten sie bei einer alten Verwandten sich auch kennen gelernt und mit einander gesprochen, und nachdem die Bahn also einmal gebrochen war, nahm die Bekanntschaft, wenn auch heimlich, doch reißend schnell zu und sie waren ein so treues Paar, wie nur jemals eines in Rehfelden und der übrigen Welt. Freilich war es einstweilen noch eine stille Liebe und wußte niemand davon. Auch begriffen Beide nicht recht, wie das enden sollte; inzwischen jedoch waren sie noch jung und lustig und verzweifelten keineswegs. Der Franz sagte zum Vater, der ihm des Schulzen Tochter zur Frau anpries: „Bedank' mich, das hat keine Eile, denn ich will noch frei bleiben." Und die Annliese gab, freilich mit dem Willen der Eltern, dem Michel einen so hübschen Korb, daß er sich schier elend daran trug.

Die Mädchen guckten alle nach dem Franz und flüsterten: „der ist einmal wacker! Wenn ich ihn kriegte!" und die Bursche folgten Annliesen und überschütteten sie mit Bändern und Aufmerksamkeiten. Die Beiden lachten darüber ganz heimlich und thaten so ehrbar, daß man seine Freude daran haben mußte; und wenn sie sich Abends heimlich sahen in der Ecke von Annliesens Garten, dort wo neben dem Backofen der Hollunder wuchert und der große alte Birnbaum weithin seine schattenden Zweige über den Zaun breitet, da erzählten sie sich jubelnd von all den Begegnissen der letzten Tage. Denn es ging freilich mancher Abend vorüber, wo sie nicht zusammen kamen, da der Bauer den Sohn argwöhnisch belauschte und eben so auch Annetrine ihrer Tochter scharf auf den Dienst paßte. Schon mehrmals waren sie nur mit knapper Noth der Entdeckung entgangen.

Es war ein Sommerabend, so schön und duftig, wie er selten dort zu Lande gefunden wird. Sonnabend war's und der Krug trotz der späten Stunde noch sehr belebt, denn die Woche war schwer gewesen und der Arbeit bei der Heuernte kein Ende, so daß die Leute sich dafür nun desto eifriger pflegten. Der Franz und die Annliese dachten eben so, da sie sich manche Tage nicht gesprochen und kaum aus der Ferne gesehen. Nun saßen sie am schattigen Plätzchen in der Gartenecke ganz unbeachtet und sicher. Vom Garten her konnte sich niemand ungesehen nähern und da war noch Zeit genug für den Franz, durch den Zaun in den tiefen Graben zu schlüpfen, und hinter ihnen lag das offene Feld bis hinauf zum Butenhof.

„Es ist bald gar nicht mehr auszukommen mit der Mutter," sagte Annliese und schüttelte ihren hübschen dunkeln Kopf. „Die spektakelt und lärmt den ganzen lieben langen Tag und schilt und hat eine Wirthschaft, als ob die Welt zu Grunde ginge, wenn sie nicht aufpaßt. Ich weiß nicht, hat sie etwas gemerkt von unserer Bekanntschaft, Franz, oder ist's nur so ein Einfall, wie er ihr mit dem Mond zu kommen pflegt; aber mit mir hat sie immer und immer zu schelten und läßt mich keinen Bissen Brod mit Frieden essen. Zur alten Hanne soll ich nun auch nicht mehr gehen, denn dahin kämen allerlei Knechte und Bursche, sagt sie, für die ich zu gut sei."

„Das ist wahr," meinte Franz lachend. „Peter Martens hat ein gewaltig Aug' auf dich und läuft sich schier die Beine nach dem Krug ab und zur Alten." — „Ja," sagte Annliese, „und bei der Mutter ist er Hahn im Korb. Das ist mein lieber Peter hinten, mein lieber Peter vorne. Und aus der Stadt hat er mir neulich ein Tuch mitgebracht, schön grün mit roth und weiß. Es ist prächtig, sag' ich dir, und ich wollt's gar nicht nehmen, aber die Mutter faßt' es gleich, bedankte sich für mich

und machte mich nachher herunter, weil ich gezögert. Und sie hat auch gesagt, den sollt' ich nehmen, der sei ihr recht und ein schmucker Bursch."

„Ich sag's ja," erwiderte Franz mit komischem Zorn. „Das wird noch so werden und sie stehlen dich mir weg, bevor man eine Hand umdrehen kann, daß ich das Nachsehen habe." — „'s hat keine Noth bei mir," rief Annliese lächelnd, „ich thu's nicht!" — „Ja bei dir!" fuhr Franz gutgelaunt fort, „aber bei mir! Der Vater sagt alle Tage, ich sei ein Herumtreiber, ein nichtsnutziger Bursch, habe Fischblut im Leibe, sehe nach keinem Mädchen, lache und scherze mit keinem. Was das heißen solle? Es sei für mich Zeit zum Heirathen, Schulzens Margreth sei mir bestimmt, er hab's schon abgeredet und damit hollah! — Was kann ich nun thun, Annliese?" — „Du hast unrecht, so zu spaßen und zu spotten," versetzte sie und legte ihren Kopf an seine Schulter. „Spott' nicht mit der Eul', das ist auch 'n Vogel. Wenn's nun Ernst würde?" — „Narr," antwortete er lachend und nahm sich einen herzhaften Kuß, „'s hat keine Noth, wie du selbst sagst: ich thu's nicht! Hab' ich dir nicht immer dergleichen zu erzählen gehabt und sind wir uns nicht seit Jahr und Tag treu? Wenn einer sorgen wollte, müßt' ich es nicht sein?"

Da richtete sich plötzlich der grau und gelb gefleckte Hund Franzens auf, spitzte die langen Ohren und der Schwanz klopfte eifrig den Boden. „Es kommt jemand!" flüsterte Annliese. — „Nun denn, gute Nacht, Herz!" sagte Franz. „Sie brechen auch auf in der Schenke und ich höre deinen Alten brummen. Also bis übermorgen?" — „Ja," versetzte sie, „wenn's möglich wird. Wenn der weiße Rock auf der Leine hängt, komm' ich. Adje, lieber Franz!" Und nach einem Kuß schlüpfte sie in den Garten und er durch den Zaun.

Im Graben richtete sich Franz auf und lauschte, denn das

unruhige Wesen des Hundes hatte ihn besorgt gemacht, allein es war alles still. Der Hollunder duftete und das Heu auf den Wiesen breitete seine würzigen Gerüche aus. Die Käfer und Nachtfalter schwärmten summend in den Bäumen, die Heimchen zirpten im Korn, das bereits in Aehren stand. Rechts lagen die Gärten des Dorfs, vor sich sah er den Butenhof, still und schwarz, die langen Ställe und Scheunen mit der hohen Pappelreihe daneben, das Haus unter der mächtigen alten Linde; ein Fenster sah man noch matt erleuchtet. Der Himmel war ganz wolkenfrei in dämmeriger Bläue, und der Mond goß sein vollstes Licht herab.

Das erhellte Fenster gefiel ihm nicht, denn um diese Zeit waren, mit Ausnahme der alten Großmutter, alle Bewohner des Hofes längst zur Ruhe. Er schlüpfte daher den Zaun entlang im Graben durch das dichte ihn erfüllende Kraut weiter und schwang sich erst hinauf, als er zu einem Feldweg gelangte, der hier aus dem Dorf kam und auf beiden Seiten von hohen Weiden beschattet wurde. Aber der Hund blieb stehen und starrte nach einer Weide, und im selben Augenblick trat auch ein Mann hinter dem Stamm hervor und auf den betroffenen Franz zu.

„Komm!" sagte der Bauer, denn er war's, und faßte derb des Sohnes Arm. „Also hab' ich dich doch, Bursch? Komm und muckse mir nicht, oder ich schlage dir die Knochen im Leib entzwei." — Mit einem unsanften Ruck machte sich Franz los. „Ich kann allein gehen," murmelte er, „ich werde Euch nicht entlaufen!" — Der Bauer fuhr auf, aber er bezwang sich und schritt vorwärts, ohne ein Wort zu sprechen. Der Hund schlich gesenkten Kopfes hinter ihnen drein und klemmte den langen buschigen Schwanz zwischen die Beine. So gingen sie schweigend den Weidenweg entlang, wo sich der Schatten tief breitete und die Gesichter verhüllte; dann bogen sie links ab auf einen Fußweg, der schmal durch's hohe Korn führte. Der Alte schoß einen

finstern Blick auf den willig folgenden Sohn und begegnete seinen Augen. Diese senkten sich nicht und der Blick war nicht minder hart und düster. Ein herbes Wort schwebte auf des Alten Zunge, aber da waren sie am Butenhof, gingen über den Vorplatz, traten in's Haus und dann in die Stube.

Am Tisch, auf dem die Lampe düster brannte, saß die Großmutter und spann. „Geht in's Bett, Mutter," sagte der Bauer kurz; „da sind wir und ich habe noch mit dem Franz zu reden." — Die Alte stand auf und schob das Rad bei Seite; kopfschüttelnd sah sie heimlich die Männer an, deren Gesichter einander so ähnlich waren an Zügen und an Härte; doch sagte sie nichts als: „Gute Nacht, Kinder," und ging aus der Thür. — Der Bauer hing den blaulinnenen Rock an den Nagel neben der Thür. Es war eine stattliche Gestalt, wie er so schweigsam im Zimmer auf und ab ging, die Arme in den weißen weiten Hemdärmeln über die Brust gekreuzt, den kräftigen Kopf mit dem bereits leicht ergrauenden dichten, ursprünglich fast schwarzen Haare ein wenig vorüber geneigt.

Der Sohn hatte inzwischen Zeit gehabt zu bedenken, was er zu thun, wie er zu sprechen habe. Der Trotz und des Vaters ganze herbe und feste Natur war in ihm erstanden, es wurmte ihm, daß er da eingefangen und nach Haus gebracht worden wie ein Kind, daß er Rede stehen sollte wie ein Schuljunge, und fühlte sich doch als einen kräftigen und tüchtigen Mann, der allein „seines eigenen Werks Herr" sein konnte. Lässig hatte er sich an einen kleinen nußbaumenen Schrank gelehnt, der unfern des Fensters stand, auch er hatte die Arme gekreuzt und den Kopf gesenkt. — Endlich stellte der Bauer sich an den Ofen, warf den Kopf auf und sah auf den Franz. „Nun, Canaille!" sagte er grimmig, „steh mir Rede und lüge nicht! Wo bist du gewesen heut Abend und so manchen andern?" — Der Sohn sah auf

und begegnete fest und finster den Augen des Vaters. — „Nun?“ wiederholte dieser scharf, „wird's bald? Wo bist du gewesen?“ — „Wo ich war,“ sagte Franz kalt. — „Keine Flausen!“ rief der Alte heftig, „woher kamst du? Und eine runde Antwort will ich!“

„Von dort, wo ich war!“ erwiderte Franz wie vorhin; er wollte nicht mehr sagen als nöthig, obschon er wußte, daß er des Alten Zorn so nur heftiger reize. Aber seine Liebe ging ihm über alles; er war nur ein Bauer, gerad und schlicht, und wußte nichts von Romankram, aber er hatte ein Herz in der Brust, so rein, so treu und gut wie nur einer in der Welt, und damit hat Stand und Erziehung nichts zu thun.

Der Bauer nagte die Lippe und seine breite Stirn legte sich in noch tiefere Falten; aber er bezwang sich, denn im Sohn sah er sein eigen Blut, seinen eigenen Kopf vor sich, und wußte wohl, daß der nicht so leicht zu beugen sei. „Nun gut,“ sagte er mit vor Zorn halb erdrückter Stimme, „so will ich dir's sagen. Ich seh', du schämst dich. In des Schmieds Garten hast du gesessen bei seiner Dirne und vielleicht auch bei ihrer wüsten Alten, dem Satan, der Kupplerin. Ist's nicht so?“ — „Wie Ihr sagt,“ versetzte kaltblütig der Junge, „bei der Annliese war ich.“ — „Eine saubere Kreatur!“ höhnte der Alte. „Nimmt Abends Besuch an von solchen Burschen, im Garten! Eine leckere Dirne! Und das geht schon Jahr und Tag so fort; denn meinst du, Gelbschnabel, ich wüßte nichts von deinen Gängen? Aber ich dachte, du gehest, wie das auch andere Bursche thun und wie ich's selbst gethan, in's Dorf und sprechest da mit irgend einer Dirne, die du lieb hast und die du heimholen möchtest.“ — „Nun ja,“ unterbrach ihn Franz; „was thu' ich denn anders?“ — Der Alte fuhr in die Höhe, ließ auf einen Augenblick die Arme sinken und schloß krampfhaft die schwere Faust; allein wieder

besann er sich und trat zum Ofen zurück. „Die du heirathen möchtest!“ sprach er und legte die Arme zurück über die Brust. — „Das will ich auch,“ entgegnete Franz entschieden.

Der Bauer fuhr wieder empor und trat Franz einen Schritt näher. „Du,“ sagte er und die dichten Brauen über den finstern blauen Augen stießen an einander, „bring' mich nicht auf, das sag' ich dir — oder — hüt' dich!“ — Der Sohn sah ihn eben so düster, eben so unbeweglich an und rührte sich nicht. „Du weißt,“ fuhr jener fort, „daß wir mit einander in Feindschaft sind.“ — „Was geht's die Annliese und mich an?“ versetzte Franz. „Weil Ihr und die Mutterschwester euch nicht ansehen könnt, wollt Ihr auch uns auseinander haben?“

„Was ein rechter Sohn ist, der schickt sich nach dem Vater. Aber ich merk's, sie haben ein Komplott gemacht gegen mich; die Kreaturen meinen, da sie den Butenhof so nicht erangelt, so möchten sie ihn so kriegen! Und der Tölpel da geht auch richtig in's Netz wie 'n Dompfaff! Stolz ist er und ein Prahlhans, aber dumm, daß sich die Ochsen darüber erbarmen! Aber halt da, ich bin auch noch hier!“ fuhr er fort und schlug die Hand fest auf die breite Brust, „und ich kenne die Annetrine, den Satan, und ich will ihr einen Strich durch die Rechnung kreiden, faustdick!“

„Wozu der Randal (Skandal)?“ sagte Franz achselzuckend. „Ihr träumt Euch da umsonst was zusammen. Wenn die Mutterschwester davon wüßte, kratzte sie der Annliese lieber die Augen aus, als daß sie uns zusammen ließe. Aber was thut's? Selbst der Teufel kann noch weiß werden mit der Zeit.“ — „Nun gut,“ sprach der Bauer, „so will sie's nicht und auch ich nicht, und das ist genug, denn der Schmied ist nur 'n altes Weib, und damit hollah! Also schlag' dir die Dirne aus dem Kopf, denn du kriegst sie nicht.“ — „Wollen's sehen!“ versetzte

der Junge. — „So ist's!“ sagte der Bauer, „will's sehen, wer mir widerstrebt! Und du denkst nicht mehr an sie und unterstehst dich nicht wieder Abends hinzuschleichen!“ — „Nein, ich werde hingehen,“ sagte Franz und sein Auge begann unter der trotzigen Braue zu funkeln. — „Probir's!“ rief der Alte und seine Stirnadern schwollen zum Zerspringen an, „wag' es, mir zuwider zu sein! Ich habe andere Bestien gebändigt. Und morgen gehst du mit mir zum Schulzen und hältst Verlöbniß mit der Margret. Damit hollah!“ — „Das werd' ich bleiben lassen,“ sagte der Sohn.

„Hund!“ fuhr der Bauer auf und trat heran und seine Faust ballte sich; „willst du gehorchen, oder —“. — „Oder was?“ fragte Franz und richtete sich drohend auf und seine Arme sanken schlaff am Leibe herunter; „bedenkt, daß ich kein Kind mehr bin und mich nicht schlagen lasse. — Das ist nicht Mode bei uns Leuten von der Landwehr.“

Die Beiden standen sich stumm gegenüber und man sah, wie die derben Gestalten vor Zorn bebten. Der Hund, der vorhin unter den Ofen gekrochen, kam jetzt hervor und schlich zu seinem Herrn; der Bauer gab ihm einen Tritt, daß er heulend zur Seite wich. — „Hier, Seemann!“ rief Franz und öffnete die Thür, „hinaus, zwei sind genug im Zimmer!“ Dann nahm er seinen Platz wieder ein, aber die ängstliche Spannung war durch dieses Zwischenspiel gelöst. Der Bauer hatte sich wieder gefaßt, und wie um einen festern Halt zu haben, schlug er die Arme übereinander. „Willst du mir gehorchen?“ fragte er finster. — „Darin — nein!“ sagte der Sohn. — „So kriegst du den Hof nicht!“ — „Es muß ohne ihn gehen.“ — „So gehst du aus dem Hause!“ — „So thu' ich.“ — „Beschlaf's!“ sprach der Alte kalt und ging gegen die Thür links. Franz schritt schwei-

gend durch die Thür rechts, pfiff seinem Hunde und stieg die Treppe hinan zu seiner kleinen Kammer.

Er riß das Fenster auf und kühlte seine heiße Stirn in der stillen Nacht. „Bin ich denn ein Kind?“ murmelte er, „bin ich ein Hund, daß er mich so behandeln darf?“ Aber obgleich er nicht sentimental war, die tiefe Stille ringsum wirkte mächtig auf ihn: all die Felder so hell und still, ein leichter Duft schwebend über dem blühenden Getreide, da hinten das Dorf so friedlich in den dunkeln Bäumen, der Mond voll und ruhig. Er machte das Fenster zu und warf sich auf's Lager. „Besser so!“ sagte er vor sich hin, „wir wissen nun beide, woran wir sind.“ Und so kam ihm der Schlaf.

Auch der Bauer ging noch lange im Schlafzimmer auf und ab, ohne recht zu einem festen Entschluß, ohne auch nur zur Ruhe kommen zu können. Die Annliese freilich sollte sein Sohn nicht haben, und wenn unser Herrgott selbst für diese Liebe aufkommen wollte, das war bestimmt. Allein daß der Franz nun vom Hof sollte, in die Fremde, zu andern Leuten, vielleicht als Knecht dienen, daß der Hof in fremde Hände käme — das wollte dem Alten nicht zu Sinn. Denn trotz seiner Härte hing er an dem Burschen, da er, mit Ausnahme der alten Mutter, der einzige Mensch war, der ihm auf der Welt noch näher angehörte, denn die Grete war lange todt. Was hatte er für einsame Tage gehabt, als der Bursch drei Jahre lang beim Militär in der nächsten Stadt war, wo er ihn doch noch oft genug sehen konnte! Und nun vielleicht auf immer fort! Denn Franz war nicht der Mann zu bitten und nachzugeben, wo einmal gesprochen und entschieden war. Das wußte der Alte wohl, denn es war sein eigen Blut. Oder sollte er selbst nachgeben? Nein! — „Und wenn er gehen will, so geh' er, ich halt ihn nicht, aber treiben will ich ihn auch nicht. Aber die Annliese kriegt er nimmermehr! Mit der Zeit

kommt Rath.“ Das waren des Alten letzte Gedanken vor dem Einschlafen.

Der Morgen kam und rief die Leute wach und zur Arbeit in die Felder. Es war wohl Sonntag, aber auch ein regnerisch Jahr und das Heu lag auf den Wiesen jedem plötzlichen Wechsel des Wetters preisgegeben, so daß da nicht viel zu säumen war und niemand sich an den Sonntag kehrte. Die Leute meinten in ihrem einfachen Glauben, das sei der beste Gottesdienst, wenn man die Gottesgaben nicht verkommen läßt, sondern sie so behandelt, daß sie nützlich und brauchbar werden und bleiben. Und so zogen denn Knechte und Mägde, Wagen und Pferde eilig in's Feld und der Franz hinterdrein. Der Alte blieb mit einigen daheim und leitete die Geschäfte auf den Böden und in den Scheunen. Die Arbeit ging rüstig fort bis zum Mittag, wo sie mit dem letzten Fuder nach Hause zogen und sich zum Essen setzten.

Das war aber eine stille Mahlzeit. Der Bauer und Franz sprachen kein Wort mit einander und sahen sich auch nicht an; die alte Mutter betrachtete sie heimlich und betrübt, aber sie schwieg, und das Gleiche thaten auch die verdutzten Knechte und Mägde, die dort zu Lande mit den Bauern noch am gleichen Tisch essen. Behaglich war's keinem und sie dankten Gott zwiefach, als sie die Speisen genossen hatten und nun davon gehen konnten, ihren Geschäften oder ihrem Vergnügen nach. Franz ging auch.

„Was habt ihr denn beide?“ fragte die Alte; „gewiß, du bist wieder einmal wild gewesen, Clas, und hast den armen Jungen um nichts chikanirt.“ — „Dummes Zeug!“ versetzte der Bauer finster und zog den schwarzen Sonntagsrock mit den großen silbernen Knöpfen an. „Er charmirt um des Schmieds Annliese, und das soll er bleiben lassen. Das ist's. Aber

kümmert Euch um Euern Kram, Mutter; das ist Manneswerk. Adje, ich geh' zum Schulzen." Damit ging er aus der Thür; die Alte sah ihm kopfschüttelnd nach und setzte sich zu ihrem ewigen Spinnrad.

Vom Butenhof führt ein schmaler Fußsteig durch eine kleine quellige Wiese in's nahe Holz, durch hohe Eichen und Buchen und dichtes Unterholz, bis er, den ganzen Forst durchschneidend, zwei Stunden vom Dorf in die Landstraße nach A. einmündet und so den Dörflern, die zur Stadt wollen, einen großen Umweg erspart. In der Mitte des Holzes etwa geht der Weg über eine der seltenen Anhöhen des Landes, und wenn man hier rechts ab in den Busch dringt, öffnet sich nach hundert Schritten ein kleines Thal, welches sich schmal, baumlos und tiefgrün zwischen dem Fuß der eben erwähnten Anhöhe und einer andern Erhebung des Bodens hinzieht. Man heißt's den Neckengrund.

Es ist ein eigen Ding mit diesem Grund. Nichts reizender und anmuthiger als dieser abgelegene und stille Raum mit seinem dunkelgrünen, üppigen und frischen Rasen, der mit tausend und aber tausend bunten und leuchtenden kleinen Blumen gleichsam wie mit unzähligen blitzenden Thautropfen besprengt ist; rings die prachtvollen Bäume, deren Stämme wie gewaltige graue Säulen aus dem Buschwerk aufstreben, deren weitschattende Zweige sich von hüben und drüben fast kreuzen. Aber auch nichts einsamer und geheimnißvoller als dieser kleine Platz, wenn an einem schönen Nachmittage die Sonne funkelnde, goldgrüne Strahlen wie neugierig durch das Blätterdach wirft, wenn kein Blatt sich regt, kein Laut zu hören ist, als das leise Rieseln des silbernen Quells dort neben dem moosigen Stein, oder das leichte Schwirren einer schillernden Libelle, eines bunten Schmetterlings. Alles rings so tiefstill, so abgeschlossen, so fern von der Welt. In der That, wenn die Nixen, oder wie die Geister heißen mögen, einmal

irgendwo sein wollen, sie hätten zu ihrem Treiben keine ruhigere und schönere Stelle finden können, als diesen heimlichen Grund. Aber sie sind auch hier, die schlauen Kleinen, und das Thal trägt davon seinen Namen, wie auch der Quell; den nennt man den Neckenborn.

Der Raum war ganz so duftig kühl und in geheimnißvoller Beleuchtung, als Franz sich durch das dichte Buschwerk drängte, welches rings wie eine Hecke emporgeschossen war. Mißmuthig hatte er den Hof verlassen und war auf's Gerathewohl vorwärts geschritten wie ein Mensch, der von tüchtiger Arbeit, wackerer Mahlzeit und ehrlichem Aerger jetzt genug ermüdet ist, um zugleich an nichts und alles in der Welt zu denken, nur nicht an den Weg unter seinen Füßen. Denn sonst wäre er schwerlich hierher gekommen, wo es, zumal am Sonntag, nicht recht geheuer sein sollte. Es fiel ihm auch ein, als er den Ort erblickte, und er stand still. „Aber da ich einmal hier bin," dachte er, „mag's drum sein. Meiner Treu, ich bin müd' und der Platz ist so gut wie ein anderer, um zu schlafen, ja besser! Ich meine fast, der Grund selbst schläft."

Und das war's auch, was den Raum so wundersam erscheinen ließ. Alles war todtenstill, aber nicht todt. Der Grund schien zu schlummern und das Rieseln des Wassers und das Summen der Insekten war das Wiegenlied. „Die Geister mögen sich nach einem andern Spielplatz umsehen, wenn ich sie incommodire," sagte Franz, ging über den Rasen, streckte sich neben dem Stein am Born in's Gras und brauchte den Schlaf nicht zu suchen; er war schon da.

Als er aus jenem Halbschlummer erwachte, wo man noch meistens vernimmt, was außer uns vorgeht, fielen die Sonnenstrahlen noch immer, wenn auch bereits schräger auf die blumige Tiefe. Es war ihm, als sei er durch ein nicht weit entferntes

Stöhnen und Schluchzen erweckt worden, und als er sich nun träumerisch umsah und hinter dem Stein hervorlauschte, erblickte er wirklich einen jungen unbekannten Menschen, der auf der andern Seite des Borns im Grase saß und vom tiefsten Kummer erfaßt zu sein schien. Dem Anschein nach war er von Franzens Alter und auch seine Tracht war ziemlich die gleiche. Es war ein kräftiger und strammer Bursch, und er geberdete sich ganz wild, seine Hände zerknitterten den breitrandigen Hut, die Thränen liefen ihm über die Wangen und er schluchzte krampfhaft.

Das jammerte Franz, denn vom eigenen Kummer und Aerger war er weicher gestimmt als sonst, und indem er sich halb aufrichtete, sagte er gutmüthig: „Nun, Freund, Ihr scheint ein schweres Herzeleid zu haben. Kann man Euch helfen?" — Der Angeredete fuhr hastig empor und sein starrer Blick und sein Schweigen zeigten zur Genüge, daß er die Anwesenheit eines andern Menschen nicht geahnt hatte. Mit verkehrter Hand wischte er sich indessen die Thränen ab, drückte den Hut trotzig auf das blonde Haar und mit einem unwilligen Blick auf den Störer sagte er: „Das ist nicht hübsch von Euch, mich da zu beschleichen und zu belauschen."

„Seid kein Thor!" versetzte Franz lachend; „das könnt' ich vielmehr von Euch sagen, denn ich war schon vor Euch hier und habe hinter dem Stein da geschlafen, bis Euer Gejammer mich weckte." — „Das ist was Anderes," bemerkte der Fremde, und indem er seine scharfen bläulichen Augen musternd über Franz hingleiten ließ, fügte er hinzu: „Und wer seid Ihr denn?" — „Ich bin des Harms' Franz vom Butenhof," entgegnete der und stützte sich noch immer in halbliegender Stellung mit dem Ellenbogen bequem auf den Stein; „und wer seid Ihr?" — „Ich bin des Marx' Steffen von Brook," erwiderte der Gefragte. — „Ein schmuckes Dorf soll's sein, bin aber nie dort gewesen,"

meinte Franz; „aber wie kommt Ihr denn hieher? Es sind über drei Meilen quer durch's Torfmoor und die Heide." — „Davon weiß ich nichts," entgegnete Steffen. „Heute Morgen nach der Kirche ging ich weg, denn ich konnt's nicht länger aushalten vor Jammer und sah nicht nach dem Weg, und da bin ich nun; weiß auch nicht, wo ich bin, nur daß Ihr den Butenhof nennt, der, mein' ich, zu Rehfelden gehört?" — „Wohl," versetzte Franz, „aber was zum Henker plagt Euch denn? In meinem Leben sah ich kein solch Elend und so ein Alarum, wie Ihr macht." — „Ach," sagte Steffen und nickte bekräftigend mit dem Kopf, „ich hab' deß auch, weiß Gott, Ursach' genug." — „Aber was ist's denn?" fragte Franz, „sagt's doch, ob man Euch nicht helfen kann, denn das ist Christenpflicht."

„Mir kann keiner helfen!" antwortete der Fremde schwermüthig. — „Dummes Zeug!" rief der andere ungeduldig. „Ihr scheint mir auch einer von denen, die da meinen Wunder was für ein Elend zu haben, wenn sie einmal eine Imme sticht, oder der Zahn ihnen reißt und glauben, kein Jammer wäre so groß wie der ihre, und keiner könne helfen. Also heraus mit der Sprache, denn das tröstet und macht den Kopf klar; oder wollt Ihr's nicht, so laßt's bleiben und winselt meinethalb wie 'ne alte Katze, mir gleich."

„Ihr seid verflucht hochnasig," sagte der Andere trotzig, „und salbadert drauf los wie ein Pastor. Und was mich quält, fragt Ihr?" fuhr er fort und schlug heftig mit dem Fuß auf den Rasen. „Nun seht, das ist meine verdammte Natur, die mich in's Elend treibt. Und könnt Ihr die ändern und bessern, so thut's und Ihr sollt bedankt sein!" — „Wie so? ich versteh' Euch nicht," sagte Franz.

„Nun so knöpft Eure Ohren auf," erwiderte Steffen wild. „Die Sache ist so. Der nächste Hof neben dem unsern gehört

dem alten Bartels; der hat eine Tochter, die heißt Fiek (Sophie) und ist schmuck und ich habe sie lieb schon von Kindsbeinen an. Aber da ist nun der Satan, daß ich, wenn ich bei andern Dirnen bin, auch mit diesen charmire, und oft ein bischen zu viel — ich geb's zu — und dann die letzte für die hübschesthe halte, und an die Fiek mit keinem Gedanken denke, bis ich sie wieder sehe." — „Da habt Ihr sie auch nicht lieber als die andern," lachte Franz. — „Ihr wißt viel davon!" versetzte Steffen verdrießlich. „Ja grad', ich habe sie lieber als die andern, denn wenn ich bei ihr bin, fühl' ich ganz anders, wärmer und heißer; aber fort von ihr und zu andern, und hrrr — weg ist's!"

„Das ist schlecht," sagte Franz kopfschüttelnd. — „Ei zum Donner, das weiß ich selber auch und hab's mir oft genug vorgehalten, und die Fiek weint und droht, mich zu verlassen, und ich versprech' auch Besserung; aber im Handumdrehen ist's wieder vergessen. Was kann ich nun dafür, daß meine verdammte Natur so wetterwendisch ist, oder daß diese heillosen Augen so vielerlei Gutes sehen?" — „Das versteh' ich nicht. Was man einmal ernsthaft liebt, dabei mein' ich, müßte man auch aushalten." — „So klug bin ich auch! Daß ich's eben nicht kann, das ist das Elend!" — „Und nun?" fragte Franz nach einer Pause, „was weiter? Denn daß Ihr hierüber allein nicht so heult, seh' ich ein." —

„Ihr habt 'n feinen Riecher," versetzte der Fremde höhnisch. „Nun gut, unsere Alten waren übereingekommen und wir auch, daß wir Mann und Frau würden. Sind schon zweimal vom Pastor gekündigt, heut' sollt' es zuletzt geschehen und am Freitag die Hochzeit sein. Da plagt's mich gestern Abend, daß ich mit der schwarzen Rieke schön thue. Ich weiß nicht, was ich ihr vorschwatzte. — Weißt du, daß du schlecht bist? sagte sie. — Du bist gut und hübsch! sag' ich. — Du heirathest aber am Freitag,

sagt sie wieder. — Hol' der Teufel die Hochzeit! sprech' ich. — Und die Fiek? fragt sie. — Ei was, jetzt bin ich bei dir, sag' ich, und nehme mir einen Kuß. Nun hatten es aber auch andere Leute gehört und gesehen, und die hatten nichts eiliger zu thun, als es der Fiek zu erzählen, und die kommt mit dem Alten und sieht uns. Als ich endlich nach Hause will, kommt der Alte plötzlich auf mich zu — hatte hinter dem Brunnen gesteckt, der Schleicher — macht einen Lärm und sagt mir schlankweg auf. Die ganze Nacht konnt' ich vor Herzleid nicht schlafen und heute Morgen geh' ich zu ihnen, bitte und jammere und schwöre, daß es einen Stein hätte erweichen können, aber nicht die Leute da. Daheim sind die Alten giftig auf mich und spucken und prusten wie 'ne wilde Katze und sagen, ich sei ein Lump. Da geh' ich denn in die Kirche. Und was meint Ihr? Der Pastor schweigt über uns mausstill. Da war's aus, ich lief fort wie unsinnig; und nun sagt mir, ob das nur Spielwerk ist?"

„Schlimm!" versetzte Franz, als der andere schwieg und sich die dicken Thränen abwischte. „Das versteh' ich nicht und kann Euch freilich nicht helfen. Ihr müßt hoffen, daß sie wieder gut werden. Ich zwar thät' das nicht, das sag' ich Euch offen!" — „Und was hülf' es mir," sagte der Bursch heftig, „da ich einmal so ein Sâlhund*) bin? Das alte Spiel ginge über kurz oder lang doch von vorn an. Mir könnte nur Eins helfen," fügte er mit einem schweren Seufzer hinzu. — „Und das wäre?" fragte Franz. — „Wenn ich einen recht gutmüthigen und recht getreuen Burschen fände." — „Nun das bin ich schon!" rief Franz. — „Ihr?" fragte jener mißtrauisch. — „Ja, hört an, Vertrauen für Vertrauen." Und somit erzählte ihm Franz von

*) Eigentlich: Seehund, dann auch als Schimpfwort Höllenhund oder dergl.

seinem Vater, von Annliesen und was damit zusammenhing. „Treu bin ich also,“ schloß er, „und gutmüthig auch, wenn ich helfen kann. Aber wie kann ich's?“ — „So verkauft mir Eure Treue,“ sagte der Fremde und sah ihn fest an. — „Die Treue?“ brach Franz lachend aus; „hab' ich doch all mein Lebtag nicht gehört, daß man verkaufen könne, was in uns sitzt. Ihr seid nicht klug!“ — „Ei, bei uns sagt man, daß man alles abgeben könne; also kurz und gut, wollt Ihr?“ — „Meinetwegen,“ lachte Franz, gekitzelt durch den spaßhaften Einfall. „Ich bleibe ihr doch treu, und wenn ich zwanzigmal verkaufte, was man nicht davontragen kann. Aber was gebt Ihr mir dafür?“

„Dies Geld,“ antwortete Steffen und zog ein Stück aus dem hervorgelangten Beutel. „Es ist ein Heckthaler.“ — „Meiner Treu!“ rief Franz lustig, „den könnt' ich brauchen. Aber das wäre kein ehrlicher Handel, Geld für nichts. Ich will sie Euch schenken, wenn's Euch Spaß macht.“ — „Nein,“ versetzte jener kalt, „das geht nicht. Wollt Ihr so? Was kümmert's Euch, wenn es mir egal ist?“ — „Nun,“ lachte Franz, „es gilt also! Ich verkaufe Euch meine Treue gegen diesen Heckthaler.“ — „Topp!“ versetzte der andere, und munter schlugen die Hände zusammen. „Nun adje!“ fuhr Steffen fort und sprang auf, „laßt Euch den Handel nicht gereuen!“ Und damit ging er gegen den Wald und verlor sich in den Büschen.

„Ist das ein verrückter Kerl!“ dachte Franz und lachte hell auf. Inzwischen mußte er wieder eingeschlafen sein, denn als er um sich sah, stand der Mond hell am Himmel. Wieder dachte er an den närrischen Handel und wollte ihn schier für einen Traum halten; indem aber sah er das Geldstück neben sich auf dem Rasen blinken, nahm es und steckte es ein. Lachend sprang er auf und machte sich auf den Rückweg. Daheim war es schon still und nur der Hofhund umschmeichelte den späten Ankömmling.

Leise ging er in seine Kammer, aber schlafen konnt' er nicht, denn das wunderliche Ereigniß beschäftigte ihn immer von neuem auf das heiterste.

Indem hörte er draußen sich etwas regen und an der Thür herumtappen; sie ging auf und die Großmutter trat herein. Es war ihm keine ungewohnte Erscheinung, denn die alte Frau pflegte Abends spät das ganze Haus zu durchwandern, um nach Feuer und Licht zu sehen. Zweimal waren ihr die frühern Wohnungen über dem Kopf abgebrannt, so daß sie und die Ihren kaum dem Tode entrannen.

„Du bist lustig, Franz,“ sagte sie, indem sie ihre müden Glieder auf den Brettstuhl fallen ließ, „und du kommst so spät nach Hause. Bist du etwa auf schlechten Wegen gewesen, Junge?“ — „Nicht doch, Großmutter,“ sprach er; „ich habe auch Grund zum Lachen, denn mir ist Lustiges genug passirt heute Nachmittag im Neckengrund.“ — „Plagt den Jungen der Teufel?“ fuhr die Alte entsetzt auf. „Am Sonntag vor Johannis im Neckengrund! Ich hoffe zu Gott, daß du nur spaß'st!“ — „Ich bin dort gewesen bis ganz vor Kurzem, und weßhalb sollt' ich nicht?“ — „Junge, daß sich Gott erbarme! Weißt du nicht, daß dann dort alle Geister los sind?“ — „Hab's nie gehört, Großmutter, ist nur dummes Zeug. Ihr Alten ließt euch auch alles aufschwatzen.“ — „Ja und ihr Jungen erstickt noch an eurer Klugheit! Doch was ist dir begegnet?“ Franz erzählte lachend sein Abenteuer.

„Da haben wir's!“ jammerte die Alte und schlug die Hände zusammen. „Daß sich Gott erbarme! Das ist nun ein leibhaftiger Neck gewesen, du gottloser Taugenichts! Denn meinst du, daß ein Menschenkind so einen teuflischen Einfall habe, die Treue für ein Stück Geld erhandeln zu wollen? Der hat dich nun versucht, wie der Teufel unsern Meister, und du bist ihm

zu Willen! Morgen gehst du mir hin, mit dem Frühesten, stillschweigend, und wirfst das höllische Geld in den Born, betest ein Vaterunser und rufst: ich sage mich los von dir, Satan! Und dann läufst du, was du kannst." — „Ihr seid nicht recht klug, Großmutter!" lachte Franz. „Was soll es mir denn thun? Als ob man so etwas wirklich verhandeln könnte! Und das Geld wegwerfen? Da könnt' ich's doch lieber dem Steffen nach Brook zurückbringen." — „Da kannst du lange suchen, bis du den findest. O weh! was wird das für ein Elend werden!" — „Ihr seid ganz närrisch, Großmutter," sagte Franz endlich ernsthaft. „Laßt Euch doch bedeuten, es hat gewiß nichts auf sich." Und er sprach noch lange fort, um sie zu beruhigen; allein es gelang ihm nicht, und erst als das Morgenroth bereits durch die Bäume dämmerte, verließ sie den Enkel mit den Worten: „Daß du's nur nicht erlebst, ungläubiger Thomas!"

Die Alte konnte sich nicht enthalten ihrem Sohn das Unglück zu berichten. Der Bauer schüttelte den Kopf dazu und sagte dann: „Setzt Euch nichts in den Kopf, Mutter, das sind Einfälle aus dem alten Jahrhundert. Wenn er übrigens die Annliese, das Weibsbild, fahren ließe, wär' mir's schon lieb, denn mit meinem Willen kriegt er sie einmal nicht." Auf dem Felde bei der Arbeit brachte der Alte, gesprächiger als sonst und nicht ohne Neugier, das Begegniß zur Sprache und Franz zeigte ihm das Geldstück vor, einen alten Henkelthaler, dessen Gepräge weder dem Bauern noch seiner Mutter bekannt war, obgleich Beide viel mit Geld verkehrt hatten.

Am Abend sollte Franz Annliesen im Garten finden; aber sei es die meistens verwachte Nacht und die folgende tüchtige Arbeit, sei es der bereits wirklich in sein Recht tretende Handel: zum erstenmal dachte er nicht daran, sah nicht einmal, ob der weiße Rock auf der Leine sei, und ging zeitig und gähnend zu

Bett. Am folgenden Morgen kam nun freilich die Erinnerung, und da ging es ihm wie ein Stich durch's Herz. „Was heißt das?" fragte er sich, „bin ich wirklich schon untreu? Ist es möglich, daß doch was Wahres dran sein sollte? Dann sei die Stunde verflucht, wo ich im Neckengrund so übermüthig war!" Er nahm sich fest vor, daß eine solche Vergeßlichkeit nicht wieder vorkommen solle, und schlich Abends zum Hollunderbusch, zumal der Rock wirklich noch immer auf der Leine hin und her wehte. Aber über eine Stunde wartete er, ohne von Annliesen auch nur das Geringste zu bemerken, und endlich ging er mißmuthig heim.

Am nächsten Tage gab es so viel zu schaffen, daß Franz nur an seine Arbeit denken durfte, und als ihn am Abend der Bauer aufforderte, mit zum Schulzen zu gehen, der ihn in Landwehrangelegenheiten sprechen wolle, folgte er gedankenlos. Sein Geschäft war bald beendet und dann fand er unter dem Nußbaum vor der Thür einen lustigen Kreis von Mädchen und Burschen, die da allerlei Lust vollführten. Er nahm, und zwar bald, mit Munterkeit Theil, foppte die Kameraden und scherzte mit den Dirnen, und fand, daß es unter den Mädchen doch allerliebste Gestalten und Gesichter gab und daß des Schulzen Margreth die schmuckste von allen war. Der Abend gefiel ihm, er ging wieder und wieder hin und war bald immer in dem Kreise zu treffen, den er sonst geflohen. Hinzu kam, daß von Annliesen nichts zu hören und zu sehen war.

Die alte Großmutter schnitt die beweglichsten Gesichter und nickte Stundenlang mit dem Kopf vor sich hin. Der Bauer rieb sich die Hände, stellte sich zuweilen vor den Schulzen hin, schlug ihm auf die Schulter, daß es knallte, und sagte: „Na, Gevatter?" Dann sah ihn der Schulz grinsend an und nickte äußerst bedächtig. Sehr wortreich sind diese alten Bauern überhaupt nicht.

Für die Annliese war es inzwischen böse Zeit. Unter der

Hand hatte der Bauer dafür gesorgt, daß die Anntrine von der heimlichen Liebschaft ihrer Tochter unterrichtet wurde, und ein furchtbarer Sturm war über das arme Kind hereingebrochen. Die wüthende Frau kannte sich selbst nicht, und zum erstenmal während seiner ganzen Ehe mußte der Schmied ihr entgegentreten, um nur Mord und Todtschlag zu verhüten. „Scheer' dich zum Teufel!" schrie sie ihm zu, „oder —" Und sie schüttelte ihre ganz respektablen Fäuste dicht unter seiner Nase. — „Gott behüte," sagte der gute Mann lachend, „ist das ein Weib! Glüht wie ein Ringbolzen! Nur sachte, Alte, sonst krieg' ich dich in den Kühltrog, du scheinst mir's nöthig zu haben!" Der Zank war übergroß. —

„Bist du ein Mann," schrie sie endlich, „daß du dir das gefallen läßst von dem Sâlhund, dem Clas? Siehst nicht, daß es uns bloß zum Schabernack geschieht? Möchten nachher sagen: ja die Leute da, die Krügerschen, die spekuliren nun doch auf den Hof, wollen Frieden machen, uns die Tochter aufschwatzen! O die —" Es folgte eine schreckliche Ladung von ganz ungemeinen Schimpfwörtern. Dann wandte sie sich zur Tochter, die weinend in der Ecke saß, und überschüttete auch sie mit einem Hagel der seltsamsten, unübersetzbaren Ausdrücke. Die Sprache der dortigen Gegend ist wie gemacht zu wahren Ungeheuern von Flüchen und Schimpfwörtern, und Anntrine excellirte sogar noch in der Erfindung von ganz neuen und selbst dort Bewunderung erregenden Wendungen und Verbindungen. Endlich ging ihr der Athem aus und sie spuckte in lautlosem Grimm.

„Gott sei Dank!" meinte der joviale, gleichmüthige Eheherr und schüttelte sich; „ist's endlich genug? Schau an, die Balken haben sich gebogen! Du bist doch ein furchtbares Weibsstück, wenn du so in die Rage kommst! Wozu ist nun all der Spektakel? Wenn's der Franz nun ernsthaft meint?" — Anntrine

murmelte giftig: „Ich wollt's ihm nicht rathen, dem —! die Augen riß ich ihm aus!" — „Bist du nicht verrückt?" sagte der Schmied, „also möchtest du lieber, daß die Liebelei nur zum Scherz gewesen?" — „Ja," schrie sie, „ja, denn er kriegt die Dirne in Ewigkeit nicht, der —! Eher geht sie und ich unter die Erde! Und ich bin Mutter! Und ich bin Frau im Hause! Und ich leid's nicht! Und du merk' dir das, du —! Und denkst du mir noch an ihn, den Lumpen, den —! ich schlage dir die Knochen im Leib entzwei! Und — und —"

Der Schmied entfloh mit Annliesen, und dem Verfasser thut es herzlich leid, daß ihn der Gang der wahren Erzählung auf eine so seltsame und unliebliche Scene brachte. Die Folge von diesem Paroxismus war, daß Annliese schlimme Zeit hatte, am Tage keinen Frieden und bei Nacht keine Ruh'. An Hinauskommen und Alleinsein war gar nicht zu denken, denn die Alte folgte ihr auf Schritt und Tritt. Der Peter Martens war auch nicht weit und hofirte gewaltig, brachte Geschenke, tröstete heimlich, setzte den Franz herunter, indem er von ihm und seinem Treiben beim Schulzen und den andern Bauern alles Mögliche zusammentrug. Dagegen strich er sich selbst heraus, wie gut, wie treu er sei, wie lieb er sie habe.

Sein kleiner Hof war recht schmuck im Stande. Er schaffte einen leichten Wagen an, auf dem er die Familie Sonntags zuweilen zur Kirche führte. Seine Pferde waren so feist und glatt, daß sie spiegelten; seine Peitsche, weiß mit reinlichem grünen Handgriff, knallte wie eine Pistole. Sein Rock war von feinem Tuch, die Weste glänzend roth, die ledernen hellgelben Beinkleider, die weißen Strümpfe, die Schuhe mit den ächtsilbernen Schnallen, der kleine runde Hut — das saß alles stramm und paßte akkurat. Wahrhaftig, es war kein unebener Bursch! Und wenn er zu alle dem Sonntags noch das schmale schwarze Halstuch umge-

bunden hatte und die Rose, die er zwischen den Zähnen hielt, anmuthig hin- und herspielen ließ — bei Gott, er war nicht übel!

Und als die Annliese nach und nach wieder hinaus kam, als sie vergeblich nach Franz spähte und nur immer mehr Neues von seinen Ausgelassenheiten vernahm, durch den Peter sogar etwas von jenem Sonntagshandel erfuhr, als sie einmal ihn den Weg eilig daher kommen sah, ohne daß er nach ihr hinschaute, die doch nahe und ganz sichtbar am Zaun stand, da ward sie auch trotzig, hörte auf die Reden der Mutter und des neuen Liebhabers mehr und mehr und dachte, wenn auch mit Thränen: „So mag er zum Teufel gehen!“ Fein sind sie dort zu Lande nicht, selbst nicht junge Bauernmädchen in ihrem Liebesgram.

Franz hatte inzwischen, da er so lange nichts von Annliese sah und hörte — denn der zänkischen Gemüthsart der Anntrine wegen kamen nicht viele Leute in die Familie des Schmieds —, des ihm einst so lieben Kindes schier vergessen, und dachte nur noch bisweilen an sie und die frühere Zeit, als ob's ein kindischer Traum gewesen.

Der Handel war ihm ganz aus dem Gedächtniß gekommen, denn all die neuen Bekanntschaften, und zumeist die Margreth, füllten seinen Kopf völlig aus. War er dem Vater sonst zu kalt und still gewesen, so war er ihm nun fast zu wild und toll. Das war ein Gejubel, ein Geschwärm von einer zur andern, er floß über von Lustigkeit und Zärtlichkeit und die Alten schüttelten oft die Köpfe. Der Schulz behielt noch den besten Muth. „Das gibt sich schon,“ meinte er, „wenn er erst Mann und Frau mit der Dirne ist. Ich hab's auch nicht anders gemacht und Ihr auch nicht, Gevatter. Aber wir wollen ihm zu Leib' gehen, fragt ihn!“

„Wie ist's, wann willst du Hochzeit machen?“ fragte der

Bauer den Sohn. — „Ei was!“ versetzte der, „soll's so bald schon losgehen? Die Margreth ist schmuck, aber die Andern sind auch nicht ohne, und sie guckt mir zu viel nach andern Mannsleuten.“ — „Just wie du,“ antwortete der Bauer mit einem schwerfälligen Versuch zu lachen. „Wenn du nicht eilst, kommt dir am Ende der Peter Martens in die Quere.“ Das war eine höchst ungerechte Verleumdung, denn der dachte nur an Anneliese, aber das wußte Franz nicht und bei ihm that sie ihre Wirkung, denn der Peter war seit einiger Zeit sein Todfeind. Er war der Einzige, der sich mit ihm an schmuckem Aeußern messen konnte, der ihm an Stärke gleich war. Ueberall stellte er sich ihm gegenüber, verspottete und verhöhnte Franzens Einfälle und Reden, und bereits zweimal hatten sie einander nicht gelinde durchgebläut. Ja, der paradiesische Zustand des Dorfes war in höchster Gefahr.

Am folgenden Tage steckte Franz einen unermeßlichen Strauß vor die Brust, ging mit dem Vater zum Schulzen, hielt gebührlich an und bekam das Jawort. Dasselbe geschah in eben den Tagen beim Schmied; nur wollte Anneliese nicht, daß der Peter es gleich bekannt werden ließ, denn sie freute sich nicht wenig, was der Franz wohl für Augen machen werde, wenn er in der Kirche plötzlich das Aufgebot höre.

Mittlerweile war es Herbst geworden und am Sonntag nach Michaelis richtete der Schulz ein großes Erntefest aus. Die Bauern alle waren geladen und der Schmied mit Frau und Kindern und dem Peter durften nicht fehlen. Das war ein stolzes Fest. Die Stuben waren alle voll und die mit Kränzen und Kronen geschmückte Scheunendiele war fast zu klein für die Tanzenden. Fünf Musikanten waren eigens dazu auf einem reichgeschmückten Wagen aus der Stadt geholt worden. Franz saß zuerst bei seiner Braut im innersten Zimmer, nachher im Tanzraum blieb er auch

in ihrer und ihrer Freundinnen Nähe und begann erst später umherzuschlendern, um sich auch die übrigen Leute anzusehen.

Plötzlich sah er sich Annliesen gegenüber, die auf dem grünen Platz zwischen Scheuer und Haus mit einem andern Mädchen lachend auf und nieder ging. Wie gebannt blieb er stehen und schaute sie betroffen an. Die alte Zeit kam ihm plötzlich in's Gedächtniß mit all ihrer guten Liebe und Treue, mit all ihrem lustigen Plaudern und den heimlichen Abendstunden. Wie war's denn möglich, daß er von der gelassen? — Sie starrte ihn fest und kühl an. Aber er konnte sich nicht enthalten, die Hand auszustrecken und zu sagen: „Grüß' dich Gott, Annliese, bist du auch da? Ich habe schon gemeint, du seiest ganz fort, so lange hab' ich dich nicht gesehen.“ — „Ja, ich bin da!“ entgegnete sie mit harter Stimme, indeß ihr drinnen das Herz zuckte. „Ich bin da, und so viel ich weiß, habt nicht Ihr mich geladen und das Haus ist nicht Euer.“ — „Annliese!“ rief er. — Sie drehte ihm den Rücken zu. „Komm, Lene!“ sagte sie, „was stehen wir da?“

„O, die ist patzig und trotzig!“ dachte Franz, pfiff einen langen Ton und sprang fort zur Margreth, die dies Zusammentreffen etwas beklommen mit angesehen hatte. Franz war wohl lustig, aber es ging ihm nicht von Herzen, denn er mußte immer an die Vergangenheit denken, und wie er an der Annliese doch gar so schimpflich gehandelt habe. Inzwischen pausirte der Tanz und er begab sich in's große Vorderzimmer, einen Schluck zu trinken.

Er fand einen großen Kreis von Männern und Burschen um die schwerbeladenen Tische in lustiger Unterhaltung und tollem Gelächter. Mürrisch setzte er sich zu ihnen nieder hinter den Tisch und trank schweigend. Solche Laune war man an ihm nicht gewohnt und vom untern Tisch her fragte ihn alsbald einer lachend, ob die Margreth zu viel nach einem Andern geschielt,

oder ihm gar aufgesagt habe? — „Oho, ich weiß was Besseres," sagte Peter Martens höhnisch zu seinem Nachbar. — „Was weißt du?" rief Franz und warf wild den Kopf auf. „Flüstere nicht und sprich laut da! 's kümmert mich viel, was so einer spricht!" — „Oho, du kannst es auch hören!" versetzte Peter; „ich meine nur, daß dir heut Abend wohl zu Sinn gekommen, wie du einmal etwas von dir selbst verhandelt hast, und daß so ein gottloser Mensch eigentlich nicht mit ehrsamen Christenleuten —". — „Hund!" schrie Franz und fuhr mit einem Satz auf den Tisch, mit einem zweiten auf den zurückspringenden Gegner; „wenn du beißen willst, sieh zu, daß du nicht deine eigenen Zähne verschlucken mußt!" Und damit begann eine furchtbare Schlägerei, an der bald alle Jungen für oder wider Theil nahmen, und bei der Tische und Stühle und das Geschirr der Frau Schulzin bedeutenden Schaden litten. Endlich kamen die Alten dazu und brachten sie mit Mühe auseinander.

Das Fest war ziemlich zerstört, denn man konnte sich nicht ganz wieder besänftigen. Peter ward halb bewußtlos nach Hause gebracht; ihn tadelten alle über den thörichten Angriff. Der Bauer und der Schulz brummten über sich selbst, daß sie nicht besser die alte Geschichte verschwiegen. Franz war ziemlich unverletzt geblieben. Noch einmal versuchte er sich Annliesen zu nähern, aber mit keinem bessern Erfolge als vorhin. Dann war er still und finster, blieb für sich und ging bald mit dem Alten nach Hause.

Am Morgen machte er sich schweigend auf und ging nach Brook. Da fand er zwar einen Bauern mit Namen Marx, auch hieß sein Sohn Steffen und dessen Frau Fiek, das junge Paar hatte auch erst vor kurzer Zeit geheirathet, aber erzürnt hatten sie sich nie und der junge Bauer glich dem, welchen Franz damals im Grunde erblickt, nicht im Entferntesten. Dieser hatte dunkles

Haar und braune Augen, war auch vor wenig Wochen erst aus einer entfernten Garnison vom Militär zurückgekommen. Von dem Thaler wollte er nichts wissen. Die wunderlichen drängenden Fragen des Rehfelders fielen auf, so daß sie ihn mißtrauisch betrachteten und sehr geneigt waren ihn für einen Narren zu halten. In heller Verzweiflung entschloß sich endlich Franz, dem Steffen seine Geschichte zu erzählen. Der Mann riß Mund und Augen weit auf, aber Hülfe wußte er keine.

So machte Franz sich denn auf den Rückweg, und als er in die Gegend des Neckengrundes gelangte, schritt er links ab dahin. Er gedachte jenes Nachmittags, des betrübten Fremden, seines eigenen jetzigen Elends, und er hätte schier weinen mögen. Allein in seinem Stamm waren die Thränen nicht zu Haus. Mit einem plötzlichen Entschluß erhob er sich vom feuchten Rasen, trat rückwärts zum Born und warf das Geldstück über seine Schulter hinein. „Ich sage mich los von dir, Satan!“ murmelte er und ging langsam davon. Es war Abend, als er zu Hause anlangte.

Die nächsten Tage hielt er sich still zur Arbeit, sprach mit keinem Menschen und ging weder zum Schulzen noch sonst wohin. Am Donnerstag trat der Vater zu ihm. „Nun, wie ist's?“ fragte er finster, „willst du die Margreth sitzen lassen?“ — Franz stand mit gesenktem Haupt und dachte noch einmal an alles. Endlich sagte er zu sich selbst: „Du hast dir's selbst eingebrockt, so magst du's nun auch selbst ausessen. Bist kein Kind mehr, Franz, sollst es nicht sein! 's hilft dir doch nichts mehr!“ Er warf den Kopf auf und sprach kalt und kurz: „Nein, Vater!“ — „So fahr' in die Stadt und kaufe das Gesangbuch für deine Braut,“ versetzte der Alte; „und heut Nachmittag gehst du zum Magister und bestellst das Aufgebot.“ — Franz nickte, fuhr zur Stadt, ging Nachmittags, als er zurückkam, erst zu seiner Braut

und gegen Abend zum Prediger, der ihm wegen seiner Unverträglichkeit zuerst den Text las und dann die Namen in's Buch eintrug.

Am nächsten Sonntag wurden Franz und Margreth und Peter und Annliese als Ehestandskandidaten verkündigt. Franz saß still im Stuhl bei seiner Braut und zuckte nicht; aber das Herz war ihm überschwer, und nicht besser erging es Annliesen. —

Seit der Zeit sind nun zwanzig Jahre vergangen. Der Bauer und die Großmutter sind schon längst gestorben und Franz lebt ziemlich still und zufrieden mit der Margreth, die ein braves dickes Weib geworden ist und ihrem Manne viele Kinder geboren hat. Er ist inzwischen schweigsam und finster geblieben, hart und streng wie sein Vater und ein ächter Butenbûr. Zum Neckengrund ist er seit damals nicht wieder gekommen.

Die Anntrine ist auch todt. Der Schmied hat das Geschäft seinem ältesten Sohn übergeben, verwaltet nur noch die Schenke und wird täglich breiter und kupfriger. Seine Tochter lebt mit dem Peter und ihren Kindern zufrieden. In der ersten Zeit seiner Ehe war der Peter zwar nicht wenig eifersüchtig auf die erneuerte Bekanntschaft seiner Frau mit Franz, allein ganz ohne Grund. Nach und nach, besonders seit die Alten todt sind, haben die beiden Familien ihren Streit und ihre Feindschaft vergessen. Oft und freundlich sind sie bei einander, und ihre ältesten Kinder sollen ein Paar werden, wozu sie bereits auch die beste Lust zeigen. — Der alten Zeit und der alten Fährlichkeiten gedenkt keiner; der Bauer mag's nicht.

und gegen Abend zum Pfarrer, der ihm wegen seiner Unbeholfenheit zwar den Text las und dann die Namen in's Buch eintrug.

Am nächsten Sonntag wurden Franz und Margreth und Peter und Annliese als Ehestandscandidaten verkündigt. Franz saß still im Stuhl bei seiner Braut und sagte nicht; aber das Herz war ihm übervoll, und nicht besser erging es Annliesen. —

Seit der Zeit sind nun zwanzig Jahre vergangen. Der Bauer und die Großmutter sind schon längst gestorben und Franz lebt ziemlich still und zufrieden mit der Margreth, die ein braves Weib geworden ist und ihrem Manne viele Kinder geboren hat. Er ist inzwischen schweigsam und finster geworden, hart und streng wie sein Vater und ein ächter Bauernherr. Zum Riedengrund ist er seit damals nicht mehr gekommen.

Die Annliese ist auch todt. Der Schmied hat das Geschäft seinem ältesten Sohne übergeben, verwaltet nur noch die Schenke und wird täglich breiter und lustiger. Seine Tochter lebt mit dem Peter und ihren Kindern zufrieden. In der ersten Zeit seiner Ehe war der Peter zwar nicht wenig eifersüchtig auf die erneuerte Bekanntschaft seiner Frau mit Franz, allein ganz ohne Grund. Nach und nach, besonders seit die Alten todt sind, haben die beiden Familien ihren Streit und ihre Feindschaft vergessen. Oft und freundlich sind sie bei einander, und die ältesten Kinder sollen ein Paar werden, wozu sie bereits auch die rechte Lust zeigen. — Der alten Zeit und der alten [illegible] gedenkt keiner; der Bauer mag's nicht.

Das Burgfräulein.

1858.

Erstes Kapitel.

In früheren Jahren.

Der Freiherr Bernhard Moritz Leo von Hausen — zur Unterscheidung von einem fast gleich benannten Vetter unterzeichnete er sich stets mit diesem vollen Namen — war bekanntlich beinah dreißig Jahre lang und bis zu seinem 1820 erfolgten Tode Präsident des obersten Gerichtshofes der Provinz. Er hatte eine sehr ernste, schwere Jugend gehabt und die glänzende Carriere, die er gemacht, weniger seinem alten Geschlecht, das freilich zu den edelsten des Staats zählte, als vielmehr seinen eminenten Fähigkeiten, seinem unermüdlichen Fleiß und seinem festen, graden Sinn zuzuschreiben, welcher letztere ihn niemals auch nur um einen Schritt von dem für richtig erkannten Wege abweichen und vor keiner Consequenz jemals zurückschrecken ließ. Sein ganzes Privatleben war darauf gerichtet gewesen, seinem alten Namen mehr Ehre zu machen, als leider viele seiner Vorfahren und zumal sein eigener Vater gethan, welcher durch wildes verschwenderisches Leben und durch unzählige unsinnige Prozesse auch die letzten Reste des bereits ruinirten Vermögens, so zu sagen, vernichtete und dem Sohne nichts als einen ziemlich zweideutigen Ruf und unabsehbare Schulden hinterließ.

Bernhard war seit mehr als hundert Jahren der erste Mann seines Stammes, welcher nicht Soldat geworden; auf den Befehl des Vaters und gegen seine Neigung hatte er Jurist werden müssen, weil der Alte, wie er sich ausdrückte, seine Prozesse fortan nicht allein mit seinem Gelde, sondern auch mit seinem eigenen Fleisch und Blut führen wollte, und verfolgte nun auch, nachdem er seine traurige Erbschaft angetreten, diese Laufbahn, da er auf ihr wenigstens ein Auskommen zu finden hoffte. Daß er mehr als dieses fand, verdankte er theils, wie gesagt, seinem Kopf und seiner Ausdauer, theils aber auch dem Glück. Der Herrscher wurde durch Zufall auf den jungen, strebenden Mann aufmerksam, zog ihn hervor, betraute ihn mit einigen wichtigen Geschäften und ließ ihn, der dieselben auf das gewandteste und befriedigendste zu Ende geführt, rasch von Stufe zu Stufe emporsteigen. Nach längerer Zeit hatte er ihm sogar eine der ersten Stellen des Staats und in seiner nächsten Nähe zugedacht; Bernhard lehnte dieselbe jedoch mit der Bitte ab, man möge ihn und seine Wirksamkeit der alten Heimatsprovinz erhalten, wo er alle Zustände und Verhältnisse auf das genauste und seit frühster Jugend kannte und am meisten nützen zu können glaubte. Und somit wurde er zum Präsidenten des Gerichtshofes ernannt, wodurch er zwar zum ersten und bedeutendsten Mann dieses gesammten Landestheils, aber auch zu einer Stellung erhoben wurde, welche außer der Ehre ihrem Besitzer nur so wenig einbrachte, daß er, ohne sonstiges Vermögen, der damit verbundenen Repräsentation kaum zu genügen im Stande war.

Darum kümmerte der Freiherr sich jedoch im geringsten nicht. Da er durch die Besoldung und einen ihm persönlich gewährten Zuschuß nicht nur die Ausgaben für seine Familie, sondern auch für jene ihm auferlegte Repräsentation nothdürftig gedeckt sah, war ihm alles übrige gleichgültig. Nach Geld und

Gut, das er in seiner Jugend entbehren gelernt, fragte er jetzt so wenig wie je und weder für sich, noch für die Seinen. Die Ehre war der Magnet, an den sich sein ganzes Leben, Wesen und Sein aufs innigste und festeste anhing, und der erste Grundsatz des trefflichen Herrn war, daß mit solchem Kern ein Mann von Kopf und Herz, von Consequenz und Willenskraft stets den Platz im Leben und der Gesellschaft finden müsse, der ihm ein ruhiges und befriedigendes Dasein und den ihm gebührenden Theil an den Glücksgütern dieser Erde sichern werde. Alles Weitere sei überflüssig und vom Uebel.

Darnach, wie schon bemerkt, war sein eigenes Leben durchaus geregelt und dasselbe legte zugleich für die Wahrheit dieses Satzes den glänzendsten Beweis ab, denn der Präsident hatte sich alles errungen, wornach er gestrebt, worauf er Werth gelegt. Seine Gattin stammte, wie er selbst, aus einer der ältesten und edelsten Familien des Staats — Bernhard verbarg niemals den hohen Stolz auf seinen Stammbaum, auf welchem nicht ein einziges Beispiel einer Mißheirath zu finden war — und war, auch wie er, ohne alles Vermögen. Sie brachte ihm statt dessen einen Schatz an Schönheit und Ehre, an Liebe und Güte zu, und er fühlte sich damit nicht nur reich, sondern auch glücklich. Er hatte von ihr nur ein Kind, aber es war ein Knabe, wie das Herz eines Vaters ihn sich nur wünschen kann, so gesund zeigte er sich, so kräftig und verständig, so schmuck und so hochbegabt. Und es war für den Präsidenten ein unbeschreiblicher, erhebender Genuß, die Anlagen und die Fähigkeiten dieses Kindes sich nach und nach immer glänzender entwickeln zu sehn, seine Erziehung zu regeln und zu überwachen und ihn in die Prinzipien unmerklich hineinwachsen zu lassen, die ihm der Vater außer dem wieder gehobenen Ansehn seiner Familie und der makellosen Reinheit seines Stammbaums, als einzige,

aber in seinen Augen genügende, Erbschaft mitzugeben im Stande war.

Von Reden, Bestimmungen, Maßregeln war bei der Erziehung des Knaben — er hieß Moritz — wenig die Rede. Der Präsident hielt nichts davon. Er meinte, daß ein geordnetes häusliches Leben, das Beispiel der Eltern und anderer Hausgenossen viel besser und nachhaltiger wirke als alle mündlichen Lehren und Ermahnungen. Das Einzige, wozu er Moritz zuweilen, und zwar meistens auch wieder mehr nur durch den Ernst und die Festigkeit seines Benehmens, als durch wirkliche befehlende Worte anhielt, war ein strenger Gehorsam gegen seine Eltern und Lehrer, und eine ebenso strenge Consequenz im Reden und Handeln. Bei dem einmal Begonnenen und Gesagten mußte man bis zum Ende bleiben.

Der Knabe gewöhnte sich an Mäßigkeit und Frugalität; er wuchs heran in Abhärtungen aller Art, er wurde vom Vater bei jeder Gelegenheit auf das eigene Nachdenken, auf die eigene Kraft und Fähigkeit zurückgewiesen. Er genoß überhaupt einer Freiheit und Selbstständigkeit, wie sie nur selten jungen Leuten dieses Alters eingeräumt zu werden pflegt; er konnte thun und lassen, was er wollte, aber er mußte sich dann auch selber zu helfen wissen und durfte dabei nie seiner Ehre und seines Namens vergessen. Er wurde von früh auf nicht mehr wie ein Kind, sondern wie ein denkender theilnehmender Mensch behandelt, der berechtigt war, sich an den Leiden und Freuden seiner Eltern zu betheiligen, mit ihnen zu tragen, zu genießen. Und als er nach und nach heranwuchs und besonders, seit er im vierzehnten Jahre die Mutter verloren, trat er dem Vater täglich näher, stand neben ihm nicht nur als heranreifender Sohn, sondern auch als ein junger Freund, der fast von allem erfuhr, an

fast allem theil nehmen durfte, was des Alten Herz und Kopf grade erfüllte.

Der Erfolg dieser Erziehungsmethode entsprach den Hoffnungen des Präsidenten ziemlich vollständig. Als er, um Jurist zu werden, zur Universität ging, war Moritz im Grunde ein fertiger Mensch, dessen Wesen und Charakter sich mit den Jahren wohl noch befestigen, aber eigentlich nicht mehr verändern konnte. Er war und wurde immer mehr ein Mann von Geist und Ehre, ein Mann, der wie sein Vater, mit trefflichen Anlagen und großen Fähigkeiten eine eiserne Ausdauer und die strengste Gewissenhaftigkeit verband, mit stetigem, niemals zögerndem Schritt durchs Leben ging. Und selbst, als er seinen Weg gemacht und auf den Posten seines Vaters vorgerückt war, wußte ihm niemand einen andern Vorwurf zu machen, als daß er einerseits einen gar zu großen Werth auf Alter und Reinheit seines Stammbaums, auf Ehre und Ansehn seiner Familie lege, und andrerseits in den Forderungen, die er im Geschäft und Leben an Andere stellte, nach denen er den Beamten und Menschen beurtheilte, zu hart und streng sei. Er selbst freilich genügte den strengsten und war gegen sich und die Seinen am wenigsten nachsichtig.

Durch die geschilderte Erziehungsweise und auf seinem also vorbereiteten und durchgeführten Lebenswege, war Moritz aber auch für sich selbst und für alle, welche ihm so oder so angehörten oder untergeben waren, schon in der Jugend ein strenger Egoist und kühler Realist geworden, der zuerst stets nur auf Erfolg und Nutzen sah und alles Ideelle, jede Forderung des Herzens und Gefühls entweder gänzlich ablehnte oder doch durchaus in die zweite Reihe schob. Von Jugend auf war er selbstständig gewesen und auf die eigene Kraft angewiesen; er war sich seiner selbst und seiner Fähigkeiten bewußt, er trat immer bestimmt und zu Zeiten sogar despotisch auf und ließ einen Widerstand gegen

seine Autorität und Einsicht nie oder nur selten gelten, weil er ihn mit seiner Verstandesschärfe entweder für nichtig und ungerechtfertigt erkannte oder doch dafür zu erkennen glaubte, und weil er endlich später den unverbrüchlichen Gehorsam, den er selber den eigenen Vorgesetzten erwies, im selben Maße von seinen Untergebenen verlangte. Das waren, wie bemerkt, Folgen seiner Erziehung, die der alte Präsident zwar sicher nicht beabsichtigt und gewünscht hatte, die aber als durchaus natürlich, ja nothwendig in die Augen springen. Es war daher nicht für Moritz allein, sondern auch für alle, die mit ihm in Berührung kamen, ein wahres Glück, daß hinter seinem anerzogenen, starren und unbeugsamen Wesen dennoch immer noch ein zwar kleiner, aber unverwüstbarer Kern von Herzensgüte und Gemüth erhalten blieb — ein schönes Erbtheil von seiner Mutter. Das brach bei ihm auch in spätern Jahren zuweilen plötzlich und überraschend hervor, versöhnte mit mancher Härte, machte hie und da im Stillen sogar wieder gut, was vorher seine starre, schonungslose Strenge ihm selbst und Andern auferlegt, und verband ihm immer von neuem die Menschen, die er zuvor durch seinen Stolz und seine Rücksichtslosigkeit von sich gestoßen und beinah verloren hatte.

So war Moritz von Hausen der Anlage nach in seinem zwanzigsten Jahre, als er auf der Universität und unter den von ihm beherrschten oder doch weit übersehenen Kommilitonen bedächtig die Lust des Studentenlebens erprobte und sich mit ruhiger Ueberlegung auch an den Uebertreibungen dieser Lebenszeit betheiligte, — und so war sein Wesen und Charakter ausgeprägt, als er im vierzigsten Jahre den Thronsessel des Vaters einnahm und die Urtheile und Verordnungen seines Gerichtshofes im Namen des Herrschers der ehrfürchtig lauschenden Zuhörermenge verkündigte.

Als er etwa anderthalb Jahre studirt hatte, erhielt er vom

Vater einen Brief, dessen Inhalt für den alten Herrn so bezeichnend und für Moritz so wichtig war, daß wir ihn hier vollständig mittheilen.

„Mein Sohn'" schrieb der Präsident nach den gewöhnlichen einleitenden Sätzen, „laß mich Dir jetzt etwas mittheilen, was sich, selbst wenn ich es wollte, nicht länger verbergen lassen würde — etwas, was Dich zwar überraschen, aber wie ich hoffe, auch erfreuen wird. Du kennst Deinen alten Vater gut genug, um zu wissen, daß er, wenn er sich einmal entschloß, etwas für sich selber zu thun, entweder als Beamter oder durch seine Individualität und seine persönlichen Bedürfnisse dazu berechtigt oder gar gezwungen worden ist. Mit einem Wort, mein Sohn, ich habe mich nach reiflicher Erwägung zu einer zweiten Heirath entschlossen.

„Was ich als Privatmann gethan und getrieben, habe ich Dir seit manchen Jahren schon stets mit allen, auch den geheimsten, Motiven dargelegt, um Dich darauf aufmerksam zu machen, daß ein rechter Mann nichts, selbst das Geringste nicht, ohne Ueberlegung, ohne Grund, ohne Zweck thun und sagen soll. Bei dem gegenwärtigen Fall fühle ich mich um so mehr zur Offenheit gegen Dich gedrängt, da die Folgen dieses Schritts auch für Dich und deinen Lebensgang von Importance sein dürften. Ich hoffe jedoch zu Gott dem Herrn, daß diese Folgen für Dich nur gute sein werden, wie ich sie für mich selbst erwarte.

„Du erinnerst Dich ohne Zweifel noch selber, mein Kind, und weißt es auch aus meinen Mittheilungen, in welcher innigen geistigen Gemeinschaft ich mit Deiner seligen Mutter gelebt habe. Es begründete sich das aber nicht allein auf ihre und meine Individualität, sondern mindestens ebensoviel auf eine Grundbedingung meiner Natur — ich muß ein Wesen haben, an das ich mich geistig anschließen kann, dem ich mich hingeben darf,

wie ich bin, auf dessen Teilnahme und Eingehn ich rechnen kann, von dem ich mir in jedem Augenblick bewußt bin, daß es mich und die Regungen meines Innern versteht. Das ist einmal nicht anders; ohne ein solches Wesen fühle ich mich einsamer, ärmer und — glaube das nur, mein Sohn! — haltloser, als ich es beschreiben kann. Ein Freund vermag das nicht oder nur in beschränktem Maße zu gewähren, — wohl aber ein Kind, wenn es ein so braves und verständiges ist wie Du. Du, Moritz, hast mir in Verbindung mit Deiner liebevollen Tante die Jahre seither einen großen Ersatz gewährt; ich habe, von dieser Seite aus betrachtet, meinen Verlust leichter ertragen können und die Vereinsamung, in der mich Deine selige Mutter ließ, nur selten in ihrer vollen Größe empfunden.

„Nun bist Du seit anderthalb Jahren fort, mein Kind; Dein Studium hält Dich noch auf längere Zeit fern und Deine Carriere mag dich vielleicht für immer aus meiner Nähe bringen. Seit acht Monaten ist auch Deine gute Tante ihrer seligen Schwester gefolgt, mein Haus ist ganz einsam geworden, und zu allem andern soll ich alter Mann die Vertretung desselben und die unvermeidliche Repräsentation der Gesellschaft gegenüber allein aufrecht erhalten. Ein häusliches Leben ist mir von jeher Bedürfniß gewesen; was ich in meinem Hause finden will und stets gefunden habe, kann mir die Welt und Gesellschaft niemals bieten. Ich kann auch jetzt, in meinem sechzigsten Jahre, nicht mehr eine neue und mir verhaßte Art von Leben beginnen; überdies sind die meisten Genossen meiner Jugend und die paar wirklichen Freunde, deren ich mich rühmen durfte, gleichfalls einer nach dem andern davongegangen. Ich fühle mich sehr vereinsamt; ich fühle mich kränklich, müde, hypochonder werden, — und das darf nicht sein. Der Leib mag immerhin zu Grunde gehen; ich bin ein Christ und sehe dem Wort, das mich davon ruft, mit Fassung

entgegen. Allein der Geist soll, so lange der Körper lebt und so lange ich das abzuwenden vermag, nicht in Abnahme kommen, nicht getrübt werden. Ein Mensch, der das zuläßt, ist entweder schon stumpf oder begeht eine Sünde, die — ich nicht zu verantworten, zu tragen wüßte.

„Dies, mein Sohn, ist im Allgemeinen der Gang meiner Gedanken, der mich endlich zu der Ueberzeugung führte, daß und auf welche Weise ich mir helfen müßte. Damit war denn auch das Wesen gefunden, dem ich meine Zukunft mit Ruhe und Zufriedenheit anvertrauen konnte, und dem ich seit langer Zeit bereits eine große Achtung und herzliche Neigung zugewandt hatte. Denn Gott soll mich behüten, daß ich zur Wahl einer Lebensgefährtin nur aus jenen vorhin angeführten persönlichen und äußerlichen Beweggründen schritte, ohne daß zugleich auch mein Herz für sie spräche. Einer solchen Frivolität wirst Du mich am wenigsten für fähig halten.

„Die Dame, die Dich als Deine zukünftige Mutter herzlich grüßen läßt, ist die Wittwe meines langjährigen Freundes und Collegen, des Grafen Sonneck. Eugenie ist im Anfang der dreißiger Jahre und somit in einem Alter, welches, im Vergleich mit dem meinen, eine Ehe wenigstens nicht als ein zu arges Mißverhältniß erscheinen läßt. Sie hat überdies schon bei ihrem ersten, gleichfalls um vieles ältern Mann bewiesen, daß sie ein warmes treues Herz, ein tiefes Gemüth habe und hochsinnig genug sei, um am Gatten nicht die Jahre zu berechnen. Ich kenne sie fast von ihrem ersten Lebensjahre an und habe sie immer geachtet und geliebt, wie es eine so vortreffliche Tochter und Frau verdient.

„Kinder hat sie in ihrer ersten Ehe nicht erzielt; wie Gott der Herr in der unsern darüber verfügen wird, vermag ich natürlich nicht zu sagen, und hüte mich wohl, mich darüber mit

Erwartungen und Wünschen zu tragen, die etwa doch nicht erfüllt werden. Für Dich jedoch, mein Sohn, kann daraus weder in dem einen, noch in dem andern Fall eine Veränderung oder gar Beeinträchtigung erwachsen, ein Gedanke, der nicht wenig zu meiner endlichen Entschließung und zur völligen Beruhigung meines Gewissens beigetragen hat.

„Wie Dir längst bekannt, hast Du von mir dereinst kein Vermögen zu erwarten, denn in dem Hause, welches ich Dir hinterlasse, steckt kein irgend nennenswerthes Kapital. Von einem Zurücklegen war bei meinem Einkommen und meiner Stellung niemals die Rede, und ich mußte mich begnügen, Dir, und wenn ich weitere Kinder hätte, auch diesen, eine standesgemäße Erziehung und eine Ausbildung angedeihen zu lassen, die es ihnen möglich macht, später ihren Weg allein zu verfolgen. Nach Geld und Gut habe ich weder für mich, noch die Meinen jemals gestrebt. Ich habe es in meiner Jugend entbehren lernen müssen und bin darum nicht schlimmer daran gewesen. Ich habe eingesehen, daß ein gesunder Mensch von Kopf, Herz und Charakter desselben zu seinem guten und ehrenvollen Fortkommen nicht bedarf. Der Jüngling und das Mädchen, die jedes in seiner Weise, das Ihre thun wollen und thun, finden bei uns noch immer ihren Platz und die Mittel zu ihrer Existenz. Nach diesem Grundsatz und in diesem Bewußtsein habe ich mich bestrebt auch Dich zu erziehen und weiß Dich damit wohl geborgen.

„Was die Verhältnisse der Dame betrifft, welche ich Dir demnächst zur Mutter geben will, so weißt Du vielleicht, daß die Gräfin Sonneck reich ist — nicht aber durch ihren seligen Mann, sondern durch ihre Mutter, die ein geborenes Fräulein von Lindow war und ihrem Gemahl das Gut Lindow zubrachte. Seit dem Aussterben der männlichen Linie erbt dies Gut nur noch in der weiblichen fort und verleiht seiner jedesmaligen Be-

sitzerin das Recht, den Namen Lindow mit dem ihres etwaigen Gatten vereint zu führen.

„Es ist ein schönes Gut und hat sich durch vernünftige Bewirthschaftung so verbessert, daß es der Gräfin ein bedeutendes Einkommen gewährt. Sollte uns Gott der Herr noch eine Tochter schenken, so würde dieselbe dereinstige Herrin dieses Besitzes; erhielten wir einen Sohn, so wäre derselbe nur auf etwaige Ersparnisse seiner Mutter angewiesen und das Gut fiele, wie auch wenn wir keine Kinder haben, an eine Verwandte der Gräfin, welche mit dieser zugleich aus dem Hause Lindow abstammt. Dich und mich tangirt die Sache weder so, noch so.

„Das, mein lieber Sohn, ist es, was ich Dir mitzutheilen habe. Wir haben den 14. August zum Abschluß unserer Verbindung angesetzt und erwarten, Dich zu diesem Tag bei uns zu sehn, da Deine Ferien bereits am dritten oder vierten des Monats beginnen werden. Ich habe das feste Vertrauen zu Dir, daß Du Dich der herzlichen Zuneigung würdig zeigen wirst, welche Deine zukünftige Mutter Dir schon jetzt in hohem Maße schenkt. Bist Du doch Dein Lebenlang meiner Liebe werth gewesen, wie mit Stolz und Freude versichern kann

Dein getreuer Vater."

Nach der ersten Ueberraschung und nach dem natürlichen Schmerz, der bei dem Gedanken durch des Sohnes Herz zog, daß seine verstorbene heißgeliebte Mutter nun auch im Innern des Vaters zu Grabe getragen werden solle, konnte Moritz sich nicht verbergen, daß der Entschluß der vernünftigste und naturgemäßeste sei, den der Alte fassen konnte. Was er von dem Bedürfniß seiner Natur redete, sich einem andern Wesen hinzugeben und anzuschließen, und was er von seiner Vereinsamung sagte — kurz alles, was der Brief in Bezug auf diese Punkte enthielt, leuchtete dem Sohne durchaus ein. Seit dem Tode der

Tante war das Haus verödet und der Mann vereinsamt, beides in einer Weise, wie die Natur es für den Einen unerträglich machte, und wie die Verhältnisse es für das Andere auf die Länge nicht statthaft erscheinen ließen. Hätte sich der Präsident gleichgültig darin gefunden, dabei beruhigt, so wäre das für den Sohn wirklich ein Zeichen von Körper- und Geistesschwäche gewesen, die er dem hochverehrten Vater noch für viele Jahre ferne wünschte. Nun aber sah er auf eine Weise geholfen, wie man es wohl nicht gründlicher, befriedigender und ehrenvoller denken konnte. Moritz erinnerte sich der Gräfin als einer schönen und stattlichen, freundlichen und liebenswürdigen Dame, und zu alledem fühlte er sich auch nicht wenig durch ihren Rang und Stand geschmeichelt. Sie gehörte durch Geburt und Verheirathung den edelsten Häusern des Staates an — etwas, worauf Moritz schon damals fast mehr Werth legte, als sogar sein Vater.

Er reiste nach Hause und wohnte der Hochzeit, dem Wunsche seiner Eltern gemäß, bei. Er sah sich von der neuen Verwandten auf das freundlichste aufgenommen; er fand in ihr noch mehr als er erwartet — nicht nur die liebevolle Gattin des Vaters und die glänzende und angenehme Dame des Hauses, sondern auch die kluge und weltgewandte Frau, die ihm durch ihre ruhige Klarheit und Entschiedenheit neben aller Achtung auch eine Art von Ehrfurcht und ein Vertrauen einflößte, wie er beides in diesem Grade bisher noch bei keinem andern Menschen als bei seinem Vater empfunden hatte. Der stolze junge Mensch fand sich die Mutter nicht nur gewachsen, sondern sogar weit überlegen, und fühlte sich dadurch bei der taktvollen und liebenswürdigen Weise, in der sie mit ihm verkehrte, nur noch mehr zu ihr hingezogen. Er war dazu erzogen, den Kern im Menschen zu schätzen, und sagte sich jetzt, je länger er in der Nähe der Mutter lebte, mit immer steigender Bewunderung und

Verehrung, daß sie eine Frau sei, wie er noch keine gekannt, eine Frau, wie sein Vater ein Mann — beide in ihrer Art und auf ihrer Stelle das Vollkommenste, was er sich zu denken vermochte.

Daß er seinerseits gleichfalls der Mutter gefiel, brauchen wir nach allem bisherigen wohl kaum noch zu sagen. Sie fand in ihm nicht nur den Jüngling von angenehmem Aeußern, in dessen durch und durch gesundem Körper ein ebenso gesunder Geist sich regte, sondern auch den jungen Mann von Charakter und von einer ungewöhnlichen Reife des Verstandes, der Ansichten, des Urtheils. Sie erkannte daneben auch mit großer Freude jenen, wenn auch tiefliegenden, doch nicht abzuleugnenden Kern von Herzenswärme und Gemüth — mit einem Wort, sie fand ihn, wie wir ihn oben in flüchtigen Zügen gezeichnet, fühlte sich im Ganzen dadurch auf das angenehmste überrascht und angezogen, und gönnte ihm bald ihr volles, herzliches Vertrauen. Daß der erfahrenen, klugen und klaren Frau daneben auch die Schwächen des Jünglings nicht verborgen blieben, ist natürlich; sie schüttelte den Kopf über manche Kälte und Härte, über die, in ihren Augen oft zwecklose und unnatürliche Selbstüberwindung des noch so jungen Menschen; sie suchte oft mit leisem Wort und leiser Hand die Schärfe und Strenge zu mildern, die sich zuweilen bei Moritz im Reden wie im Handeln kund gab, und that alles, was sie vermochte, um das Herz des Sohnes häufiger vor seinem Kopfe zur Geltung kommen zu lassen.

Zwei Jahre nach dieser Zeit, im Spätherbst 1813, als der Präsident in einer der wiedereroberten Provinzen die Verwaltung ordnete und leitete, und der Sohn, der wie tausend Altersgenossen die Waffen ergriffen hatte, in den Quartieren am Rhein von allen Strapazen ausruhte, empfingen beide die Nachricht, daß die Präsidentin ein Mädchen geboren habe, eine neue junge

Herrin für das alte Stammgut Lindow. Beide machten sich auf ein paar Wochen von ihrem Dienste frei, um der Taufe der Kleinen beizuwohnen, welche mit dem hundertjährigen Familiennamen Hildegard benannt wurde. Bei dieser Gelegenheit sahen sich der Präsident und Moritz, einen ebenso kurzen Aufenthalt des Letzteren nach vollendetem Kriege abgerechnet, zum letztenmal. Denn nach dem Frieden nahm der Sohn seine Carriere sogleich wieder auf, erhielt eine Anstellung in einem sehr entfernten Landestheil und schob einen erneuten Besuch bei den Seinen von Jahr zu Jahr und so lange hinaus, bis ihn endlich 1820 der plötzlich erfolgte Tod des Vaters nach Hause rief.

Der alte Herr war so lange der erste Mann der Provinz gewesen und hatte sich in allen Ständen ein so unbegrenztes Vertrauen, solche Liebe und Ehrfurcht erworben, man hatte ihn mit solchem Stolz den Seinen genannt, daß man sich nun, nach seinem Tode, in Stadt und Land wie verwaist vorkam und von allen Seiten nach einem Ersatz verlangte. Man fand diesen in dem Sohn, der denselben Namen führte, welchen man seit langem wieder als Inbegriff aller Ehre und Würde zu nennen gelernt, der alle Tüchtigkeit und Ehrenhaftigkeit des Vaters geerbt zu haben schien und in seiner bisherigen Stellung sich bereits ein hohes Ansehen erworben hatte. Seine Ernennung zum Vicepräsidenten des väterlichen Gerichtshofes befriedigte daher die Wünsche des gesammten Landes; sie erfreute aber auch die verwittwete Mutter, welche einen solchen Sohn in der Nähe zu haben sich sehnte, und sie beglückte endlich Moritz selbst, soweit das bei seinem Charakter möglich. Der ernste Mann hing an seiner eigentlichen Heimat mit wahrhaft warmer und inniger Neigung.

Er trat nun das Erbe des Vaters an, im Amt, im Ansehn und auch im wirklichen reellen, weltlichen Besitz. Letzterer

beschränkte sich, wie sein Vater es vorausgesagt und wie er selber längst wußte, allerdings fast nur auf das stattliche Wohnhaus und die gediegene Einrichtung desselben. Aber dies genügte dem einfach gebliebenen Mann vollkommen, und zwar auch dann noch, als er nach Jahresfrist heirathete und bald eine große Familie bekam. Das Haus war geräumig genug.

In der Stellung zu — in dem Verkehr mit seiner Stiefmutter, welche nebst ihrer Tochter nach Lindow gezogen war, änderte diese Ehe nichts, es müßte denn sein, daß beides noch herzlicher und vertraulicher geworden wäre. Die Präsidentin lernte an Moritz immer neue Eigenschaften achten, faßte ein immer festeres Vertrauen zu ihm, fand, wie sie wähnte, immer weniger an ihm zu bekämpfen, da seine Härten ihr einerseits nicht härter geworden zu sein schienen, und sie andrerseits es auch für unmöglich hielt, da noch zu ändern und zu bessern, wo der ursprünglich in der Erziehung begründete Fehler jetzt zu einem wirklichen Theil des Wesens und zu einem Grundzuge des Charakters geworden war. Und Moritz gestand sich von Tag zu Tage stets williger und überzeugter ein, was er schon früher erkannt, daß er noch keiner Frau begegnet sei, welche an Kraft und Tüchtigkeit, an Adel des Geistes und des Herzens und an Würde des Benehmens und ganzen Lebens seine Stiefmutter übertreffe. Er wandte ihr eine kindlich ehrfürchtige und herzliche Liebe zu, wie er sie einer rechten Mutter gar nicht in höherem Maße hätte weihen können, und er sah mit wahrhaftem Glück, daß sogar seine Gattin, die sonst leider nur wenig Sinn für ein herzliches, einfaches und häusliches Leben zeigte, sich der nun schon bejahrten Frau mit einer Art von innigem Gefühle zuneigte und ernstlich um ihre Gunst warb.

Kurz, es gestaltete sich zwischen dem Hause in der Stadt und dem Schloß auf dem Lande ein gar freundliches, anmuthiges

Verhältniß, dessen größter Reiz fast darin bestand, daß die Häufigkeit des persönlichen Verkehrs und des wirklichen Sehns durchaus nur von dem herzlichen Verlangen abhängig war, welches die Menschen die Wege hinaus oder hereinführte und zu einander zog.

Wenn Moritz vor seinem Schreibtisch saß und durch das Fenster über den Garten und die nahe Stadtmauer ins Weite schaute — er war ein Mensch der Luft und des Lichts und hatte im Hause die am höchsten gelegenen Zimmer zu seiner eigenen Wohnung erwählt — sah er in dem fernen dunkeln Waldsaum die noch dunklere Stelle, welche die nach Lindow durchführende Landstraße andeutete. Dort, ein wenig rechts, zeigte sich auf einer kleinen Blöße im tiefen Walde ein Häuschen — die Wohnung eines Waldwärters — und eine Linie, die man darüber hinaus noch eine Stunde weit ins Land hinein verlängerte, traf grade auf das alterthümliche Schloß der Mutter. Ja, er sah oft hinaus, der ernste, kalte Mann, und sein Auge ward dann freundlich, seine Lippe murmelte zuweilen ein herzliches, wenn auch leises: „grüß Gott, Mutter!" — und manchmal warf er dann die Acten auf die Seite, sprang mit jugendlicher Raschheit auf, nahm sein Jagdgeräth von der Wand — denn er war dazumal ein leidenschaftlicher Jäger — eilte die Treppen hinunter und wanderte allein, oder auch wohl seine Frau am Arm, heiter durch Feld und Wald, um die da drüben zu überraschen und für ein paar Stunden heimzusuchen. Er wußte im voraus, wie herzlich die Mutter ihm lächelnd und nickend vom Balkon aus beide Hände entgegenstrecken werde.

Die beiden Verwandten erhielten auch bald noch eine weitere Veranlassung zu häufigem Verkehr. Moritz hatte mit dem übrigen Nachlaß seines Vaters auch die von diesem bis dahin theilweise geleitete Verwaltung des Vermögens übernommen, welches

die Präsidentin selbstständig besaß. Die Geschäfte waren leicht und einfach, denn die Präsidentin war eine musterhafte Wirthin, die auf Ordnung hielt und überall Bescheid wußte, ihre Mittel genau kannte und niemals mehr unternahm, als ihr dieselben bequem möglich machten. Die Verbesserung des Besitzes nahm von Jahr zu Jahr zu, die Einnahmen wuchsen langsam, aber unaufhörlich, und alles versprach die kleine Hildegard dereinst zu einer der reichsten Erbinnen in der Umgegend zu machen, bis ein plötzlich angestrengter Prozeß den Besitz der Mutter und das Erbe der Tochter in Frage stellte.

Ein entfernter Verwandter der Familie Lindow, der bisher mit der Präsidentin in durchaus freundlichem Verkehr gestanden, erhob nämlich mit einemmale und ohne daß man recht begriff, weßhalb oder auf wessen Veranlassung, Einspruch gegen jene Bestimmung des Hausgesetzes, welche seit dem Aussterben der directen männlichen Linie, die Besitzung Lindow in der weiblichen forterben ließ. Bei dem Tode des letzten Freiherrn von Lindow waren die Nebenlinien in anderer Weise und zu ihrer Zufriedenheit abgefunden worden, und der damals regierende Fürst hatte der hinterlassenen Tochter das Erbrecht für sie selbst und ihre Nachkommen persönlich für alle Zeiten bestätigt, so daß diese Angelegenheit vollständig geordnet zu sein schien und in den achtzig bis hundert seitdem verflossenen Jahren niemals wieder zur Sprache gebracht worden war.

Der Einspruch des Verwandten kam Moritz daher auch so unsinnig vor, daß er der Mutter den Rath gab, sich gar nicht weiter darum zu bekümmern, als daß sie bei einem etwa anberaumten Termin durch einen Advokaten ihr Hausgesetz vorlegen lasse. Der Erfolg und die Entscheidung könnten nicht zweifelhaft sein.

So schnell und leicht war diese Angelegenheit jedoch nicht

abgethan; sie entwickelte sich vielmehr zu einem wirklichen langen und erbittert geführten Prozeß, der das Recht der Präsidentin auf das ernstlichste in Frage stellte, alle Instanzen durchmachte und erst in der letzten mit Mühe und Noth für die Besitzerin gewonnen wurde.

Die erste Kunde von dieser Entscheidung erhielt die Präsidentin durch Moritz persönlich. Er war kurz zuvor zum Chefpräsidenten ernannt worden und mehrere Wochen in der Residenz, bei seiner Rückkehr aber so von Geschäften überhäuft gewesen, daß er seit Monaten die Mutter nicht mehr gesehn und verhältnißmäßig auch nur wenig von ihr erfahren hatte. Er erschrack bei seinem jetzigen Besuch daher aufs äußerste über den Anblick der Frau, die statt rüstig und stattlich ihm jetzt so bleich und siech entgegenkam, als sei sie inzwischen um viele Jahre gealtert und kaum von einer schweren Krankheit erstanden. Tief erschüttert sprach er ihr diesen Gedanken aus; sie schüttelte leise den Kopf.

„Du irrst, mein Sohn," sagte sie; „ich habe keine Krankheit überstanden, sondern gehe vielmehr einer und — ich meine fast, der letzten entgegen. Die endliche Entscheidung dieses unseligen Prozesses ist mir daher ein großer Trost; ich weiß mein Kind doch gegen Mangel geschützt." — „Mutter," unterbrach er sie fast heftig, „was sagen Sie da? Denken Sie denn nicht an mich? Bin ich nicht Hildegards Bruder, der im unglücklichen Fall seiner Schwester immer noch eine Stellung erhalten haben würde, wie sie sich für uns alle geziemte?" — Die Dame lächelte trübe. „Das weiß ich freilich, mein Sohn," versetzte sie; „aber ich weiß daneben auch, daß du bei deiner Stellung und deiner großen Familie nichts übrig hast. Es ist jedenfalls so besser, und," setzte sie hinzu, „dein Theil Sorgen um die Schwester wird dir dennoch nicht erspart bleiben; du wirst Gelegenheit genug finden

dich als Bruder gegen sie zu bethätigen. Denkst du noch daran, Moritz," fuhr sie fort, „wie leicht wir diese Angelegenheit damals nahmen, wie schnell wir sie beendigt glaubten? Nun sind vier volle Jahre darüber hingegangen, und mir ist dabei das Herz gebrochen. Wer hätte das voraussagen können!"

„Mutter," sprach er nach einer Weile, da er sie nicht weiter fortfahren sah, „ich fasse nur nicht recht, wie Sie bei Ihrer sonstigen Kraft das alles so schwer zu nehmen vermochten. Der Erfolg konnte doch niemals zweifelhaft sein." — Sie schaute ihn ernst an. „Täusche mich nicht," sagte sie. „Ich weiß so gut wie du, daß der Erfolg dennoch bis auf den heutigen Tag zweifelhaft war. Du deinerseits weißt überdies so gut wie ich, welche Opfer diese Jahre von uns verlangt haben, daß nicht nur meine Ersparnisse verloren gingen, sondern Lindow auch aufs neue wieder mit Schulden belastet ist, die mir ein Gräuel und eine Qual sind und die ich mein Lebenlang los zu werden strebte. Ich lege dir das ans Herz, Moritz! Sorge dafür, daß deine Schwester einmal einen Besitz antritt, der wirklich ihr Eigenthum ist. Denn es versteht sich von selbst," setzte sie hinzu, „daß ich nach meinem Tode nur dich zum Vormund für Hildegard haben will."

„Mutter," bemerkte er wieder nach einer Pause, ohne den finstern Blick zu erheben, „fühlen Sie denn gar nicht, wie peinlich mir dies Gespräch, wie betrübend für mich diese — fixe Idee von Ihrem Tode sein muß? Es ist ja, Gott sei Dank, noch gar nicht an einen solchen Fall zu denken. Kommen Sie jetzt nur zu uns in die Stadt hinein und lassen Sie sich recht auspflegen und aufheitern." — Sie schüttelte wiederum den Kopf und erwiderte: „laß es gut sein, Moritz; du kannst mir meine Ueberzeugung nun einmal nicht nehmen. Ich weiß, daß meine Tage gezählt sind, und darum gräme ich mich auch sehr

wenig. Das einzige, was ich wünschte, ist, daß Hildegard ein wenig älter oder schon versorgt sein möchte, damit ich nicht gezwungen wäre, dir diese Sorge aufzulegen. Laß mich ausreden," bat sie, da sie bemerkte, daß der Sohn sie unterbrechen wollte. „Du kennst das Kind wenig, Moritz — du bist ja dreiundzwanzig Jahre älter und selten oder nie mit ihm selbst in Berührung gekommen — und liebst es nicht. Du bist auch, wie ich recht wohl weiß, mit der Weise, wie ich sie erzogen oder vielmehr, wie ich sie zum Theil sich selbst erziehen ließ, gar nicht recht einverstanden gewesen."

„Sie greifen zu weit, Mutter," sagte Moritz, „so arg ist es nicht. Ich meinte und meine nur, daß Sie ihr hin und wider eine gar zu große Freiheit zugestanden und sie zu jung und zu häufig von ihrem eigenen Willen abhängig sein ließen." — „Bist du anders erzogen, mein Sohn, und darum schlimmer gefahren?" fragte die Dame ruhig. — „Es ist doch ein großer Unterschied zwischen Knaben und Mädchen, Mutter!" warf er ein. — „In diesem besonderen Falle wohl kaum," versetzte sie ernst. „Hildegard ist vermöge ihres Besitzes und unserer Familienstatuten zu einer größern Selbstständigkeit bestimmt als andere Frauen. Im Uebrigen ist aber bei ihrer Erziehung auch nichts versäumt worden, und ihre Selbstständigkeit hat sie noch nie zum Widerstand gegen meine Wünsche, zum Ungehorsam verleitet. Mit Liebe läßt sie sich zu allem bringen, von allem überzeugen, was ihr Verstand ihr nicht als unpassend und unthunlich angibt. Und, glaube mir, Moritz, Hildegard hat trotz all ihrer Heiterkeit und Sorglosigkeit einen scharfen Verstand und ein gutes, gesundes Urtheil.

„Und da bin ich nun bei dem Punkt, auf den ich vorhin schon kommen wollte," fuhr sie mit bewegter Stimme fort. „Wenn ich todt bin und sie zu dir hineinzieht, mein Sohn, so betrachte

sie, mir und ihr zu Liebe, nicht als irgend ein junges Mädchen, sondern als deine Schwester, als die Tochter deines Vaters, der auch in dir deine besonderen Anlagen, dein eigenes Wesen schonte und zur Geltung kommen ließ. Versuche es bei ihr mit Liebe und Nachsicht, Moritz, und nicht mit stetem Ernst, mit steter Kälte. Nimm dir hin und wider Zeit für sie und lasse sie dir — wenn auch zuweilen ein wenig ausgelassen — nahe kommen. Sie ist ja noch ein halbes Kind und ich danke Gott dafür, der ihr diesen kindlichen Sinn so lange erhalten! Und dann endlich, mein Sohn — lasse ihr, wenn immer möglich, die Freiheit des Herzens, des Geistes, des Körpers! Laß sie hinaus nach Lindow, wann sie es will, und sich austoben, denn sie ist an Luft und Lust gewöhnt. Du kannst dich auf ihre Erzieherin, welche bei ihr bleiben wird, verlassen wie auf dich und mich; und auch für Hildegard selbst stehe ich ein, — sie nimmt keinen Schaden durch ihre Freiheit. Wolle ihr mit einem Wort kein Herr sein, mein Sohn, sondern nur ein treuer, guter, liebevoller Berather, und du wirst nie über sie zu klagen haben. Kannst du mir das versprechen, Moritz?"

Er war von den ernsten Worten tief ergriffen und gab sich keine Mühe, dies der Mutter zu verbergen. Er empfand nicht nur die Wahrheit ihrer Rede, sondern auch ihr Recht, diese Wahrheit gegen ihn auszusprechen; denn er war sich, wie immer, wenn ihn einmal seine milde und, so zu sagen, rein menschliche Stimmung überkam, nur zu gut bewußt, wie schroff und unduldsam sein Wesen häufig zu sein pflegte, und er verbarg sich nicht, wie oft er in solcher Weise auch dem jungen Mädchen begegnet war, das er doch seine Schwester nennen mußte. Er empfand dies alles tief, wiederholen wir, und um so tiefer, da es ihm von derjenigen vorgerückt ward, der allein er, nach dem Tode seines Vaters, noch einen Einfluß auf, eine Herrschaft über

sich einräumte und die er höher achtete und mehr verehrte als irgend einen andern Menschen in der Welt. Er gelobte sich innerlich Besserung, Geduld und Nachsicht; er ergriff die Hand der Mutter, er zog sie an die Lippen zum warmen Kuß, er versprach ihr mit bebender Stimme, der jungen Schwester stets ein wahrer Freund und Bruder zu sein, sie nach besten Kräften, nach bestem Gewissen berathen und behüten zu wollen, und mit aller Liebe für ihre Zukunft, ihr Glück besorgt zu sein. —

Die Ahnung der Dame erfüllte sich nur zu bald. Wenige Tage nach der Unterredung mit Moritz schon vermochte sie das Lager nicht mehr zu verlassen, und alsbald war ihre Krankheit mit solcher Gewalt aufgetreten, daß der Arzt an die Möglichkeit einer Rettung nicht mehr zu glauben wagte. Moritz war mit seiner Frau im Schloß und kam während dieser Tage nur wenig vom Bett der Kranken, welche voller Fassung und in heiterer Ruhe alles Nothwendige mit dem Sohne besprach und ordnete.

Am Tage, an dem vor sechzehn Jahren Hildegard ihre Augen zum erstenmale dem Lichte der Welt geöffnet, drückte Moritz die der Mutter für immer zu. Mit der letzten Kraft hatte die Verstorbene noch die Hände des Sohnes und der Tochter mit den ihren umfaßt, und ihre letzten vernehmbaren Worte waren gewesen: „Kinder — habt euch lieb!“ — Und als Moritz sich, die Augen voll Thränen, von der Leiche wegwandte, da zog er die Schwester, welche vor einem Stuhl auf den Knieen lag und das Gesicht in das Polster gedrückt hatte, sanft an seine Brust empor, legte seine Arme um sie, küßte ihr dunkles Haar und sagte leise: „habe Vertrauen zu mir, — du sollst mit deinem Bruder zufrieden sein, Hilda.“ — So nannte er sie zum erstenmal, und zum erstenmal schlang das junge Mädchen die Arme um den Hals des Bruders und ruhte weinend an seinem Herzen.

Vierzehn Tage später und noch vor Ablauf des Jahres 1829 hatte Hildegard mit ihrer Erzieherin das Gut verlassen und wohnte im Hause des — man könnte sagen: erst jetzt ihr bekannt gewordenen Bruders. Denn bisher war Moritz ihr nur wie irgend ein anderer Mensch gewesen, den sie nicht einmal so gern hatte, wie manchen sonstigen Bekannten, und an dem sie, seit sie mehr herangewachsen, meistens entweder scheu oder gleichgültig vorüberging. Die Gattin des Bruders — sie nannte sie Tante — hatte sie freilich gern, es war eine noch immer sehr schöne, heitere und, trotz eines gelegentlich sich verrathenden Stolzes, auch wieder sorglos lebenslustige Frau, wie sie dem jungen Mädchen grade zusagte. Allein in den letzten Jahren, wo sich die Familie des Präsidenten rasch vermehrte, hatte sie die Frau desselben selten gesehen, und von den jungen heranwachsenden Sprößlingen, von denen sie zu ihrer nicht geringen Belustigung nun selbst Tante geheißen wurde, wußte sie bis dahin so gut wie gar nichts. Auch die Stadt war ihr fast unbekannt, und so war das verwandte Haus, in dem Moritz sie nun wirklich herzlich willkommen hieß, in der That nach allen Seiten hin für Hildegard eine neue Welt, in der sie aber so oder so sich bald heimisch zu fühlen schien. —

Man will gemeinhin darin etwas Romanhaftes finden und etwas, das weder dem gewöhnlichen Gange des Lebens, noch auch einer einfachen Geschichte recht entspricht, wenn ein Erzähler von Verhältnissen und Zuständen in irgend einem größern oder kleinern Menschenkreise berichtet, die nicht völlig bekannt geworden, sondern für die große Welt in eine Art von Geheimniß gehüllt blieben; man führt dann wohl hin und wider keck genug an, daß so etwas im täglichen und herkömmlichen Leben der menschlichen Gesellschaft nicht vorzukommen pflege und bei unsern geordneten Zuständen auch nicht gut vorkommen könne.

Es ist das eine jener hohlen und nichtigen Redensarten, in denen wir nicht nur die gewöhnlichen Kritiker, sondern auch einen großen Theil der Leser sich ergehen sehn, und durch welche man weiter nichts beweist, als daß man entweder nicht sehn kann oder will und dem Leben um uns her niemals die Aufmerksamkeit widmete, die es von einem denkenden Menschen doch in so hohem Grade verdient. Wer seine Augen aufthun und seinen Verstand gebrauchen will, kann es nicht übersehn, daß es im Gegentheil kaum einen einzigen Gesellschaftskreis, kaum eine einzige Familie gibt, in denen nicht jetzt oder vordem einmal Zustände, Ereignisse stattfanden oder finden, von denen man nicht redet, welche niemals oder doch nur im geringen Maße in die Oeffentlichkeit dringen und oft selbst den nächsten Bekannten verborgen bleiben. Für jeden Menschen, wie für jede Familie kommen Stunden, in welchen man nur mit sich selber und den Seinen zu thun hat, von denen man unwillkürlich und oft ohne Absicht niemand als sich selbst Rechenschaft gibt; und dennoch — wir sollten vielmehr sagen: natürlicherweise — pflegen grade diese Stunden viel häufiger und bestimmter über unser Leben zu entscheiden, ja die ganze Entwickelung desselben zu bestimmen, als jene, welche wir der Oeffentlichkeit und der Gesellschaft, der großen Menge, den Bekannten hingeben, an deren Inhalt jedermann theil nimmt, der Lust und Gelegenheit dazu hat.

So geschah es auch in der Familie des Präsidenten Moritz von Hausen, obgleich dieselbe einerseits für jeden Geeigneten zugänglich blieb, und andrerseits in derselben für manche Jahre nichts vorzufallen schien, was nicht auch im Lebensgange aller übrigen Menschen einer gleichen Gesellschaftsklasse ziemlich ähnlich zu finden wäre. Von einem eigentlichen Geheimniß in dem eigenen Familienkreise war nicht im entferntesten die Rede, von einem absichtlichen Verschweigen und Verbergen noch viel weniger,

und dennoch waren im Innern dieses Hauses Zustände vorhanden gewesen oder auch jetzt noch in Kraft, welche außerhalb nicht klar wurden und die man nur theilweise aus den Folgen errathen konnte, welche im Leben der Familie und ihrer einzelnen Mitglieder ans Licht traten.

Hildegard schien sich mit ihrem Bruder vortrefflich zu stehn und war nach Ablauf der Trauerzeit einige Jahre lang die gefeiertste Schönheit der Stadt und die Königin aller Feste und aller Herzen gewesen, ohne sich anscheinend jedoch aus dem allen viel zu machen. Es kam häufig genug vor, daß sie plötzlich und vielleicht grade vor einem Feste, wie es junge Mädchen sonst leidenschaftlich zu lieben pflegen, die Stadt verließ und mit ihrer Gesellschafterin wochenlang einsam drüben in Lindow lebte. Sie that oder ließ überhaupt, wie man glaubte, alles was und wie es ihr grade gefiel, und genoß einer Freiheit, die man für ein so junges Mädchen nicht passend fand und ihrem Bruder nicht wenig verdachte.

Sie ward vielfach und oft leidenschaftlich umworben, ohne sich für's erste dadurch einnehmen oder beirren zu lassen. Man wußte, daß ein Graf Sonneck, ein Universitätsfreund des Bruders, und ein naher Verwandter jenes andern Grafen, mit dem ihre Mutter in erster Ehe verbunden gewesen, trotz seiner schon vorgerückten Jahre ihr mit der Leidenschaft eines Jünglings gehuldigt; man wußte, daß Moritz dem Freund bei dieser Werbung auf jede mögliche Weise Vorschub gethan und endlich vor genaueren Bekannten seine Betrübniß gar nicht verborgen hatte, als Hildegard nicht nur den Bewerber bestimmt ausschlug, sondern sich wirklich mit einem Andern verlobte, der dem Bruder keineswegs angenehm sein konnte, wie er auch bei den meisten gesetzten und bereits älteren Leuten nicht gerade in Ansehn stand. Das war ein Vetter Hildegards von mütterlicher Seite, ein Frei-

Herr Oswald von Kettner, ein junger und schöner, aber wilder und — wie manche sagten — gewissenloser Mensch, der seiner tollen Streiche wegen aus der Residenz zu dem Gerichtshofe seines Verwandten Moritz versetzt war. Man kannte den Präsidenten als streng und nachsichtslos und hoffte, daß sich der Ausgelassene unter solchem Chef endlich in die herkömmliche Ordnung fügen werde.

Von einer solchen Besserung war jedoch wenig zu spüren. Er blieb der wilde Patron, der er von jeher gewesen, der, wenn er einerseits von unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit war, auf der andern Seite durch tausend Thorheiten und leichtsinnige Streiche gegen alles verstieß, was man in der guten Gesellschaft schicklich nennt. Man fand es unbegreiflich, daß Hildegard ihn erwählt; man fand es noch viel unbegreiflicher, daß der Präsident in diese ihre Wahl gewilligt, zumal er seine Abneigung gegen den jungen Mann durchaus nicht verbarg, und man erklärte endlich diese Einwilligung theils aus jener bewundernswerthen seltenen und rücksichtsvollen Güte und Nachsicht, die er stets gegen seine junge Schwester bewies, theils aber auch aus einer Schwäche, in welche manchen diese Güte bei ihm auszuarten schien. Denn man konnte nicht leugnen, daß auch Hildegard neben aller Liebenswürdigkeit und Anmuth hin und wider ein wenig gar zu viel Eigenwillen und Uebermuth zeigte und voll von Launen und Capricen steckte, welche am Ende die langmüthigste Geduld ermüden mußten. Ihrer Verbindung mit dem wilden Vetter prophezeite man von Anfang an einen wenig glücklichen Ausgang.

Darin hatte man leider das Richtige getroffen. Nach einiger Zeit verlautete es, daß die Verlobung zurückgegangen; einen zureichenden Grund sah man nicht, und erfuhr auch keinen solchen. Moritz erwiderte auf die gelegentliche theilnehmende Frage eines

Freundes ziemlich finster: „was weiß ich? Meine Schwester ist gewissermaßen selbstständig und alt und klug genug, um selbst über ihr Handeln zu entscheiden. Ich mische mich nicht in diese Dinge. Wie Sie mich kennen, wissen Sie aber, daß mir der Eclat zwar nicht angenehm, aber dieser Ausgang auch nicht zuwider ist.“ — „Aber Kettner verkehrt noch in Ihrem Hause,“ bemerkte der Freund. — „Weßhalb nicht?“ fragte der Präsident anscheinend verwundert. „Sollte ich den Eclat noch vergrößern? Von einem Unrecht gegen meine Schwester ist mir auch durchaus nichts bekannt. Sie hat mir nur einfach gesagt, daß sie beide die Verlobung aufgehoben, und da sie jetzt nach Lindow gezogen ist, begegnen sie sich nicht.“ — Hildegard war allerdings, seitdem die Trennung von dem Vetter bekannt geworden, nicht mehr in der Stadt, sondern lebte ganz zurückgezogen in ihrem Schloß.

Einige Zeit später verschwand Herr von Kettner, ohne von seinen Bekannten Abschied zu nehmen. Ein dunkles Gerücht wollte dies Verschwinden freilich mit der etwa gleichzeitig entdeckten Ermordung eines Waldwärters in der Umgegend von Schloß Lindow in Verbindung bringen, allein es ward nichts kund, was die Sache bestätigt oder auch nur aufgeklärt hätte, so daß man sie allmälig wieder vergaß. Ueberdies war Moritz damals beinah über Jahr und Tag in der Residenz bei der Gesetzkommission beschäftigt; seine Gattin machte mit den Kindern inzwischen einen fast ebenso langen Besuch bei ihren Verwandten, und von Hildegard erfuhr man täglich weniger. Man wußte, daß sie von Zeit zu Zeit größere Reisen mache oder einsam auf ihrem Schlosse lebe, unvermählt und ohne Umgang. Wenn man endlich ihrer ja noch gedachte, so nannte man sie halb scherzhaft, halb ernstlich wohl „das Burgfräulein.“ Man hatte damit auch nicht unrecht. Denn Hildegard war schön und stolz, liebenswürdig und gütig, zuweilen aber auch leidenschaftlich und ge-

bieterisch und stets von unbeugsamem Willen gewesen; sie besaß auf ihrem Gute ein Schloß, welches alt und malerisch genug war, um mit Recht „Burg Lindow“ zu heißen, und sie trug schließlich einen Namen, der zu dem allen vortrefflich paßte.

Dort lebte sie, und auch ihr Bruder erfuhr nach seiner Rückkehr aus der Residenz anscheinend wenig oder nichts von ihr; einen Verkehr zwischen beiden sah man wenigstens nicht. Der Präsident war überhaupt frühzeitig alt geworden und noch ernster und strenger als vordem. Schon seit er damals aus der Residenz zurückgekehrt war, und noch mehr seit dem Tode seiner Gattin hatte er sich von der Außenwelt und Gesellschaft zurückgezogen und lebte nur für seine Kinder und in seinen Geschäften. Auf die Jagd ging er längst nicht mehr, und selbst seine Blicke machten jetzt nur noch selten den alten Weg zu dem Waldwärterhaus und den blauduftigen Wäldern.

Zweites Kapitel.

Anklänge.

Sie stand an dem großen runden Tisch in der Mitte des weiten Gemachs, dessen Hintergrund durch die schmalen Fenster und ihre tiefen Bogennischen nur ein gedämpftes Licht empfing, wenn auch ihnen zunächst jetzt alles im vollen Glanze war und ein heller Sonnenstrahl sogar auf dem Teppich fast bis zu den Füßen der Dame entlang zitterte. Da stand sie, und es sah beinah aus, als ob sie sich nur mit Mühe aufrecht erhielte, so bewegten sich die schweren Falten des grauen Seidenkleides über dem innerlichen Beben der ganzen schlanken Gestalt, so fest stützte sie die dennoch zitternde Hand auf den massiven Tisch, so geister-

bleich war ihr Gesicht und so entsetzt ihr Auge. Und ihre Stimme war vor der Erregung ihres Innern kaum verständlich, als sie jetzt fragte: „wen nanntest du, Lorenz? Wer will mich sehn?"

Aber als der alte Diener, der einige Schritte von ihr in der Nähe der Thür stehn geblieben war, jetzt den Kopf schüttelte und gleichfalls mit unsicherer, kaum vernehmbarer Stimme erwiderte: „ja, ja, gnädiges Fräulein, es ist schon richtig — es ist der Herr Baron von Kettner!" — da zuckte sie, als ob sie erst jetzt die doch vorhin schon gehörte Meldung verstehe, in die Höhe, jäh und stolz, der kleine Kopf richtete sich fast hochmüthig empor, das Auge blitzte und Stirn und Wangen überzogen sich mit einer dunklen Röthe. „Wie ist mir denn?" sprach sie, und jetzt bebte ihre Stimme vor Zorn, „wie ist mir denn, Lorenz? Der — wagt es mir wieder nahe zu kommen? Den wagst du mir zu melden? Hinaus, Alter, hinaus, und sage ihm, das Fräulein von Hausen-Lindow kenne keinen Mann des Namens, mit dem sie zu verkehren habe, oder den sie in ihrem Hause sehn möge!"

Sie wandte sich mit einer stolzen Bewegung ab und dem Fenster zu, wo eine andere Dame von ihrem Platz am Arbeitstischchen aufgesprungen war und stumm vor Erstaunen der eben geschilderten kurzen Scene zugeschaut hatte. Erst als der Diener bereits die Thür hinter sich geschlossen, und die aufgeregte Freundin, zu ihr tretend, den Ellbogen auf den kleinen Tisch gestützt hatte und nun starren Blicks durch die Scheiben hinaus ins Freie sah, neigte sie sich zu ihr nieder und fragte leise: „aber um Gotteswillen, Hildegard, was war das?" —

Die Thür wurde aufgerissen, ein Mann stürzte ins Zimmer und nach flüchtigem Umblick auf die Damen am Fenster zu, so

schnell, daß Hildegard sich auf den erschrockenen Ausruf der Freundin kaum umgewendet hatte, als er schon nahe vor ihr stand und mit einem flammenden Blick in ihre Augen schaute. „Das ist nicht möglich, Hilda!" sagte er dabei mit fliegenden Worten, „das kann nicht sein! Lorenz muß gelogen haben! Jahre, lange Jahre bin ich fort gewesen und habe gerungen gegen mich selbst, bis ich's nicht mehr vermochte! Ich komme zurück — ich will dir sagen, daß mein Herz voll von dir blieb, daß es dir treu ist, daß es bereut, daß es dich immerdar liebt! Und du, Hilda — du willst unversöhnlich sein? Du willst — du kannst mich also von dir weisen? Also? — Nein, Hilda, das kann nicht wahr sein!"

Die Dame war wiederum tödtlich blaß geworden und zurückgewichen, so weit sie's vor dem Auftritt in der Nische und dem kleinen Arbeitstische vermochte. Ihre Hand griff zuckend in die mit Band und Seide gefüllten Fächer, ihre Augen begegneten den seinen mit — man könnte sagen: irrem Blick. So ließ sie seine Worte über sich hinrauschen. — Aber nun hatte sie sich auch schon aufgerafft und richtete sich empor, alles Blut ihres Körpers strömte in ihr Gesicht zurück und ein heißer Zorn flammte aus ihrem Auge. Sie regte sich nicht vom Platz, sondern erhob nur langsam den Arm, deutete gegen die Thür und sagte laut und hart nichts als das eine Wort: „Hinaus!"

„Hilda!" rief er zurückfahrend. — „Hinaus!" wiederholte sie noch lauter und ihr Auge blitzte noch zorniger. „Bin ich in meinem eigenen Hause nicht mehr vor Beleidigungen sicher?" — „Hilda, bist du's?" rief er wieder, und sein Gesicht zeigte sich bleich bis in die Lippen. „Hat all die Zeit —." — „Hinaus, sage ich!" unterbrach sie ihn mit voller Leidenschaft, ihr Fuß trat hart nieder, ihr ganzer Körper bebte in höchster Aufregung,

und indem ihr plötzlich die Thränen aus den Augen stürzten, setzte sie verzweiflungsvoll hinzu: „schützt mich denn niemand — niemand vor diesem Menschen?“ —

Da trat er rasch einen Schritt zurück und erhob jäh den Kopf; sein Blick, der bisher wenn auch dunkel, doch milde und mit dem Ausdruck der Wehmuth auf ihr geruht, ward stolz und finster, und mit fester ernster Stimme entgegnete er: „es bedarf keines Fremden, Cousine! Dazu bin ich Gott sei Dank noch selber Manns genug. — Jetzt nur noch ein Wort,“ redete er weiter. „Was voreinst zwischen uns vorfiel, was mich damals halb trotzig, halb verzweifelnd von dir trieb — diese Aufnahme rechtfertigt es nicht. Wie weh ich dir gethan, das wußte ich längst. Was du mir auferlegt, wie hart du gegen mich warst, und wie ungerecht — ich dachte, daß auch du es seit lange erkannt. Wir sind keine Kinder mehr wie damals. Ich bin zurückgekommen, um dich noch einmal zu sehn, denn — ich mußte dich noch einmal sehn,“ setzte er abbrechend hinzu und schloß dann: „nun aber ist's aus. Wir haben uns, scheint es, niemals gekannt. Adieu, Hildegard!“ Und sich kurz umwendend, schritt er fest durch das Gemach, öffnete die Thür und war verschwunden. —

Sie lehnte noch am Tischchen, wie sie es während seiner ganzen Rede gethan, ihre Arme hingen schlaff am Körper nieder, und ihre Augen schauten noch mit demselben starren, abweisenden Blick hinaus und auf die Stelle, wo sie vor einer Sekunde sein Gesicht getroffen hatten. Sie regte sich nicht, sie sah und hörte nicht, als die bestürzte Freundin, auf die keines von den Zweien geachtet, sich jetzt leise zu ihr neigte und mit bebender Stimme bat: „Hildegard, mein Herz, fasse, besinne dich!“ Erst nach einer ganzen Weile richtete sie sich langsam auf, ging zu der zweiten Fensternische, wo sie sich auf den dort stehenden Sessel niederließ, legte den Kopf in die Hand und starrte

wieder regungslos vor sich hin. Wer das alles gesehn, ohne von der heftigen Erschütterung zu wissen, die sie eben durchbebt, hätte in Zweifel sein können, ob das da vor ihm ein Mensch oder nur ein Automat, so mechanisch waren ihre Bewegungen, ohne Leben und ohne Bewußtsein der Gegenwart und ihrer Umgebung.

Die Andere folgte nach einiger Zeit und trat zu ihr; aber als sie fast eine Minute lang neben Hildegard gestanden, ohne aus einer Bewegung, einem Blick abnehmen zu können, daß sie von derselben wirklich bemerkt worden, da wandte sie sich schweigend ab und durchmaß das Zimmer mit leisem Schritt, denn sie konnte sich nicht überwinden, die Freundin nach solcher Erschütterung allein zu lassen.

So verging wieder eine geraume Zeit, bis Hildegard endlich den Kopf erhob und die Augen langsam der Andern zuwendete. Und als diese den Blick bemerkte und stehn blieb, sagte sie mit dumpfer Stimme: „halte mich nicht für wahnsinnig, Marie! Aber das war mehr, als ich jemals ertragen zu müssen glaubte; und wäre es nicht so schnell zu Ende gegangen — ich weiß nicht, was geschehn.“ Sie schüttelte abbrechend heftig den Kopf und kehrte das Gesicht dem Fenster zu.

Marie trat wieder näher und strich leise mit der Hand über das dunkelblonde, aber schon von feinen weißen Streifen durchzogene Haar der Freundin. „Sei nicht so starr, Hildegard,“ sprach sie sanft; „raffe dich auf und sprich dich aus. Was war das? Was hattest du mit diesem Menschen? Wer ist es überhaupt? — Du weißt wohl, mein Herz,“ setzte sie hinzu, „daß ich nicht aus eitler Neugier frage. Aber ich leugne es nicht — dies alles, dies Eindringen, diese Reden — daß du, du, meine starke Hildegard, so außer dir gerietheſt, so furchtbar heftig wurdest — das hat mich sehr entsetzt und ich suche vergeblich

nach einer Deutung, einer Lösung. Rede dich aus, Hildegard, rede dich aus! Dies starre Schweigen ängstigt mich — eine solche Erschütterung muß dich tödten, wenn du sie in dir verschließest."

Hildegard schüttelte den Kopf. Ohne die Augen vom Fenster abzuwenden, erwiderte sie bitter: „was ihr vorausging und sie nun hervorrief, habe ich fast zehn Jahre verschlossen, Marie. Man stirbt nicht so leicht. Laß mich jetzt," fuhr sie dann milder fort, indem sie sich erhob und die Hand der Freundin in die ihre nahm. „Du sollst alles erfahren — ich muß mich rechtfertigen vor dir. Aber nicht jetzt, Marie, nicht hier! Ich muß erst wieder mit mir selber fertig werden, damit ich nicht bloß meine Leidenschaft reden lasse. Die Stunde wird kommen, aber habe Geduld!" — „Nur Eins möchte ich fragen," redete die Andere ernst. „Ich verstand den gemeldeten Namen nicht — er nannte sich aber deinen Vetter. Ist es vielleicht —?" — Hildegard schüttelte den Kopf. „Du kennst ihn wohl nicht," erwiderte sie eintönig und wandte die Augen wieder dem Fenster zu. „Er nennt sich Oswald, Freiherr von Kettner, und ist mein Vetter."

Marie fuhr zusammen. „Also doch!" murmelte sie, ohne daß die Freundin diese Worte zu hören schien, und nachdem sie sich auch rasch gefaßt, sprach sie wieder mit innigem Ton: „ich will dich jetzt allein lassen, mein Herz, du wirst dessen bedürfen. Gott sei mit dir!" — Hildegard neigte leise das Haupt. „Ja," versetzte sie, und auch ihre Stimme klang sanft, „du hast recht; laß mich für ein paar Stunden. Es wird bald überwunden sein." Und nachdem sie die Hand der Freundin an die Lippen gezogen, wandte sie sich dem Fenster zu und legte den Kopf gegen die Scheiben. Die Andere verließ schweigend das Zimmer. —

Aber mit dem Ueberwinden wollte es ihr dennoch nicht so

leicht werden, wie die Dame es gemeint. Hatte sie sich bisher nur zusammen genommen, oder kam ihr die Größe ihres — Zorns oder Schmerzes erst jetzt recht zum Bewußtsein — als Marie das Gemach verlassen, stand Hildegard noch einige Augenblicke stumm und ohne Regung am Fenster, dann jedoch preßte sie plötzlich die Hände vor's Gesicht, stieß einen Schrei aus, als könne ihr Inneres all' die leidenschaftliche Erregung nicht länger fassen und bemeistern, und indem sie auf ihren Stuhl zurücksank, brach sie in Thränen aus, wie sie an dieser Stelle wohl noch nie so heiß, so trostlos geweint waren. Und wie sie nun dasaß, jetzt regungslos und dann zusammenschauernd wie im Fieber, im dunklen Schatten des breiten Pfeilers, während die Nische vor ihr mit den üppig grünenden und blühenden Gewächsen, mit den schlanken, sanft sich an die Vorsprünge schmiegenden Ranken, mit den leuchtenden Blüthen, die von den Consolen herunternickten, im vollen fröhlichen Glanz der Morgensonne schwamm, während der kleine Vogel, dessen Bauer zwischen dem Geranke hing, seinen Gesang schweigen ließ und ängstlich zwitschernd immer von neuem gegen die Stäbe auf dieser Seite flog, als wolle er hinaus zu seiner Herrin — ein Maler hätte das sehen sollen, um es festzuhalten; es war ein seltsames und ergreifendes und doch schönes Bild.

Und die Zeit verging; die Sonne rückte weiter; sie streifte nur noch die letzten Blätterzacken der Ranke, welche sich in der äußersten Ecke am Fenster hinaufzog, und ließ die Weinende in immer tieferem Schatten. Aber Hildegard merkte noch lange nichts davon; jetzt regungslos, dann zusammenschauernd, saß sie fort und fort, und nur der Laut eines krampfhaften, unterdrückten Schluchzens unterbrach von Zeit zu Zeit die tiefe Stille des Zimmers. Denn selbst der Vogel flatterte und zwitscherte

nicht mehr; den Kopf unter die Flügel gesteckt, ruhte er ohne Bewegung auf der Sitzstange.

Endlich ließ sie die eine Hand mit dem Tuch in den Schooß sinken, stützte mit der andern den Kopf auf das Fenstergesims und richtete die noch umflorten Blicke hinaus ins Freie, wo der grüne Rasengrund mit seinen Blumenpartieen und den schönen, bald gruppenweis, bald einzeln emporragenden Bäumen den müden Augen einen willkommenen Ruhepunkt bot. Aber sie weilten nicht hier vorn, sondern gingen langsam weiter hinaus, bis an die dichten Baum- und Gebüschmassen, welche den Hintergrund bildeten. Dort öffnete sich zwischen den Stämmen und Zweigen ein nicht breiter Pfad, den man von hier aus noch ein kleines Stück in den dämmernden Blätterschatten hinein verfolgen konnte, bis er sich immer tiefer eindringend, fast geheimnißvoll, möchte man sagen, den Blicken entzog. Da weilten ihre Augen lange, nicht zornig mehr, sondern traurig, und plötzlich ließ sie den Arm auf das Gesims sinken und legte den Kopf darauf, und indem sie noch einmal in stürzende Thränen ausbrach, murmelten ihre Lippen: „Oswald — Oswald! War es nicht genug an damals?"

Aber das war alles, und selbst als sie sich bald darauf wieder gefaßt hatte, sich erhob und trübe sinnend eine lange Zeit im Zimmer auf und nieder ging, ward kein Wort mehr laut, das von den Regungen ihres Innern, von dem Gange ihrer Gedanken Kunde gegeben hätte.

Die Freundinnen trafen sich erst beim Mittagsessen wieder, an dem auch die Gesellschafterin Hildegard's, ihre frühere Erzieherin, theil nahm, eine bereits ältliche Dame von angenehmem Aeußern und mildem, wenn auch für jetzt ernstem Gesichtsausdruck. Sie mochte wohl von dem erschütternden Begegniß des Morgens gehört haben; wenigstens schienen darauf ihre forschen-

den Blicke zu deuten, mit welchen sie mehr als einmal ihren frühern Schützling heimlich überflog, und als sie von Tisch aufstanden und sich nach alter guter Sitte die Hand gaben, hielt sie die Hildegard's einen Augenblick in der ihren fest und fragte mit fast zärtlichem Tone: „wie ist dir, mein theures Kind?" — Ein trübes Lächeln glitt über die bleichen Züge der Schloßdame; sie drückte die treue Hand der alten Freundin und versetzte leise: „ruhig, Sophie." Da nickte die Alte ihr freundlich zu, und alle Drei setzten sich mit ihren Arbeiten auf die Terrasse neben dem Schloß, wie es an so schönen Sommertagen in der Famlie von jeher üblich gewesen. Der kleine, von wildem Wein umsponnene Pavillon bot die anmuthigsten Ruheplätze, und die Kronen der beiden großen, nahestehenden Linden schirmten ihn seitwärts gegen die brennenden Strahlen der Nachmittagssonne.

Als es später ward, stand Hildegard auf, und nachdem sie eine Weile von der Brustwehr der Terrasse aus träumend über den See und gegen den stillen dunklen Wald drüben geblickt hatte, schlug sie den beiden Andern eine Spazierfahrt vor. „Du kennst das Land noch nicht," sagte sie dabei zu der Freundin, „obgleich es eigenthümlich genug ist und wohl einen Blick verdient." Und da Marie bereitwillig auf den Vorschlag einging, befahl Hildegard das Anspannen, und eine Viertelstunde darauf fuhren die Beiden vom Hofe; Sophie hatte die Begleitung abgelehnt. Die Schloßdame lenkte selbst die kleinen muntern Pferde vor dem leichten Wagen und hatte nur auf anhaltendes Bitten Sophiens dem alten Lorenz erlaubt, den Hintersitz einzunehmen. Und nun ging es rasch einen kurzen Feldweg durch das reifende Getreide entlang, dem nahen Walde zu.

Hildegard hatte recht, es war ein eigenthümliches, sonderbares Land, das sie durchfuhren. Die nur von ganz leichten Hebungen hie und da durchwellte Ebene bietet im Allgemeinen

einen überaus fruchtbaren Boden dar, wie die üppigen natürlichen Wiesen, die schweren Aehren der weiten Getreidefelder und die Wälder beweisen, welche noch über große Strecken ihre laubigen Wipfel schattig hinrauschen lassen. Aber mitten durch diesen Reichthum und die ganze lang hingestreckte Provinz windet sich ein breiter Streifen des magersten Sandbodens, nach beiden Seiten hin scharf abgegrenzt, als sei es das Bett eines großen und dennoch flachen, vor kurzem erst versiegten Stroms. Hier eine Stunde breit und dort vielleicht nur eine halbe und weiterhin sogar zwei, drängt er sich ununterbrochen durch die üppigen Fluren, schneidet wie mit einem wirklichen, gewaltigen Schnitt die Wälder ab und die Wiesen, setzt den Kornfeldern unübersteigliche Schranken und spottet fast jeder Mühe, welche die Hände fleißiger, hüben und drüben ziemlich dicht geschaarter Bewohner auf seine Bearbeitung verwenden möchten. Da findet ihr kaum etwas Anderes als die schwindsüchtigen Halme halb verkümmerter Grasbüschel oder die rothen Blüthen des weithin ausgebreiteten Heidekrauts, und nur selten entdeckt ihr hie und da einige andere Heideblumen, den goldgelben buschigen Ginster, die kleinen blauen Glockenblumen auf ihren mageren Stengeln oder die trauernden Immortellen, welche sich, als graue ihnen vor der Einsamkeit, hin und wider in kleinen Haufen angesiedelt haben.

Erst in neuerer Zeit und seit nicht vielen Jahrzehenden hat man es mit Kiefernsaaten versucht und dadurch wirklich ganz erfreuliche Resultate gewonnen. Weit und breit bedecken nun die ehrlichen genügsamen Bäume das Land, über die Flächen hin und über die vereinzelten Erhebungen des Bodens, die sich auch auf dieser Landstrecke finden lassen, und bereiten mit ihren braunen Nadeln den magern Grund langsam für eine spätere andere Benützung vor. Weit und breit drängen sie sich an ein-

ander, hier im ausgelichteten kräftigen Forst, wo sie bereits allerlei andern Holzarten, Büschen und Kräutern zu ihren Füßen Raum und Schutz gewähren, dort in den weitgestreckten, noch eng an einander gedrängten Stangenholzungen, aus denen nur hie und da eine lichtgrüne Lärche oder eine weißstämmige Birke neugierig hervorlauscht, oder da endlich in den heranschießenden noch frisch-grünen kaum mannshohen Ansaamungen, die mit mächtigen Schüssen den älteren Kameraden nacheifern.

Wer auf der Eisenbahn hinfliegt durch solche weiten, öden, sandigen Strecken und die Bäume so trocken sieht und so ent-färbt; oder wer im Wagen zwischen ihnen fährt, Stunde auf Stunde, in Staub und Hitze und Einsamkeit, und er sieht nichts umher als die gleichen Bäume dunkel und schweigsam zur Höhe ragen, als seien sie wie der Boden unter ihnen arm und kraft-los und ohne Leben, der mag das Land umher bedauern, daß es so poesielos sei, und mag die Gegend häßlich nennen und sich hinaussehnen. Aber es ist damit dennoch nur dasselbe, wie überall anderwärts, wo man der Natur nahe tritt. Sie ist ein Riesen-gebild mit unendlichen, fein ausgearbeiteten, offenen und versteckten Zügen; ein Blick, ein flüchtiges Schauen, ein dran Vorbeistreifen genügt nimmermehr, das Einzelne, geschweige denn das Ganze aufzufassen, in seine Tiefen zu dringen, oder es führt nur zur Ungerechtigkeit und zu Anschauungen, die noch reiz- und man möchte sagen: geistloser sind, als das ärmste und ödeste Stück des großen Naturlebens!

Es läßt sich nicht oft genug wiederholen: die Natur ist selbst in ihrem Lächeln noch scheu und spröde und gibt sich, trotz aller anscheinenden Offenheit, niemand hin auf den ersten Blick und das erste Wort. Ihr Aeußeres bietet sie euch gleichgültig dar, sie darf's nicht verschleiern; das mag sehn, wer Lust hat, und so gut oder schlecht er's kann. Aber wem sie sich erschließen

soll mit ihrem Innern, mit ihrem tiefsten Wesen, mit dem ganzen unermeßlichen Reiz ihrer ewigen Schönheit, ihres vollen, warmen, frischen Lebens, der muß sie lange und treu am Herzen tragen und ihr liebevoll in die Augen sehn und darf niemals von ihr lassen. Dann aber findet er auch den reichen Lohn. Seine Augen sind sehend geworden und seine Ohren hörend, und er sieht nah und fern und hoch und tief alle Schätze der Welt, wie verborgen sie immer ruhen, und wohin er horcht und lauscht, klingt es ihm zurück mit vertrauten Lauten. Er hört, was der Bach rieselt, was die Blätter und Nadeln flüstern, die Vögel reden zu ihm, der lichte Tag schließt ihm das ganze Leben auf und die Nacht entrollt vor ihm schweigend all ihren geheimnißvollen, traumhaften Zauber.

Zieht einmal, wie es nun die Freundinnen thaten, am stillen Nachmittag des Hochsommers hin durch weitgestreckte Kiefernforste, auf schmalem Wege, wo die Sonnenstrahlen wie in tiefer regungsloser Flut gelagert sind, wo ein scharfer, gewürziger Duft euch umfängt, als sei er das einzig Lebende zwischen der stillen blauen Höhe droben und dem ruhenden Grunde drunten. Und wie der Pfad sich windet und wie er sich streckt, die Bäume stehn da zu beiden Seiten, ununterbrochen, im stummen ernsten Schweigen, mit all ihrer Kraft, mit all ihrem Leben, mit unstillbarem Verlangen hinaufringend zum Licht, das die Wipfel nun voll und ganz in sich hineintrinken, von dem sie nichts mehr dem Stamm drunten gönnen, noch dem Grunde. Denn sie wissen wohl, daß sie seiner ganzen Fülle bedürfen. Da will keiner anders als der andere, da weicht keiner einmal lustig und neckisch ab vom steten, vorgeschriebenen Wege. So weit du hineinsehn kannst in die Tiefe des Forstes, ist Stamm wie Stamm, jeder schlicht und schweigsam, als wollte auch er nichts von der Erde,

die ihrerseits sich hier still und einförmig und schmucklos hinbreitet, eine ernste Mutter der ernsten Kinder.

Da öffnet es sich aber vor euch zu einer kleinen Lichtung, wo nur hie und da noch ein einsamer Saamenbaum steht, wo Moos und Flechten und Heidekraut sich munter sonnen, wo die Gräser so eifrig emporschießen, als wüßten sie's, daß die jungen Baumsprossen, die sie jetzt noch vor dem Sonnenbrande schützen, im nächsten Jahre schon über sie emporsteigen und ihrem Reich bald ein Ende machen werden. Ringsum regt sich ein leises, leises Leben. Die Schmetterlinge spielen hier, die Bienen thun so dreist, als wäre das alles ihr Eigenthum; die Vögel kennen und lieben den Platz und kehren gerne auf ihm ein und geben sich Mühe, ihn immer freundlicher herauszuputzen. Hier haben sie ein paar Blumen angepflanzt, und dort sorgten sie für Schößlinge von allerlei Laubbäumen, damit sie dereinst in dem schattigen Gezweig ihre Nester haben könnten. Kurz es wächst, es grünt, es lebt; der kleine einsame Platz ist die Schönheit dieses armen Landstrichs, und der hohe ernste Forst breitet rings umher auch seine Arme aus, er umfängt ihn warm und innig und schirmt ihn vor den Stürmen und dem Frost der Welt.

Und wiederum erhebt sich der Wald zur festen Masse; hie und da durchschneidet ihn vielleicht ein wo möglich noch einsamerer Weg; hin und wider wechseln einmal jüngere Bestände mit den alten; aber im Ganzen bleibt es, wie gesagt, immer das Gleiche, — die Sonne glüht, der Duft breitet sich hin, Schweigen und Einsamkeit herrschen nah und fern, und aus dem allen steigt es hervor und umfängt dich mit einem träumerischen Frieden, mit einer melancholischen Ruhe, einem schlichten und geheimnißvollen und doch unwiderstehlichen Reiz, der dich nicht fortläßt von deinem Pfade und dich leise weiter und weiter zieht, hinein in das stille Revier. —

So fuhren die Freundinnen dahin und durchkreuzten den Wald, bis sie endlich aus ihm hervortauchend, auf einem kleinen Hügel hielten, der gegen die Ebene ziemlich steil abfallend, auf seiner Höhe ein einsames Waldwärterhaus mit dem niedrigen Stall und dem kleinen mühsam herangepflegten Garten trug. Vor ihnen öffnete sich das reich gesegnete Land, eine weite, sanft gewellte Flur, und in der Ferne zeigte sich die Stadt mit ihren stattlichen, schlanken Thürmen und den Massen der Gebäude so deutlich in der klaren Luft, daß das Auge mehr als eine Einzelheit aus dem ganzen Bilde herauszufinden vermochte.

Die Freundinnen hatten den Wagen verlassen und waren an den Rand des Hügels vorgetreten, um von hier aus die Aussicht noch besser genießen zu können. Das Waldwärterhaus lag seitwärts in seinem Garten verschlossen und still, die Menschen waren zu dieser Tageszeit noch im Forst oder vielleicht auf den kleinen Feldern, denn bei einem so geringen Dienst gibt's kein Feiern. Und hinter ihnen der Wald und vor ihnen die Ebene — es war alles schweigend und einsam und nichts Lebendes zu sehen. Nur hie und da zeigten sich einige Krähen, die aus den Feldern zurück zum Walde flogen, und auf der Wiese zu ihren Füßen spazierten ein paar Störche mit langsamem Schritt und paratem Schnabel im üppigen Grase.

Hildegard hob den Arm und zeigte gegen die Stadt. „Siehst du dort, Marie," sprach sie, „rechts von dem großen Thurm das einzelne hohe Haus, das noch über dem Baum zu sehn ist? Das war meines Vaters, und dort bin ich geboren. Sieh es dir an." Sie hatte während der ganzen Fahrt wenig geredet und war, seit sie vom Wagen gestiegen, ganz stumm in den Anblick versunken gewesen, so daß Marie bei ihrer jetzigen längeren Rede zuerst fast überrascht auf- und sie anschaute; die Stimme war ihr bewegt erschienen. Sie fand das schöne, nur etwas blasse

Gesicht aber in tiefer, sinnender Ruhe und die großen grauen Augen mit ernstem Blick dem eben genannten Punkte zugewendet, und indem sie nun selber den Kopf dahin zurückdrehte, sagte sie nach einer kleinen Pause: „also das ist deines Bruders Haus? Er muß hier herüber sehen können."

Hildegard nickte. „Er thut's auch, seine Fenster schauen hieher." Und das Haupt seitwärts wendend, setzte sie tief aufathmend hinzu: „ich weiß nicht mehr, welcher Dichter einmal vor dem Bilde einer Stadt von all dem Segen redet und von all der Schuld, die dort, den Menschen unbekannt, in den Gebäuden umgehn — aber das Haus wäre ein ernstes Beispiel zu dem Satz. Es gab drin mehr als eine schwere Schuld, und Gott wolle denen gnädig sein, die sie zu verantworten haben."

Erst nach einem längern Schweigen fragte Marie: „du triffst mit deinem Bruder, dem Präsidenten, nicht mehr häufig zusammen, Hildegard?" — Sie wandte sich schweigend ab, und erst indem sie langsam zum harrenden Wagen zurückging, versetzte sie mit kaltem Ton: „Nein, Marie, schon lange nicht mehr."

Nach einigen Schritten blieb Marie stehn und maß die Freundin mit einem ernsten, forschenden Blick. „War unsere Ausflucht heut Nachmittag nur zufällig, Hildegard?" fragte sie. „Kamen wir nur der Aussicht wegen hieher?" — Die Gefragte schaute auf. „Nein," entgegnete sie mit trübem Lächeln; „du hast recht, mein Herz — ich habe dich die Wege geführt, welche einmal auch ein Theil meines Lebens gegangen ist. Aber wie kommst du darauf?" — „Weßhalb sagst du mir denn nichts von dem Häuschen hier?" fragte die Andere wieder. „Weßhalb fällt dein Blick nicht einmal dahin? Liegt zu viel Segen darauf oder zu viel Schuld? Oder ist es nicht das Haus, in welchem Detlef Lindow daheim —?"

„Was weißt du von Detlef Lindow?" — Es klang etwas

Scharfes und Wildes durch die jäh unterbrechenden Worte, so daß die Andere unwillkürlich zusammenschrack. Hildegards Gesicht war leichenblaß geworden, ihr Auge blickte fast entsetzt, und ihre Stimme hatte denselben erschreckenden Klang, als sie nun in leidenschaftlicher Hast wiederholte: „was weißt du von Detlef Lindow? Wer weiß überhaupt noch außer uns von dem armen treuen Gesellen? Was weißt du von all diesen Dingen, Marie? Bist du sonst schon hier gewesen? Kennst du das Land? Hast du von uns gehört?" — Und athemlos schien sie auf die Antwort der Freundin zu lauschen, welche ihr jetzt mit gefaßtem Ernst entgegnete: „so ist's, Hildegard. Ich habe mancherlei davon gehört — durch Zufall; aber daß es noch immer nicht für dich zu Ende, hab' ich erst heut Morgen erfahren. Du sollst das alles hören, wenn wir einmal ruhiger und ausführlicher darüber reden — denn das willst du doch?" setzte sie mit einem prüfenden Blick hinzu.

„Ruhig!" rief Hildegard. Das Wort klang wieder scharf und voll tiefer Bitterkeit; auch zuckte es durch das Gesicht wie ein jäher Krampf, und sie schlug heftig an ihre Brust und redete weiter: „ruhig! Das hoffe von mir nie! Ruhig! Werde es einmal, wenn du dort, wo du dein Leben gesucht, nur Verrath findest, und wo du Ehre und Liebe wähntest, nur auf Sünde und Verbrechen triffst! Ruhig — Marie!" Und sie schüttelte heftig den Kopf.

„Hildegard!" mahnte die Freundin. „Ich kenne dich nicht wieder!" — „Ich bin es auch nicht," versetzte sie bitter. „Die da vor dir steht, habe ich selber seit vielen — vielen Jahren todt geglaubt. Aber ich sehe wohl, es war nur ein täuschender Schein, und nun ist auch der zu Ende! Und ich Thörin hoffte noch, es sei mit dem einen Kampf heut Morgen wieder abgethan, während ich mein Herz doch von mehr als einer Wunde zerrissen

wußte. Das bricht nun alles wieder auf, eins nach dem andern, Schlag auf Schlag!" — „Laß uns nach Hause fahren," bat Marie nach einer Weile, da sie Hildegard mit gekreuzten Armen und finsterm Blick vor sich hinstarren sah. Sie erhielt nur ein kurzes Nicken zur Antwort; dann gingen sie zum Wagen, stiegen mit Lorenz' Hülfe auf und fuhren wieder in den Wald hinein.

Die Sonne stand schon tief und der Schatten lag auf den Wegen der Fahrenden, wie auf ihrer Stimmung. Sie wechselten kein Wort, bis sie aus den Kiefern schon eine Zeitlang heraus waren und durch den zu Lindow gehörenden Laubwald fuhren. Da war am Wege eine kleine freie Stelle von üppigem Rasen bedeckt, die Zweige der nächsten Büsche und Bäume wölbten sich wie zu einer Laube darüber, und in ihrem Schatten zeigte sich ein ziemlich hoher Stein, auf dem ein Kreuz ausgehauen war. „Dort hat man Detlef damals gefunden," sagte Hildegard im Vorüberfahren. Sie sprach nichts weiter.

Bald darauf fuhren sie aus dem Walde hervor und sahen Schloß und Dorf vor sich liegen, versenkt in die Ruhe und den Glanz des Abends. Der Contrast des verschiedenen Bodens zeigte sich nirgends auffälliger als hier — hinter ihnen und dem nicht breiten Laubwaldgürtel nur Dürre und Oede, vor ihnen nichts als Kraft und Ueppigkeit und reichtreibendes Leben. Die Abendsonne vergoldete die dichten Kronen der prachtvollen alten Allee, welche dem Schlosse zuführte, und glänzte in den Fenstern desselben mit brennendem Licht. Auf der Straße und aus den Häusern des Dorfs schallten ihnen heitere und ehrerbietige Grüße entgegen. Aber sie dankten nur stumm, und erst da sie eben ins Hofthor lenkten, sagte Marie: „Hildegard, es ist doch wundervoll schön hier!" — Sie erhielt keine Antwort; die Freundin schüttelte nur leise den Kopf.

Drittes Kapitel.

Schatten und Licht.

„Am Todtenbette meiner Mutter lernte ich meinen Bruder eigentlich zuerst kennen; zum erstenmal nahm er Notiz von mir und hatte mehr für mich als einen allgemeinen Gruß. Er nahm mich in die Arme, er küßte mich mit Thränen in den Augen — denn er hatte meine Mutter wahrhaft und, wie ich glaube, mehr geliebt als irgend einen andern Menschen — er bat mich, Vertrauen zu ihm zu haben; er wolle und werde mir ein treuer Bruder sein. Und ich war ein junges, wildes Ding, das zur Veränderung in jenem Augenblick einmal ebenso ausgelassen traurig war, wie es für gewöhnlich lustig zu sein pflegte, das keinem Menschen mißtraute, weil noch keiner anders als freundlich gegen das Kind gewesen war, und das dem Bruder endlich bis dahin eigentlich nur darum so ferne stand, weil derselbe kalt und gleichgültig an ihm vorüberging oder sich nur in jener weisen onkelhaften Weise mit ihm abgab, welche jungen Leuten an älteren Bekannten und Verwandten mit Recht am allerverhaßtesten ist.

„Es kam hinzu, daß ich meine Schwägerin wirklich gern hatte. Sie war eine so schöne heitere Frau, voll Freundlichkeit gegen alle Welt, voll frohster Lebenslust, voll Gewandtheit und Anmuth in jeder Bewegung, bei jedem Wort, jedem Einfall ihres Kopfes oder — ihres Herzens. Denn zur Ruhe kam bei ihr weder der eine, noch das andere; immer und immer hatte sie etwas vor, was sie für den Augenblick gänzlich beschäftigte, sie zu Thränen oder zu wahren Faschingsstreichen bringen konnte, ob es nun ein Plan zur Unterstützung und Beförderung eines hübschen jungen Menschen war, der bei schlechten Versen seine Amtsarbeiten vergaß, von seinen Vorgesetzten gescholten, von den

Verlegern auf bessere Zeiten vertröstet wurde und bei alledem beinah verhungerte, oder ob es nur galt, ihrem Mann oder meiner Mutter oder irgend einem Andern einen lustigen Streich zu spielen, der endlich die Leidenden so gut wie sie selbst zum Lachen brachte. Sie war ein Kind, Marie, ein Kind, trotz ihrer eigenen kleinen heranwachsenden Kinder und trotz ihrer dreißig Jahre, wie ich denn auch nie wieder ein Gesicht gesehn habe, das sich in solchen Jahren eine so hohe Jugendfrische und Zartheit bewahrt hatte, wie das ihre. Zumal, wenn sie einmal schmollte oder ein wenig still und trüb war, gab es darin einen wunderbaren Zug von solcher Lieblichkeit, von solcher Weiche und Taubensanftheit, als sei sie noch ein sechzehnjährig Mädchen. Sie war dann wirklich hinreißend, und jeder, der ihr nahte, war der Ihre.

„Welche Gewalt meine Mutter dem Bruder über mich eingeräumt, weiß ich nicht zu sagen. Daß ich mehr Freiheit hatte, als seine eigenen Angehörigen, steht allerdings fest, allein ich meine, nur weil ich sie mir nahm und nicht, weil er sie mir von Herzen zugestanden hätte. Seine anfängliche Herzlichkeit wenigstens wich bald genug und immer mehr wieder der frühern Kälte und Gleichgültigkeit, dem onkelhaften, predigenden und krittelnden Ton, zuweilen sogar einem harten gebieterischen Wort, einer finstern Miene, wenn er sich auch als gebildeter Mann vor der Welt stets auf das angemessenste zu benehmen wußte. Ich muß für ihn allerdings manches zur Entschuldigung gelten lassen. Leicht machte ich ihm meine — sage ich: Erziehung? — nicht; von einem steten Gehorsam, von stetem Nachgeben, wie er es wollte und gewohnt war, ließ sich in meinem eigensinnigen Kopf nicht viel finden. Wäre er mir freundlich und mit vernünftigen Gründen genaht, so möchte ich zu lenken gewesen sein; aber gegen seine Befehle, gegen sein Zürnen hatte ich den schlimmsten Trotz,

und that grade dann genau nur das, was ich wollte. Denn ich wußte mich — und das war gar nicht gut — frei, selbstständig und reich. — Dann war er damals grade von Geschäften überhäuft, und endlich verstimmte ihn, glaub' ich, die gar zu große Lebenslust seiner Frau, welche ihn einerseits zu einem ihm wenig zusagenden Gesellschaftsleben und damit zu Ausgaben zwang, die ihm nicht leicht werden mochten, und andrerseits ihn zuweilen — eifersüchtig werden ließ. Direkt erfahren habe ich das freilich so wenig wie irgend ein Anderer, aber gemerkt hab' ich es mehr als einmal und mich in dieser Beobachtung leider nicht getäuscht.

„So verging die Zeit, und wer könnte sie eine angenehme nennen? — Für mich wenigstens waren das nur jene Wochen, welche ich hin und wider mit meiner guten Sophie einsam hier in Lindow verlebte und verschwärmte. Mein Bruder bekrittelte diese Ausflüge zwar oder zürnte sogar über sie mit mir, allein ich ließ mich dadurch nicht zurückhalten, und Sophie stimmte hierin stets mit mir überein, ja hatte von Zeit zu Zeit wohl mit Moritz eine ziemlich lebhafte Unterredung darüber, die dann stets zu meiner Abreise führte. Meine Mutter hatte es so bestimmt, daß ich immer wieder einmal auf dem Lande leben sollte, damit ich fortwährend Geschmack daran finde und mich als Herrin des Guts, als Leiterin der großen Verwaltung fühlen und benehmen lerne."

So erzählte an jenem Abend Hildegard der aufmerksamen Freundin von ihrem Leben. Nach dem Abendessen waren Beide auf die Terrasse hinausgegangen und eine geraume Weile schweigend neben einander auf und ab geschritten. Im Westen war das letzte Roth noch nicht versunken; im Osten schwamm der Mond in reinster Klarheit langsam am dunkeln Gewölbe hinauf und übergoß alles umher mit seinem friedensvollen, dämmernden

Licht. Da hatte Hildegard sich fester in ihren Shawl gehüllt und plötzlich und ohne weitere Einleitung ihren Bericht angehoben, den sie anscheinend vollkommen gefaßt und in ruhigem Tone vortrug. Und nun fuhr sie nach einer kleinen Pause wieder folgendermaßen fort.

„Meine Mutter hatte mich nie und nirgends beschränkt, vielmehr es stets geschehen lassen, daß ich mich in meinen Freistunden ganz nach eigenem Gefallen umhertummelte, bald allein, bald mit Andern weite Streifzüge in Wald und Flur unternahm. Gefahr war auch nirgends dabei; an ein rechtes Verirren ließ sich kaum denken, denn ich wußte von kleinauf Weg und Steg, und so bevölkert, wie die Gegend ist, mußte ich stets und bald wieder auf Menschen stoßen, die mich kannten und zurechtwiesen. In die Kiefern hinein wagte ich mich nicht leicht allein; und so war alles recht. Meine Mutter war nicht anders erzogen worden.

„Wie gesagt, ich kannte alle Welt und so auch den Sohn des alten Waldwärters drüben, den kleinen Detlef Lindow. Wann ich ihn kennen gelernt, weiß ich nicht mehr. Genug, daß ich ihn schon als kleines zehnjähriges Mädchen oft — bald zufällig fand, bald auf bestimmten Plätzen aufsuchte, mit mir nach Hause schleppte, mit ihm spielte, tollte, zankte — kurz mit dem damals vielleicht zwölfjährigen Knaben ein Herz und eine Seele war. Es zog mich vieles zu ihm; er war ein munterer, lustiger und, mir gegenüber auch wieder geduldiger Junge, der den Kopf gerade wie ich stets voll allerlei Tollheiten hatte, der tausenderlei sogenante brodlose Künste verstand, alles mögliche zu schnitzen, zu verfertigen, für alles Rath wußte. Er war dabei schmuck, gewandt und keck, er verzog mich auf alle Weise und — er hieß endlich Lindow, wie mein Stammgut und wie ich selbst. Das Kind mag damit irgend ein verwandtschaftliches Gefühl verbun-

den haben, obgleich dieser Name in Wirklichkeit vermuthlich entweder nur ein reiner Zufall oder deßhalb angenommen war, weil die Vorfahren des alten Waldwärters vielleicht aus unserm Dorfe stammten. Bis zu meiner Mutter Tode, welche Detlef lieb und gegen unsern Umgang nie etwas einzuwenden hatte, nannten wir uns sogar Du, und später, wo das allerdings aufhörte, war ich kein einzigmal hier in Lindow, ohne daß Detlef zu mir gekommen wäre oder daß ich ihn aus seinem Vaterhause abholte, um mit ihm in alter Weise umherzustreifen. Er war mir mehr wie ein Bruder, als der wirkliche.

„Werde nicht ungeduldig," fuhr die Erzählerin fort; „ich mußte dies vorausschicken, um dir bei dem, was nun folgt, eine mir schreckliche Erklärung und Entwicklung zu ersparen. Es ist übrigens bald gesagt. — Als das Trauerjahr beendigt war, fing ich allmälig an in der Gesellschaft aufzutreten und wurde alsbald und von allen Seiten — bevorzugt. Ob das geschah, weil ich die Erbin von Lindow, oder weil ich die Schwester des allmächtigen Präsidenten war, oder ob es mir selbst galt, das weiß ich nicht. Wenigstens haben sich zu dem letztern Gefühl sicher nur wenige erhoben, denn so viel ich mich an mein damaliges Wesen und Treiben erinnere, mag ich nicht gerade allzu liebenswürdig gewesen sein und es müssen gute Augen dazu gehört haben, den Kern meines Wesens durch den Flittertand der Hüllen zu erkennen. Amusirt haben mich, wie ich glaube, diese Huldigungen, denn dazu gehörte bei mir damals überhaupt nicht viel. Ernstlicher bewegt jedoch hat mich kaum eine einzige von allen, wie denn vermuthlich auch kaum eine einzige recht ernstlich gemeint war. Ich weiß also auch nichts mehr davon und will nur von den zwei Menschen reden, die mir näher traten.

„Der eine war ein Graf Sonneck — ein Verwandter von dem ersten Mann meiner seligen Mutter, ein Universitätsfreund

meines Bruders, seit dem Kriege Soldat und nun Major bei einem Bataillon des in der Stadt garnisonirenden Regiments, ein stattlicher freundlicher Mann, der jedem Menschen gefallen mußte uud auch mir so lange gefiel, wie er, der tägliche Besucher, mir als guter Freund nahte. Als er sich aber plötzlich um meine Hand bewarb, als mein Bruder diese Bewerbung protegirte und mich zur Einwilligung drängte, da erschien er mir in einem andern Licht und ich sah in ihm nur noch den Mann von vierzig Jahren, während ich deren noch nicht achtzehn zählte, den Mann, dessen Kopf bereits kahl ward und dessen Haar sich grau färbte. Ich lehnte seinen Antrag ab, und wenn mich später seine stets unveränderte Treue, sein sichtbarer Schmerz, seine nach und nach immer deutlicher und häufiger hervortretende Kränklichkeit und Schwermuth auch oft herzlich betrübten, so quälte das alles mich auf der andern Seite auch wieder mehr als ich sagen kann, verdroß mich, peinigte mich. Eine Hülfe für ihn wußte ich nicht, und um so weniger, da mein Herz jetzt nicht mehr frei war. Denn Oswald Kettner war da, mein Vetter, der Schwestersohn meiner Mutter." — Sie schwieg und sah gedankenvoll vor sich hin.

„Du hast ja von ihm gehört," fing sie endlich wieder an, und man konnte aus ihrer Stimme hören, wie bewegt ihr Inneres war, „und weißt also vielleicht auch, daß man ihn deßwegen zu dem Gericht meines Bruders versetzt hatte, weil sein Treiben in der Residenz gar zu viel Lärm und Aufsehn gemacht und man ihn in der Provinz und unter der anerkannt strengen Leitung des Präsidenten zur Vernunft zu bringen hoffte. So hieß es wenigstens und zugleich, daß seine Versetzung trotzdem keine Strafe sein solle, da ihm niemand böse sei. Wild wäre sein Leben, aber nicht schlecht, sagte man, und nun war er da und natürlich täglich in unserm Hause, obgleich mein Bruder ihm nie

seine Abneigung verbarg. In dessen Augen war seine Wildheit eins mit der höchsten Schlechtigkeit und eine wirkliche Sünde. Vielleicht mag er aber auch schon damals tiefer gesehn und erfahren haben, daß Oswald ein Mann ohne Charakter und Grundsätze war, und in Folge dessen, ohne es zu wollen, zu allem, selbst zum wirklichen Verbrechen kommen könne.

„Wie es kam, daß er mich, daß ich ihn liebte, vermag ich nicht zu sagen; genug es kam so, aber Glück hat uns diese Liebe wenig gebracht. Ruhe, Geduld, Nachsicht gegen den Andern gab es weder bei ihm, noch bei mir. Geneckt haben wir uns viel, im Scherz wie im Ernst, wir haben viel Lust mit einander gehabt, aber auch viel Zank und Verdruß; wir haben uns nach einander heiß gesehnt und wieder geschmollt wie Kinder und Thoren. Ich habe ihn verfolgt mit meinen Augen, ich habe nur ihn gesehn; ein Blick von ihm schimmerte sichtbar vor mir, tagelang, im Wachen, im Traum; ein Wort von ihm klang in mir wieder, begleitete mich in allen Stunden. Ich hatte ihn lieb mit meinem ganzen Herzen, wie ich's wußte und vermochte, ich sehnte mich nach seiner Liebe, ich wollte nichts anderes als sie, sie allein, als den Ausdruck derselben — und dennoch, wenn er mir dann nahe kam, wenn ich das Wort schon auf seinen Lippen schweben sah, das mir von meinem Glück sagen sollte, da wandte ich mich, getrieben von einem plötzlichen, unerklärlichen angstvollen Gefühl, scheu und spröde von ihm ab, oder es zuckte mir irgend ein thörichter, scharfer, neckischer Einfall durch den Kopf, dem ich Worte lieh — und die Stunde war vorüber. — Und er selbst — er trieb es ganz in derselben Weise.

„Das währte Jahr und Tag. Mein Bruder war außer sich über dieses Herumgezerre, wie er's nannte; er sprach hart zu mir, er setzte nicht nur Oswald, sondern auch mich selbst in

meinen Augen herunter, er prophezeite auch mir den Verlust meines Rufs, wie ihn dem Gerücht nach, durch Oswald schon mehr als eine Frau verloren hätte. Er fragte mich, ob ich denn nicht sehe, daß der arme Vetter nur nach meinem Vermögen angle? Er stellte alle seine Schwächen in das grellste Licht, er versagte mir auf das heftigste seine Einwilligung in eine solche Verbindung, er ward zornig, außer sich, wie ich den sonst so gesetzten Mann bisher nie gesehn. Und ich — ich weinte hin und wider, und endlich — verlobte ich mich mit Oswald, als wir uns zuletzt dennoch einmal trafen." — „Du bist wirklich mit ihm verlobt gewesen?" fragte Marie und sah die Erzählerin überrascht und ungläubig an. — „Ja, wirklich verlobt, mein Herz. Aber in unserem Verkehr änderte sich dadurch nichts. Wir liebten uns, tobten mit einander, quälten uns vielleicht nur noch ärger als bisher.

„Da kam ich einmal nach einer Abwesenheit von etwa vierzehn Tagen von Lindow zurück und ward von Oswald bei der ersten Begegnung mit meinem Verhältniß zu Detlef, und zwar so scharf, so bitter, so unartig — geneckt, daß ich zuerst zu träumen glaubte, dann aber, da ich den Sinn seiner Worte nach und nach zu fassen begann, in einer Weise antwortete und mich abwandte, die ihn allerdings nicht einen Augenblick in Zweifel darüber ließ, was ich von ihm und dieser Armseligkeit dachte. Besser ward es in mir nicht, als auch mein Bruder auf diese Thorheit zu reden kam, als meine gute Sophie mir sagte, daß er schroff und hart mit ihr darüber gesprochen, daß er gedroht, gescholten — ich weiß nicht, was alles. Ich hatte eine böse Unterredung mit Moritz, in der ich ihm meine Herzensmeinung über diese Schändlichkeit hart genug und grade heraus sagte; dann fuhr ich nach Lindow hinüber und blieb hier, bis ich nach einigen Wochen ruhiger geworden war, die Sache für das ansah,

was sie war — eine Albernheit, und auch meine Liebe sich wieder regen fühlte. Als ich jedoch in die Stadt und das Haus meines Bruders zurückkam, fand ich eine große Aenderung. Oswald bekümmerte sich nicht um mich — er machte meiner Schwägerin den Hof, und sie schien das nicht nur zu dulden, sondern wirklich auch wärmer für ihn zu fühlen als bisher. — Es überkam mich ein starres, finsteres Entsetzen. Von so etwas hatte ich bisher keine Ahnung gehabt, und nun — aber laß mich davon schweigen, Marie!

„Mein Bruder war in einer furchtbaren Stimmung. War sie durch die Eifersucht hervorgerufen, oder durch den Zorn über mich, die ich ihm immer entschiedener, mit immer selbstständigerem Willen entgegentrat, — oder wirkte beides vereint auf den sonst so eiskalten Mann — mir wurde das in jenen schrecklichen Wochen nicht klar. Ich hatte mit mir selber zu thun. Ich fühlte mich wie gelähmt.

„Es währte Tag auf Tag, bis ich erwachte, mich besann. Dann aber faßte ich mich kurz. Ich warf Oswald seinen Ring vor die Füße, hob jede Verbindung mit ihm auf und blieb fest, obschon er alsbald und später auf jede Weise wieder anzuknüpfen suchte und meine Schwägerin selbst bei mir für ihn sprach. Diese Heuchelei grade verwundete mich blutiger als alles übrige. Ich ging zurück nach Lindow, diesmal um nicht wiederzukehren, denn auch mit meinem Bruder hatte ich für immer gebrochen. Er hatte zu guterletzt in einer furchtbaren Stunde die wahnsinnige Andeutung gewagt, daß ich im Geheim wohl dennoch mit Oswald einverstanden sein werde, da ich zu klug sei, um ihn zumal bei meinem Verhältniß mit Detlef, ganz aus der Hand zu lassen. Da wies ich ihn, meiner nicht mächtig, in sein eigen Haus und beleidigte ihn, den grenzenlos stolzen Mann, damit

tödtlich. Und so saß ich hier, einsam und finster. Ich achtete keinen Menschen mehr.

„Ich lebte still und eingezogen und sah niemand, mit Ausnahme von Detlef. Denn in dieser Zeit, nach solchen Anschuldigungen ihn zu fliehen, würde ich für eine Feigheit gehalten haben, das hätte den unsinnigen Verdacht meiner Verwandten vermehren müssen. Von diesen letztern sah und hörte ich nichts, empfing aus der Stadt keine Kunde. Nur wußte ich durch Detlef, daß mein Bruder, Sonneck, ja auch Oswald zuweilen in den Wäldern zu treffen wären. Aber da alle drei Jäger waren und außer Moritz auch die beiden Andern von mir vordem die Aufforderung erhalten hatten, auf meinem Revier zu jagen, so ließ ich das ruhig hingehn und hütete mich einzig, dem Einen oder Andern bei Gelegenheit einmal zu begegnen.

„Das gelang mir freilich; ich kam nur selten hinaus und hatte dann meine eigenen einsamen Wege. Aber ich Thörin hätte weniger an mich als an Detlef denken sollen — denn was konnte mir am Ende geschehn? Detlef jedoch begegnete den Männern, und sie waren, als seien sie wahnsinnig geworden. Mein Bruder entblödete sich nicht, bei einer Begegnung den armen Burschen zornig vom Lindow'schen Gebiet zu weisen, von frechen Hoffnungen und Plänen zu reden, denen er entgegentreten werde, so daß Detlef fast außer sich zu mir kam und mich um Erklärung dieses Hasses, dieser Anschuldigungen bat, die er gar nicht verstand. Und bei einer andern Gelegenheit kam ihm nun auch Oswald in den Weg und vergaß sich bis zu Hohn und Drohungen. Dem trat der Waldwärter dann freilich ernst und entschieden entgegen, und die Folge war, daß sie als Feinde auseinander gingen und daß Detlef sich wochenlang nicht mehr bei mir sehn ließ. Es mochte ihm endlich klar geworden sein, was jene argwöhnten. Aber ich zog ihn wieder heran. Denn

ich verachtete diesen Verdacht der Meinen — woher er zuerst entstanden, ahne ich noch heute nicht — und ich wollte den Jugendfreund nicht aufgeben. Er war das einzige warme, treue, ehrliche Herz, das ich außer meiner guten Sophie mein zu nennen wußte.

„Da überfiel mich eines Tags Oswald hier im Schloß — fast wie am heutigen Morgen so jäh und unvermuthet —, redete von seiner Liebe, von seiner Sehnsucht, seiner Reue; nannte das Verhältniß mit meiner Schwägerin einen Unsinn, der nur in meiner eifersüchtigen Einbildung existirt habe; schwor mir zu, daß er sich mit ihrer Hülfe nur meiner verscherzten Gunst habe wieder versichern wollen, wies auf angebliche Versuche dazu hin, bat, flehte, weinte, schwor, fluchte, raste wie ein Wahnsinniger zu meinen Füßen. Ich wies ihn hart — ich wies ihn verachtungsvoll ab; wie ich einmal war und dachte, konnte mich diese Weise am wenigsten zu ihm zurückführen. — Er schied endlich in der furchtbarsten Aufregung, und sein letztes Wort war eine, wenn auch nur halb verständliche, Drohung gegen den, der ihm meine Liebe entzogen.

„Das war Nachmittags," fuhr sie tiefaufathmend fort; „gegen Abend sprach Detlef ein, der von der Stadt kam und unterwegs dem zurückstürmenden Oswald begegnet war. Eine halbe Stunde später — es dämmerte schon stark, ging er von dieser Terrasse fort, wo er bei Sophien und mir gewesen. Eine Weile darauf hörten wir einen Schuß fallen, ohne weiter darauf zu achten. Am folgenden Morgen aber fanden meine Knechte den Leichnam des Unglücklichen auf der Stelle, die ich dir heut gezeigt, und das nächste, was ich vernahm, war, daß Oswald in jener Nacht die Stadt verlassen hatte. — Ich habe nichts mehr hinzuzusetzen." —

Sie stützte den Arm auf die Brustwehr der Terrasse und

legte den Kopf in die Hand. So stand sie eine lange Zeit und sah schweigend hinaus in die friedensvolle Nacht. —

Nach einer Pause fragte Marie, die an ihre Seite getreten und gleichfalls nachdenklich hinausgeblickt, mit leiser Stimme: „So hast du wirklich einmal Oswald im Verdacht gehabt, daß er den Andern erschossen?“ — „Konnte, kann ich anders?“ fragte sie zurück, ohne ihre Stellung zu ändern. „Das ist kein Verdacht, sondern Gewißheit.“ — „Haben auch Andere dies geglaubt? Hat eine Untersuchung, eine Verfolgung stattgefunden, Hildegard?“ — „Sophie und ich mußten vor dem Untersuchungsrichter angeben, wann Detlef fortgegangen, wann wir den Schuß gehört. Ich habe, da ich nach meinem Verdacht auf irgend jemand befragt wurde, angegeben, was ich wußte — den frühern Streit der Beiden, Oswalds wahnsinnige Aufregung und seine Drohung beim Fortstürzen. Das war ich meinem Gewissen und dem Todten schuldig.“ Sie sprach das alles langsam und eintönig.

Marie athmete tief, sie kreuzte die Arme langsam über die Brust und schaute so starr und lange in die Weite, als sei sie voll von widerstreitenden Gedanken. Sie schloß auch die sich mehrmals öffnenden Lippen stets von neuem, sie wandte das Gesicht, das sich ein paarmal der stummen Freundin zudrehte, immer wieder der Ferne zu, und erst nach einem langen Schweigen legte sie mit endlichem Entschluß die Hand auf Hildegards Schulter und sagte mit ernster Stimme: „wohlan, Hildegard — du weißt, daß auch ich von diesen Dingen gehört — aber da lautet der Bericht anders als der deine.“ — Die Andere zuckte zusammen und fuhr empor. „Wie verstehst du das? Was sagst du?“ fragte sie heftig, und ihr Auge heftete sich mit einem dunklen Blick auf die Freundin.

Marie sprach ernst weiter: „ich ließ dich erzählen, weil ich

erst wissen wollte, wie du die Sache nicht nur, sondern auch den Mann anschautest, weil ich den Verlauf noch einmal, noch genauer hören wollte — denn, was ich bisher wußte, erfuhr ich vor Jahren; es brach damals in einer traurigen Stunde flüchtig, fast nur in Andeutungen aus einem armen gequälten Herzen und bedurfte der Vervollständigung. Wie ich jetzt erfahre, muß ich reden. Was du von deinem Vetter hältst, für ihn thust — das geht mich nichts an. Hierin aber mußt du gerecht gegen ihn sein — er ist nicht schuldig."

Hildegard fuhr mit beiden Händen an den Kopf und preßte sie einen Augenblick gegen die Schläfen, dann ließ sie ihre Arme aber schlaff herunterfallen und sagte mit kaum vernehmbarer Stimme: „das kannst du niemals beweisen, Marie! Denn er ist schuldig!" — „Er ist es nicht. Aber ich bin noch nicht so weit, ich muß dich noch um einiges fragen. Hast du niemals mit deinem Bruder hierüber geredet?" — Hildegard schüttelte den Kopf. „Nie. Wir haben uns nur noch einmal wiedergesehn — an dem Tage, da ich majorenn wurde und die Verwaltung meines Eigenthums von ihm übernahm." — „Welche Kleidung trug Detlef, als er erschossen wurde?" — „Die gewöhnliche der städtischen Forstbeamten — einen grauen, grün aufgeschlagenen Rock." — „Trugen auch andere Leute solche Kleider?" — „Ja," erwiderte Hildegard nach einem kurzen Schweigen; „wenn die Herren auf die großen Herbstjagden gingen, hatten sie meistens einen ähnlichen Rock — es ist die Uniform bei den Hofjagden, glaube ich." — „Auch Oswald, Hildegard?" — „Ja — sicher. Er kleidete sich sogar häufiger so als die Andern; er wußte, daß es ihm gut stand." — „Trug er den Rock auch an jenem letzten Nachmittage?" —

Hildegards Auge ruhte starr auf der ernsten Freundin. „Es kann sein — ich weiß es nicht — ich habe nicht darauf

geachtet," versetzte sie endlich; ihre Stimme zitterte. — „Hatte Oswald mit irgend einem Andern eine auffällige Aehnlichkeit?" fragte Marie weiter. — „In den Zügen — nein, in der Gestalt — ja. Er und Detlef waren von einer Figur und Größe, und glichen einander auch in den Bewegungen, wie mir mehrmals aufgefallen ist, wenn ich sie bald nach einander sah. — Aber weßhalb fragst du das alles, Marie?" setzte sie hinzu, während ihr Auge angsthaft auf dem fast strengen Gesicht der Freundin ruhte und ihr Körper hin und wider wie im Fieber zusammenschauerte. — Da trat Marie nahe an sie heran und sagte fest und deutlich: „weil ich mich und dich überzeugen will, daß die Angaben, die ich vordem erhielt, möglicherweise richtig, und daß Detlef nicht von Oswald, sondern statt seiner erschossen worden ist." — Hildegard stieß einen dumpfen Schrei aus und schlug beide Hände vor's Gesicht.

„So ist es," fuhr Marie fort, „das sehe ich jetzt ein, und da diese Angaben stimmen, werden auch die andern richtig sein. So höre weiter. Als Oswald an jenem Abend in die Stadt zurückkam, hat er in tiefer — oder zorniger — Verzweiflung gepackt, denn er wollte nicht länger in deiner Nähe sein. Er ist darauf von halb neun bis gegen zehn Uhr bei jemand gewesen und hat sein Herz dort ausgeschüttet — merke wohl, Hildegard, — von halb neun bis gegen zehn Uhr! — Er ist dann nach Hause gegangen, hat vermuthlich seine Reisevorbereitungen beendet und ist um elf Uhr in den Postwagen gestiegen, der ihn für immer davonführen sollte. — Verstehst du's nun?" setzte sie hinzu. „Da es im Anfang September war und nach deiner Angabe fast Nacht, als jener Schuß fiel, so muß es gegen acht Uhr gewesen sein, wo Oswald sich also nicht wohl hier umhergetrieben haben kann, wenn er schon eine halbe Stunde später in der Stadt wirklich gesehn wurde und so reden konnte, wie er redete."

Hildegard hatte wieder mit starrem Blick, regungslos und ohne Laut zugehört. „Von wem weißt du das alles?" fragte sie endlich dumpf. — „Von der, bei welcher Oswald jene beiden Stunden verweilte." — „Und wer ist das, Marie?" — „Das war deine Schwägerin Ottilie, die Gattin deines Bruders, die leibliche Cousine meiner Mutter und ihre intimste Jugendfreundin, eine schöne und unglückliche, vielleicht leichtsinnige, aber, bei Gott möcht' ich's schwören, unschuldige Frau. Ich bin dabei gewesen, als sie dies alles meiner Mutter erzählte, ich habe ihre Trauer gesehn und ihre Reue, ihre Verzweiflung. Sie hat es nicht geleugnet, daß sie Oswald einmal mehr und inniger geliebt, als sie, die Frau eines Andern, es durfte; aber sie hat meiner Mutter auch auf den Knieen zugeschworen, daß sie diese Liebe standhaft vor ihm verborgen, daß er nie davon erfahren, daß sie selbst mit aller Seelenkraft dagegen gekämpft und sogar entsagend ihm treulich in seinem Werben um dich beigestanden, nachdem sie es gemerkt hatte, daß er sich ihr nicht grade ehrlich, sondern halb trotzig, halb nur deßhalb zugewendet, um dich eifersüchtig zu machen. Diese Absicht hat er ihr selbst bekannt — und sie, Hildegard, hat den leichtsinnigen, thörichten Mann nicht von sich gestoßen. Sie hat es über sich vermocht, ihm und seiner Liebe zu helfen." —

„Sprich weiter!" sagte Hildegard nach einer Weile, ohne den auf die Brust gesenkten Kopf zu erheben. — „Du hast es selbst gesagt," fuhr Marie fort, „daß dein Bruder von Anfang an gegen Oswald eingenommen und später in einer gereizten Stimmung gewesen sei, die den sonst so festen und kalten Mann zuweilen ganz außer sich brachte und ihn thun und reden ließ, wie man es am wenigsten von ihm erwarten konnte. An jenem Nachmittag hat er auch die letzte Zurückhaltung vergessen und seine Frau mit Vorwürfen überschüttet, sie der Treulosigkeit be-

schuldigt und sich in schrecklichen Drohungen gegen Oswald ergangen, den er nicht allein für den — Liebhaber seiner Frau, sondern in wahnsinniger Verblendung auch für den deinen gehalten. Denn er hatte ihn oftmals in der Nähe deines Wohnsitzes bemerkt — Oswald war eine Zeitlang fast jeden Tag hier draußen gewesen. Alles, was die Frau sagen mochte, wie sie ihn zu beruhigen, aufzuklären versuchte, war umsonst. Er schied von ihr nach jener Scene in furchtbarster Aufregung, sie sah ihn ausgehen, zurückkommen und dann nochmals im Jagdanzug das Haus verlassen." —

„Marie!" unterbrach Hildegard die Freundin auffahrend. — „Laß mich ausreden," war aber die entschlossene Antwort. „Dein Bruder kam erst gegen Mitternacht wieder heim, und als ihm die unglückliche Frau, die ihn erwartet, dann mittheilte, daß Oswald am Nachmittage bei dir gewesen, noch einmal deine Vergebung erfleht, um deine Liebe geworben, nach der herben Zurückweisung verzweifelnd bei ihr erschienen und vor einer Stunde für immer abgereist sei — da erbleichte er wie ein Sterbender und sagte: „Oswald hier? — Wann?" — „Von nach acht bis zehn Uhr," versetzte sie. „Ich habe ihm auch von deinem schmachvollen Verdacht gegen mich und ihn gesagt — und ihn beschworen, selbst dich aufzuklären, da du mir nicht glauben wolltest. Er hat es brieflich gethan. Da ist sein Brief." — „Von acht bis zehn?" wiederholte er, „und abgereist? Du lügst — es ist nicht möglich!" — „Der Diener ist mein Zeuge — er hat ihn nicht nur hier gesehen, sondern auch sein Gepäck mit auf die Post getragen. Und da ist sein Brief." — Da nahm dein Bruder denselben und taumelte, wie ein Trunkener, aus dem Zimmer — ohne ein weiteres Wort.

„Am folgenden Morgen erfuhr deine Schwägerin, wie alle Welt, den Tod des Waldwärters. Ihr Mann reiste in den

nächsten Tagen zu der Gesetzkommission in der Residenz, sie selbst ging mit den Kindern für den Winter nach D. zu ihren Verwandten. Die Gatten sahen sich erst nach einem halben Jahre wieder, ohne aber jemals hierüber zu sprechen. Deine Schwägerin hat jedoch niemals an dem wirklichen Sachverhalt gezweifelt, und es war nicht das geringste Leid der unglücklichen Frau, daß du dich ihr gänzlich entzogst, ihr einen Brief zurückschicktest, daß sie von Oswald nie mehr etwas hörte und den Verdacht auf ihm ruhen lassen mußte, wenn sie nicht den Gatten anklagen wollte."

Die Erzählerin hatte schon eine Zeitlang geschwiegen, als Hildegard, welche während der letzten Worte am Geländer der Terrasse gelehnt, endlich halblaut vor sich hin sagte: „mein Bruder? — Es ist nicht möglich!" Dann verstummte sie wieder, und ihre Gestalt sank ganz in sich zusammen. Auch Marie fand den Muth nicht, jetzt etwas zu reden; sie ging langsam hin und her, und ringsum regte sich kein Laut.

Der Mond war schon tief hinunter und erhellte mit seinen Strahlen nur noch die obern Fenster des Schlosses, während hier unten auf dem Kieswege und in den Büschen allein das Licht schimmerte, welches die im kleinen Speisesaal befindlichen Lampen durch die geöffneten Thüren und Fenster heraussendeten. Da wurde drinnen hastig eine Thür aufgestoßen, und eine Stimme, vor welcher beide Freundinnen aufschracken, redete mit entschiedenem Tone: „Auf der Terrasse? Gut so! Sage ihr, Lorenz, es müsse sein — nur auf einen Augenblick! — es handle sich um Leben und Sterben!"

Der alte Diener kam zögernd, mit unhörbaren Schritten über die Teppiche heran und aus der Thür. „Der Herr Baron von Kettner will das gnädige Fräulein noch sprechen," meldete er leise und stockend. — Aber Hildegard unterbrach ihn mit kla-

rer, ruhiger Stimme: „ich habe es gehört, Lorenz. Führe den Herrn zu mir.“ Sie war von der Brustwehr zurückgetreten und stand mitten im vollen Strahl der Lampe; ihr Gesicht war blaß, aber ihre Züge zeigten sich ernst und unbewegt, ihr Auge blickte fest in den Saal hinein, und ihre Stimme klang wieder so klar wie eben zum Diener, als sie nun zu der herangetretenen Freundin kurz sagte: „laß uns allein, mein Herz.“

Marie ergriff ihre Hand und preßte sie fest in die ihre. „Hildegard,“ bat sie leise, „ich beschwöre dich, sei gefaßt, sei gut, sei du selbst! Kann Gott deutlicher zu dir sprechen?“ — Ueber das Gesicht der Schloßdame glitt ein schwermüthiges Lächeln. „Du hörst ja, daß ich ihn sehn will,“ versetzte sie sanft, indem sie ihre Hand zurückzog und noch weiter gegen die Thür vortrat. Denn jetzt kam der Gemeldete schon durch den Saal, und Marie entfernte sich schleunig gegen den Seitenausgang der Terrasse.

Viertes Kapitel.

Alte Liebe.

Er stand jetzt vor ihr, er schaute ihr mit ernstem, kalt prüfendem Blick fest in die Augen, welche sie mit einem — er konnte das nicht leugnen — sanften und weichen Aufschlag zu ihm erhoben hatte und auf seinem Gesicht ruhen ließ. Allein er kümmerte sich jetzt nicht darum, sein Blick wurde nicht milder, und seine Stimme klang grade so stolz und entschieden, wie noch eben, als er Lorenz an der Thür den Auftrag gegeben. „Verzeihen Sie, mein Fräulein,“ sagte er, „wenn ich mich doch noch einmal und zu solcher Stunde Ihnen aufdränge. Gefürchtet hatt' ich es nicht, aber es mußte sein. Das Geschick beschloß es anders als

mein Wunsch und Wille. Aber es ist nur ein Augenblick — und ich gehe wieder."

Als sie die förmliche Anrede gehört, von dem, der sie sonst nur mit dem vertraulichsten Namen genannt und vordem ihr einmal so nahe gestanden wie kein anderer Mensch, da war sie unwillkürlich zurückgetreten und hatte den Kopf so rasch erhoben, als sei sie heftig erschrocken. Doch es war nur ein Moment, und dann ließ sie das Haupt wieder sinken und hörte seine Worte bis zum Ende, ohne sich weiter zu bewegen, ohne den sanften Blick des großen Auges von ihm zu verwenden. Sie ließ auch, da er schwieg, noch eine kleine Weile vergehn und erwiderte nichts, und erst als er seine Lippen zu neuen, vielleicht noch schärferen Worten öffnete, redete sie plötzlich mit milder, ruhiger Stimme: „du bist mir willkommen, Cousin Oswald."

Er zuckte zurück, er sah sie an mit einem jäh aufleuchtenden Blick; dann jedoch flog ein bitteres Lächeln über seine Züge und mit gefalteter Stirn entgegnete er herbe: „o nicht doch! Nicht doch! Es bedarf keiner Komplimente zwischen uns, sondern nur offener Worte. Ich —." — Er brach ab, denn er sah sie heftig den Kopf schütteln, er sah ihr Auge feucht schimmern, er hörte ihre leisen Worte: „Du hast recht! Was will ich denn mehr?" — und der Stolz wich von ihm, die Bitterkeit, die herbe Kürze, und ungestüm, wie am Morgen, vortretend und die Hand ihr entgegenstreckend, sagte er mit bebender Stimme: „Hilda!" — Die Thränen stürzten ihr jäh aus den Augen; sie ergriff seine dargebotene Rechte mit ihren beiden Händen und preßte sie schier krampfhaft zwischen ihre schlanken Finger; sie ließ den Kopf noch tiefer sinken, und kaum vernehmbar stammelte sie: „Oswald! Oswald!"

Er sah sie eine Zeitlang schweigend an, bevor er endlich sprach: „so ist's? Und dennoch konntest du mich heut Morgen

so hart, so zornig von dir stoßen?" — Sie erhob langsam das Gesicht und fragte leise; „konnte ich anders, Oswald?" — „Hast du denn nie für möglich gehalten, daß du dich über mich getäuscht, daß du mir unrecht gethan, daß mein damalig Treiben und Benehmen keine solche Strafe verdiente, da es nicht aus einem treulosen, sondern nur aus einem halb trotzigen, halb verzweifelnden Herzen entsprang?" — „Nein Oswald, das halte ich nicht für möglich," versetzte sie plötzlich mit vollem Ernst und ohne eine Spur der bisherigen Weichheit. — „Hilda, Hilda — hast du mich wirklich jemals geliebt?" — „Weißt du etwas Schlimmeres, Oswald, als wenn der, den wir lieben, uns etwas Ehrloses zutraut?" — „Ich war ja von Sinnen, Hilda!" — „Weißt du etwas Schlimmeres, Oswald, als wenn wir den, den wir lieben, von dem wir uns geliebt glaubten, plötzlich an seiner und unserer Liebe zum Verräther werden, sich dahin wenden sehn, wo seine Liebe ein Verbrechen? Wenn wir sehn, daß er allem Hohn spricht, was das Herz eines Mädchens erfüllt — dem Vertrauen, der Treue, der Achtung, der Ehre, der — Scham, Oswald, der Scham?" Der Blick ihres Auges war dunkel, ihre Wangen glühten.

„Hilda, Hilda," rief er leidenschaftlich, „es war ja nur ein knabenhaftes, übermüthiges Spiel — frevelhaft, ja! Aber dennoch nur ein Spiel von wenig Tagen, und es war nicht ein sündiger Gedanke dabei! — Hast du das denn niemals für möglich gehalten, wiederhole ich? War deine Liebe niemals stark genug, um trotz alles bösen Scheins doch noch an die Ehre, an die Liebe des Mannes zu glauben? Und wenn dein stolzes ungestümes Herz damals auch sich zu schwer verletzt glaubte — ist nie, in all den vielen einsamen Jahren nie ein milderer Schlag drin gewesen, ist nie ein einziger gütiger verzeihender Gedanke durch deinen Kopf gezogen? Hast du nie an meine dennoch mögliche

Unschuld gedacht? Hast du stets nur dich selbst im Recht gewähnt? War deine Liebe denn ganz zu Ende? — Sage mir das, Hilda!"

Sie sah ihn eine Weile schweigend und — man möchte sagen — mit einem stillen Blick an, als lausche sie nicht nur auf seine Worte, sondern auch auf das, was dabei durch ihr eigenes Herz rang und klang. Dann aber schüttelte sie leise das Haupt, ihre Stirn zeigte sich für einen Augenblick leicht gefaltet, und sie erwiderte ernst: „laß das, Oswald, ich bitte dich! Es ist ja schon gesagt, wie es ist, und wird nicht anders. Nur Eins muß ich dir antworten: was mein Herz auch für dich gefühlt — was hätte das dir, was hätte das mir genützt, da ich dich mit voller Ueberzeugung für einen Mörder hielt?"

Seine Brauen waren zusammengezogen und auch auf seiner Stirn lagen ein paar tiefe Falten; als er jetzt antwortete: „das war's, was ich von dir hören wollte, weßhalb ich noch einmal und jetzt zu dir kam. Als ich vor ein paar Stunden bei Sonneck eintrat, als er vom Sitz fuhr und rief: „Unseliger, was willst du hier?" — als er mir sagte, wessen ich beschuldigt worden, und hauptsächlich auf dein Zeugniß, Hilda! — als ich hörte, daß die Untersuchung nur deßwegen ruhen blieb, weil man mich nicht auffinden konnte, daß sie aber jeden Augenblick wieder aufgenommen werden kann — da war ich zuerst so bestürzt, daß Sonneck sich von mir abwendete und sagte: „geh, unglücklicher Mensch, rette dich! Ich habe dich nicht gesehn." Dann freilich erhob ich mich gegen diese Schmach mit aller Kraft und allem Stolze, allein es war umsonst. Ich vermochte ihn nicht zu überzeugen. Er hält mich für schuldig, meine Sache für rettungslos. Sein letztes Wort war, ich möge mich an dich wenden, wenn ich das wage. Dein Zeugniß beschuldige mich am ernstlichsten."

Ueber Hildegards Gesicht flog ein finsteres Lächeln; sie schüttelte leicht mit dem Kopf, und darauf sprach sie: „und dann?"

— „Dann bin ich herausgekommen, Hilda," entgegnete er gleichfalls finster, nicht um deine Hülfe zu verlangen, sondern nur um mir von dir sagen zu lassen, daß das nicht wahr sei, daß du das wenigstens nicht von mir geglaubt, — oder damit ich vor dir mich rechtfertigen könne. Denn das mußte ich — das Uebrige ist mir gleichgültig." Und da sie nichts entgegnete, sondern stumm vor sich niedersah, fügte er hinzu: „hast du das wirklich von mir glauben — hast du das vor dem Richter aussprechen können, Hilda? — Sage mir das! Das wäre eine andere Abweisung als die vom heutigen Morgen — eine endgültige." — Sie sah mit dem vollen Aufschlag ihrer großen grauen Augen frei zu ihm auf und versetzte mit ernstem, eindringlichem Tone: „das habe ich gekonnt und gethan, Oswald; und ich frage zurück: hast du es mir möglich gemacht, anders von dir zu denken?"

Er durchforschte ihr Gesicht, ihre ernsten Züge, ihre festblickenden Augen eine ganze Weile stumm und sinnend, bevor er wieder begann: „du betontest das „habe" so scharf. Soll ich daraus schließen, daß in deiner Gesinnung eine plötzliche Veränderung vorgegangen?" — Sie neigte das Haupt. „So ist's, ich zweifle jetzt." — „Und weßhalb? Seit wann?" — „Seit einer Stunde, und weil ich seitdem erfahren, wo du die Abendstunden jenes Tags zugebracht haben sollst." — „Ich war von acht bis zehn Uhr bei deiner Schwägerin – ja. Aber von wem erfuhrst du das erst heute und hier?" — Sie machte eine ablehnende Bewegung mit der Hand und antwortete: „laß das, Oswald. Wenn es nöthig, wirst du's erfahren. Jetzt — will ich dich für den Verdacht um Verzeihung bitten," fuhr sie düster blickend fort. „Ich fühle wohl, daß das kein Ersatz ist für meine herbe Abweisung deines ersten Besuchs, für das Unrecht, das ich dir in Gedanken so lange Jahre gethan, — aber ich habe dir nichts andres zu

bieten. Es kommt wenigstens von Herzen!“ Und sie bot ihm die Rechte hin.

Er hielt die auf der Brust zusammengefalteten Arme in ihrer Lage und rührte sich nicht, so daß sie die Hand wieder sinken ließ und sich mit einem leichten Seufzer von ihm abwandte. Indem jedoch richtete er sich auf, fuhr sich über die Stirn und sagte dann: „nun gut, Hilda, mein Geschäft hier ist also zu Ende. Aber bevor ich gehe, möchte ich noch Eins von dir fragen. Willst du mir offen antworten?“ — Sie drehte das ernste bleiche Gesicht zu ihm zurück und sah ihn einen Augenblick prüfend an. „Ja — frage nur!“ erwiderte sie endlich. — Er trat nahe an sie heran, faßte ihre Hand und sprach ernst: „war der schmähliche Verdacht gegen mich der einzige Grund deiner heutigen — maßlosen Abweisung?“ — Sie schüttelte wie unwillig den Kopf, und auch die Brauen zogen sich flüchtig zusammen, als sie zur Antwort gab: „warum quälst du dich und mich? Du weißt, daß ich auch außerdem — von noch früher her — kein Vertrauen zu dir habe.“ — „Ja ja,“ versetzte er ungeduldig, „ich weiß, und darnach frage ich nicht, denn das gehört eins zum andern. Ich frage dich, ob du noch außer dem Verdacht, außer dem Mißtrauen einen — sei es darum! — dritten Grund hattest, der dir meine Begegnung unerträglich machte, Hilda?“

Selbst hier in der halben Dämmerung, denn sie waren allmälig aus dem vollen Strahl des Lampenlichts ein wenig zur Seite getreten — sah er, wie eine jähe dunkle Röthe über ihre Wangen flammte, über ihre Stirn zuckte; er spürte an der ungestümen Bewegung, mit der sie ihre Hand aus der seinen zog und sich rasch von ihm fortwandte, wie tief, wie gewaltig seine Worte sie berührt haben mußten. Und indem sie so abgewendet vor ihm stehn blieb, sagte sie so leise, daß er's kaum verstehn

konnte: „das war nicht edel von dir, Oswald!“ — „Nicht edel!“ rief er. — „Nein, nicht edel,“ entgegnete sie, ohne ihre Stellung zu ändern, und es war fast, als ob sie mit Thränen kämpfte; „warum weckst du, was doch todt ist und verloren?“ — Da trat er zu ihr und ergriff ihre Hand aufs neue. „Du irrst dich, Hilda,“ sprach er mit tiefer leiser Stimme, „du irrst dich über mich und dich. Es ist nichts todt, es ist nichts verloren! Wir sind nur trotzige, armselig trotzige und blinde Menschen, welche ihr Glück und Heil mit Füßen von sich stoßen möchten. Wollen wir ewig trotzig, ewig blind bleiben, Hilda?“ — Ihre Hand ruhte kalt und regungslos in der seinen, sie erwiderte nicht ein Wort und wandte ihm auch das Gesicht nicht zu. Stumm und ohne Bewegung schaute sie in die dunkle Ferne.

Indem sie so standen und schwiegen, ließ sich plötzlich durch die todtenstille Nacht ein fernes, leises Geräusch vernehmem, welches jedoch rasch näher kommend und sich verstärkend alsbald als ein schneller Hufschlag zu erkennen war, der jetzt, nach einer kleinen Weile, schon auf dem Pflaster der Dorfstraße, dann des Schloßhofs klapperte und nun anhielt. Darauf folgte ein schnelles, hartes Klopfen an der Thür. Man hörte dieselbe sich knarrend öffnen, ein paar Stimmen wechselten hastig Rede und Antwort; dann schlug die Thür zu, und zugleich ritt der Reiter wieder in derselben Eile zur Ferne, mit der er eben herangekommen.

„Was bedeutet das?“ sprach Hildegard und zog die scharf gezeichneten Brauen zusammen. „Wer kann um solche Zeit und so ungestüm in Lindow etwas zu suchen haben?“ Sie war in die Saalthür getreten, und da sie bei den letzten Worten zu Oswald aufsah, welcher ihr gefolgt war und neben ihr im Lichte stand, bemerkte sie in seinem Gesicht ein so eigenes, halb bitteres, halb spöttisches Lächeln, daß sie rasch hinzufügte: „was hast du?

Was gibt's?" — Er zuckte leicht die Achseln. „Nun, Hilda," versetzte er, „mich erinnerte der Hufschlag, das Klopfen, das Reden an einen eiligen Gensdarmen, der mit seinen Kameraden auf der Streife nach einem Mörder ist." — Sie fuhr zurück und starrte ihn an: „Was redest du, Oswald?" fragte sie unwillig. „Ist das die Stunde zum Scherzen?" — „Scherzen? — Hast du vergessen, was ich von Sonnecks Empfang erzählt? — Da kommt übrigens Einer, der uns bald das Nähere sagen wird," setzte er hinzu und deutete auf den eben ziemlich rasch eintretenden alten Diener. — Hildegard eilte demselben entgegen. „Nun Lorenz — wo bleibst du?" rief sie ungeduldig. „Was gibt es?"

Der Alte schien in ungewöhnlicher Aufregung zu sein, sein runzelvolles Gesicht war stark geröthet, er schüttelte auch heftig den Kopf und schlug sogar mit der Faust der einen Hand in die Fläche der andern, als er nun erwiderte: „ei, gnädiges Fräulein, das war einmal was ganz Tolles! Ein Herr Gensdarme hat eben gar impertinent nach dem Herrn Baron gefragt und —." — „Das ist nicht wahr, Lorenz!" unterbrach ihn Hildegard heftig. „Ich verbitte mir solche albernen Späße!" — „Spaße ganz und gar nicht," versetzte der Alte achselzuckend, „und der Herr Gensdarme that's auch nicht." — „Und was hast du geantwortet?" fragte sie mit finsterem Blick. — „Wir wüßten seit dem Morgen nichts vom Herrn Baron, hab' ich gesagt. Dann meinte er, das werde sich finden, und da gab ich ihm recht. Dann sagt' er, es handle sich um ein Verbrechen und er mache uns auf die Folgen aufmerksam, wenn wir den Herrn Baron versteckten; und ich sagt' ihm, er brauche sich keine Mühe zu geben. Darauf hieß er mich einen alten Duckmäuser, und ich warf die Thür zu und hab' sie verschlossen. — So was habe ich Zeit meines Lebens nicht in Lindow zu erleben gedacht. Das

ist ja, als ob wir hier nur Bettelvolk wären!" setzte der erhitzte Alte hinzu. „Aber warte!"

Hildegard hatte, seitdem sie ihn zuletzt unterbrochen, keinen Laut mehr von sich gegeben und keine Miene verändert. Auch jetzt da er schwieg, starrte sie ihn noch mit dem gleichen düstern Blick an und schien wie der Diener nur von einem zürnenden Staunen über diesen unhöflichen Eingriff in ihre Rechte erfüllt zu sein. Denn als Oswald jetzt kopfschüttelnd bemerkte: „das hast du dumm gemacht, Lorenz! Wozu dies verheimlichen?" — wandte sie ihm auffahrend und so rasch das Gesicht zu, als habe sie an seine Gegenwart gar nicht mehr gedacht, und dabei fragte sie hastig: „wie sagst du?" — Er schüttelte wieder das Haupt. „Daß Lorenz mit Unrecht meine Anwesenheit verheimlicht," erwiderte er ernst. „Wozu soll das? — Und nun —" er trat zu ihr und faßte ihre Hand und schaute ihr ruhig in die Augen — „nun komm' zu dir, Hilda, und lasse mich dir adieu sagen."

Sie riß ihre Hand zurück. „Adieu?" rief sie, „was meinst du, Oswald? Natürlich bleibst du doch hier!" — „Nicht doch," antwortete er. „Das hieße meine Sache nur noch schlimmer machen, als sie durch Lorenz' thörichtes Leugnen schon geworden. Wozu mich verstecken, wiederhole ich, da ich doch selbst eine Untersuchung verlangen will?" — „Bist du wahnsinnig?" rief sie heftig , „du willst dich stellen? Du willst dich verhaften — bestrafen lassen für das —?" — „Hilda, Hilda," unterbrach er sie ernst, „besinne dich! Könnte ich diese Anklage ohne weiteres auf mir ruhen lassen? Sollte ich durch Flucht bestätigen, daß man mich mit Recht dieser That beschuldigt?" — „Und willst du dich unschuldig verurtheilen lassen?" fragte sie mit dunkelblickenden Augen. — „Ich weiß wirklich nicht, was du sorgst," entgegnete er begütigend und nahm aufs neue ihre Hand. „Wenn ich mich freiwillig stelle, selbst eine Untersuchung verlange, kann von Ver-

haftung keine Rede sein. Und die Anklage ist so unsinnig, daß ich noch immer nicht an ihren Ernst glauben kann. Jedenfalls muß sie sich leicht widerlegen lassen oder in sich selbst zerfallen, meine ich."

„Sie zerfällt nicht," sprach sie nach einer Pause, heftig den Kopf schüttelnd, „du widerlegst sie nicht. Was hilft es dir, daß ich jetzt nicht mehr an deine Schuld glaube? Meine Schwägerin, welche deinen Aufenthalt in der Stadt bestätigen könnte, ist todt." — „Der Diener aber, dein Bruder, meine Hausleute, denen ich die Wohnungsmiethe bezahlte," warf er ruhig ein. — Sie lachte so laut und bitter auf, daß er einen Schritt zurücktrat. „Mein Bruder?" rief sie. „Ja — er könnte es wissen, aber rechne lieber nicht auf ihn! Im Gegentheil!" — „Er hat mich nie geliebt, das weiß ich. Aber er ist ein Ehrenmann, der sich in solcher Sache nicht durch Nebendinge und alte vergessene Zwistigkeiten beherrschen, vom rechten Wege ablenken lassen wird." — „Rechne nicht auf ihn, sage ich! Er denkt — er achtet nichts, als seine Stammes- und Familienehre! In welchem Verdacht er dich gehabt, weißt du. Ob mit Recht oder Unrecht — es ist gleichviel," setzte sie mit einem flüchtigen Zucken um die Lippen hinzu. „Er glaubte es. Und wenn, nun bei deiner Angelegenheit, sein Zeugniß ihn veranlassen müßte, auch von seinen häuslichen Verhältnissen, von der Störung seines Familienfriedens zu reden — glaubst du, daß ihn eine Macht der Welt zu solchen Aussagen zwingen würde? Rechne nicht auf ihn!" Sie wandte sich ab.

„Und du selbst, Hilda?" fragte er nach einer Pause. — Sie kehrte sich wieder heftig ihm zu. „Ich? Was ich damals angegeben, muß ich jetzt wiederholen — deine Anwesenheit, deine Aufregung, deine Drohung —." — „Die nicht gegen Detlef, sondern gegen deinen Bruder gerichtet war!" unterbrach er

sie ernst. — „Beweise das, Oswald! — Dann begegnetest du dem Unglücklichen auf dem Wege zur Stadt — du hattest früher einen heftigen Streit mit ihm! — Er wurde um halb acht Uhr erschossen, — den Knall des Schusses hörten wir, Sophie und ich. Das ist's — das muß ich auch jetzt bezeugen. Was fragt man darnach, daß ich nicht mehr den gleichen Schluß aus dem allen ziehe? Daß ich an deinen Aufenthalt bei meiner Schwägerin glaube? — Rechne auf meinen Bruder nicht! — Und wer bezeugt, daß du zwei Stunden dort, daß du schon seit sieben Uhr in der Stadt, daß du zur Zeit des Mordes nicht habest hier sein können?"

Er maß sie mit einem dunklen Blick. „Genug, Hilda," sprach er dann, und der Ton war kalt, „das ist nun alles umsonst. Ich gehe — adieu!" — „Oswald!" rief sie, seine Hand so krampfhaft erfassend, als ob sie ihn mit Gewalt zurückhalten wollte. — „Laß es gut sein, Hilda! Du siehst zu schwarz!" — „Nein, nein, Oswald!" — „Es genügt mir, daß wenigstens du nicht mehr an meine Schuld glaubst. Alles Uebrige ist einerlei." Seine Stimme war schon wieder sanfter geworden und sein Auge milder, seit ihm aus dem Klang ihrer Rede, aus ihren Blicken die Erschütterung ihres Innern, die Angst ihres Herzens so jäh und scharf entgegentrat. — Ihre ganze Gestalt bebte, ihre Finger zitterten in seiner Hand, sie legte nun, wie vergehend, die Stirn an seine Schulter und stammelte: „gehe nicht, Oswald!"

Er sah einen Augenblick schweigend auf das reiche dunkelblonde Haar des kleinen Kopfes da so nahe an seinem Herzen, bevor er fast weich sagte: „fasse dich, Hilda. Es ist wahrhaftig keine Gefahr. Die Sache muß sich aufklären, und dann werden wir alle freier aufathmen." Und indem er die Hand leicht unter ihr Kinn legte, fuhr er fort: „komm, richte dich auf und laß mich meinen Weg gehn, wie ich es muß."

Sie hatte seinem Wunsche nachgegeben und den Kopf erhoben; sie ließ ihre Augen in den seinen ruhen, sie schien zu hören auf das, was er bat, aber da er nun schwieg, legte sie beide Arme langsam um seine Schultern und zog ihn fest an sich, und als ob nichts weiter in ihrem Herzen sei als diese einzige Empfindung, dies einzige Verlangen, flüsterte sie: „geh nicht fort, Oswald! O geh nicht fort! Brich mir nicht das Herz! — Ich weiß es — du kommst dann niemals zurück, es ist um dich und mich geschehn!" Die Kraft, die Härte, der Stolz des wunderbaren Wesens — das alles war fort. Zum zweitenmal an diesem Abend siegte die Natur, die Innigkeit und — Liebe? — des Weibes über die Fassung und Kälte der Weltdame. Die Thränen hingen schwer an ihren Wimpern und sie ruhte an ihm, als sei sie nichts, als wolle sie nichts sein als sein eigen.

Er holte tief Luft und fuhr sich mit der Hand über die Stirn. „Es hilft nicht," sprach er endlich gepreßt, „es hilft alles nicht, Hilda. Ich muß fort. Du hast dir das nicht klar gemacht: ich kann diesen Verdacht nicht auf mir ruhen lassen, wiederhole ich, kann ihn nicht mit mir in die Ferne tragen, denn er würde auf mir lasten, schwerer als Eisenfesseln, und in solcher Freiheit wäre ich schlimmer daran als im engsten Gefängniß. Die Sache muß abgethan werden." — Sie hatte sich langsam aufgerichtet und ihn aufmerksam angesehn. „Das soll sie auch," erwiderte sie nun, „du sollst dich nur nicht persönlich stellen, sondern bis zur Entscheidung verborgen bleiben, damit du dann gehn oder bleiben kannst, wie es diese Entscheidung erheischt." — „Und wo sollte ich mich verbergen, Hilda?" — „Hier, in Lindow!" — „Und du glaubst, du leichtgläubig Herz, man würde das nicht erfahren?" — „Immerhin, aber dich nicht finden." — Ein schwermüthiges Lächeln glitt über sein Gesicht. „Du kennst die Polizei noch nicht," sprach er, „sie sucht vortrefflich." —

„Die Polizei? Ich wollte es niemand rathen, mir in solcher Weise zu nahe zu treten! Ich bin Freifrau auf Lindow!“ Sie hatte bei diesen Worten den Kopf erhoben und ihr Auge blickte mit finsterem Stolz auf den Vetter. „Gegen meinen Willen,“ setzte sie hinzu, „kann und darf hier nichts geschehn. Ich würde meine Rechte schon zu wahren wissen.“

„Hilda, Hilda!“ sagte er und das Lächeln, welches nun durch seine Züge glitt, war ein wirklich heiteres, „man heißt dich nicht umsonst das Burgfräulein, merke ich! Willst du satteln lassen und den Behörden Fehde ansagen?“ — „Spotte nicht,“ rief sie aufgeregt, „spotte nicht, Oswald! Ich weiß, was ich vermag! Und wenn Gewalt nicht hülfe — Lindow und sein Gebiet ist groß genug, um dich dennoch vor aller Welt zu verbergen! Ich garantire dir, daß dich niemand findet, wenn auch jedermann wüßte, daß du da bist.“

Er sah sie, wieder ernst geworden, prüfend eine Weile lang an, bevor er antwortete: „und meinst du, daß die Gerichte dich nicht zur Rechenschaft ziehn würden für eine solche Beschützung dessen, den man für einen Mörder hält?“ — „Laß sie!“ rief sie heftig. „Ich fürchte eine solche Strafe nicht, und du — bleibst dennoch frei und kannst ungehindert das Land verlassen, wenn man dich verurtheilte. Und man verurtheilt dich, Oswald!“ setzte sie hinzu. — „Und fürchtest du nicht das Gerede darüber, daß du mich so bei dir aufgenommen?“ fragte er noch ernster. — „Nein!“ versetzte sie, ihr Ton war hart; „ich frage nichts nach dem Urtheil der Welt. Mein Recht ist hier!“ Und sie drückte die Hand fest auf ihr Herz.

Er trat noch dichter an sie heran und beugte das Gesicht so nahe zu dem ihren, daß er den Athem fühlte, der heiß aus ihrer bebenden Brust stieg. „Und wofür — wozu das alles?“ fragte er leise und gepreßt. — Und sie holte tief Luft, sie sah

ihm mit dunklem Blick in die Augen, und sie erwiderte ebenso leise, und gleichfalls mit schwankender Stimme: „weil ich dir unrecht gethan, Oswald, und weil niemand in der Welt sagen soll — ich hätte das erfahren und nicht alles versucht, was in meinen Kräften steht, es wieder gut zu machen.“

Er richtete sich auf, durch seine Züge zuckte es wie ein wilder Krampf; aber im nächsten Augenblick schon legte er die Hand fest über die Augen und entzog ihr dadurch den Anblick seines Gesichts, und als er sie gleich darauf wieder sinken ließ, verrieth nichts mehr die jähe Bewegung, die sein Inneres eben so gewaltsam durchbebt. Er bot der Schloßdame langsam die Rechte hin und sprach leise und mit wie es schien, ruhigem Tone: „lebe also wohl, Hilda!“

Sie fuhr auf, sie fuhr zurück. „Dennoch?“ rief sie leidenschaftlich aus. „Du willst mich nicht gut machen lassen, Oswald?“ — „Die Hand auf's Herz, Hilda,“ versetzte er, — „mißtraust du mir in keinem Punkte mehr?“ Und da sie nur schweigend die Augen niederschlug, setzte er lauter hinzu: „so laß mich gehn. Was du mir bietest, ist zu viel oder zu wenig. Etwas Halbes hat mir nie im Leben genügt.“ — Sie wandte sich von ihm ab. „So geh!“ sagte sie dumpf.

„Eins will ich dir versprechen,“ fuhr er unbewegt fort. „Wenn mir Verhaftung, Verurtheilung drohen sollte, will ich zu dir zurückkommen und deine Hülfe zur Flucht in Anspruch nehmen, damit ich auswärts und in Sicherheit bessere Beweise meiner Unschuld sammeln kann. Im Gefängniß will ich nicht sitzen. Adieu Hilda — fasse dich und habe Muth!“ Und da sie wiederum keine Antwort gab als jenes herbe und harte: „so geh!“ — so wandte er sich langsam ab und ging die Terrasse entlang, den Stufen zu, welche in das Rasenparterre des Parkes hinabführten.

Sie stand abgewendet, ohne den Kopf aus der Hand zu erheben, in welche sie ihn gelegt, ohne mit einem Blick dem Scheidenden zu folgen. Ihr Busen hob sich ein paarmal wie in heftiger Bewegung, als regten sich, als sprächen in ihm leise, leise Stimmen, als flehten sie um Milde, um Güte, um — Freiheit und Erlösung von dem Bann, den die strenge, kalte Herrin ihnen auferlegt. — Der alte Diener, der während des ganzen letzten Gesprächs im Saal stehn geblieben, überflog die Gestalt der Dame mit einem ernsten, fast bekümmerten Blick und schüttelte langsam den grauen Kopf. Aber zu sagen wagt' er nichts.

Jetzt trat der Scheidende auf die letzte Stufe — sein Schritt ward noch einmal hörbar — und dann war es still. Es regte sich nichts mehr. Ein leises — leises Frösteln zitterte droben durch das Laub der Linden, und ein einzelnes müdes Blatt löste sich von der grünen Fülle der andern, es sank mit einem seltsamen Tone herab und streifte im Fallen an das Steingesims der Balustrade, so müde, so leicht, so vernehmbar. So tief war die Stille der Nacht, so tief! Aber von dem Scheidenden war nichts mehr zu erhorchen, er mochte nun auch längst die dichteren Gruppen des Parks durchmessen haben und schon im Walde sein.

„Will das gnädige Fräulein den Herrn Baron wirklich gehn lassen? Und er hat doch keinem Menschen was zu leide gethan und geht nun in Tod und Verderben?" sagte endlich Lorenz mit zitternder Stimme, während er zugleich bis in die Thür trat und sein Auge mit kummervollem Blick auf der noch immer regungslosen Herrin ruhen ließ. — Und als habe sie bisher ein schwerer unsichtbarer Zauber gefesselt mit Starrheit, Trotz und Härte, und als sei des Dieners Wort das lösende gewesen, so zuckte sie nun empor, jäh und wild, und ihr Auge flog angsthaft zum Alten und dann hinaus in den Park, und

sie stürzte fort an die Balustrade und schrie laut auf: „Oswald!“ — Es kam keine Antwort.

Sie eilte zu den Stufen in wilder Hast. „Oswald!“ rief sie wieder und rang die Hände. „Oswald! Geh nicht fort!“ — Und sie flog zurück zum Diener und flehte: „ihm nach, Lorenz! Hole ihn zurück! Lasse ihn nicht in seinen Tod gehn! Sag' ihm, daß ich ihn lieb habe — lieber als mein Leben! Er soll nicht gehn! Ich will zu seinen Füßen ruhen, mein Lebenlang, bis er mir mein Unrecht verziehen, meinen Trotz, meine Härte, meinen wilden, thörichten Stolz! Denn ich hab' ihn ja doch mein Lebenlang geliebt — nur ihn! Ihn allein! — Lorenz, sag' ihm das!“

Der Alte wischte sich eine Thräne von der Wimper, so hatte ihn die Leidenschaft der sonst seit langen Jahren immer gleich kalten und ernsten Herrin erschüttert. „Ich will ja gehn,“ sprach er jetzt mit bebender Stimme, aber er schüttelte dabei dennoch den Kopf. „O hätten Eure Gnaden ihm das selber gesagt, er wär' nimmer davongelaufen! — Nun glaubt er's nicht mehr, wenn ich ihn auch einhole.“ — „Sag' ihm, ich will an seinem Halse hängen, bis er mir glaubt!“ rief sie und preßte die runzelige Hand des Dieners krampfhaft zwischen ihre Finger. „Sag' ihm, daß ich ihn lieb habe — lieb habe, Lorenz! — Ach Gott, ich will ja nichts, als daß er mir verzeiht, als daß er sich von mir retten läßt!“ setzte sie hinzu, indem die Thränen jäh aus ihren Augen stürzten.

Lorenz hatte sich gefaßt. „So will ich mir rasch ein Pferd holen,“ sagte er; „unterwegs treff' ich ihn wohl nicht, aber ich kann noch vor ihm am Thore sein. Wenn ihn nur die verflixten Gensdarmen nicht unterwegs schon attrapirt haben!“ — „Eile, Lorenz, eile!“ sprach sie fieberhaft zitternd. „Laß mich nicht verzweifeln! Du mußt ihn wiederbringen! — Er darf

mich nicht länger hart glauben! Er soll es wissen, daß ich ihn liebte — damals, als er mir das Herz brach — jetzt, wo ich ihn schuldlos weiß und mich dennoch gegen ihn verhärtete, immerdar! — O Oswald, Oswald!" Und sie schüttelte wild das schöne Haupt. „Ich habe dich ja so abgöttisch geliebt, Oswald! Mein Herz wußte und weiß von keinem als von dir, und es mußte dich doch verstoßen — so hart!" —

Es hörte sie niemand mehr, denn Lorenz war hinausgegangen, ohne daß sie's in ihrer leidenschaftlichen Bewegung merkte. Nun hörte sie auffahrend schon den Hufschlag seines Pferdes und lauschte dann starr und doch angstvoll auf das allmälige Verklingen desselben. Und als sie nichts mehr vernahm, da ging sie langsam zu dem kleinen Pavillon, setzte sich auf einen der Gartenstühle und begrub das Gesicht in beide Hände.

Die Nacht umher war voll Stille und Frieden; das Schloß lag dunkel, als schlafe es selber wie seine Bewohner, die Lampen im Saal erloschen eine nach der andern. Sie gab nicht acht darauf; sie horchte nochmals, wie sie schon am Morgen gethan, nur hinein in ihr Herz und lauschte auf seine rasch wechselnden, nun zitternden, nun wieder harten und trotzigen Schläge. Denn was diese leidenschaftliche Natur jemals durchbebt und erschüttert, es regte sich alles noch einmal, wie am Morgen im wilden unbändigen Streit. Es rang in ihrer Brust das Licht des einen Tages mit den tiefen, dunklen Schatten all der vergangenen Jahre, und das war ein harter Kampf. Die alte, tief versenkte und hart verleugnete Liebe, die in der letzten Stunde, nach solchen Qualen, mit unwiderstehlicher Gewalt emporgedrungen, war freilich ein guter Bundesgenoß und drang immer siegreicher durch die bösen Mächte, welche im trotzigen Ringen ihre trost- und segenslose Herrschaft zu behaupten strebten. Aber es

sprach gar zu viel gegen Oswald, und über alles vermochte die Liebe auch heut noch nicht das Feld zu gewinnen.

Denn geliebt hatte sie Oswald, fast so lange sie ihn gekannt, den wilden, ausgelassenen, hinreißenden, schönen jungen Mann! Geliebt hatte sie ihn, nicht wie sie's der Freundin erzählt, und nicht, wie sie's später vielleicht auch sich selber zuweilen einzureden versuchte, mit dem warmen, innigen, treuen Gefühl eines anderen jungen und frischen Mädchenherzens. Nein, die Hildegard, die damals den Oswald geliebt, die hatte sich dieser Liebe überlassen mit all dem Ungestüm, mit all der Leidenschaftlichkeit, welche ihr ganzes Wesen erfüllte, ihre ganze Natur durchzitterte und durchglänzte, diese Natur, die weder Mutter, noch Bruder, noch Erzieherin zu beherrschen vermocht, die niemals ernstlich an Schranken und Rücksichten gewöhnt worden. Sie war damals ein Geschöpf gewesen, voll solcher Anlagen und solches Reichthums, wie Gott sie nur wenigen seiner Geliebtesten mitgibt; und sie barg daneben wieder so viel kleine Schwächen und Mängel in sich, wie nur ein Mensch sie haben kann, das Kind des Staubes. Aber das alles verband sich in ihr zu einem so zauberhaften Liebreiz, zu einer so wundervollen Anmuth, zu einer so hinreißenden, wilden und funkelnden Frische, daß ihr niemand widerstand, daß sie fast ohne Nebenbuhlerin herrschte in der Gesellschaft, wie in den Herzen. Sie trat hervor, wie ein leuchtendes Meteor, und schoß vorüber wie ein solches, blank, rein, unnahbar, strahlend in alle Augen.

Ihr war nie jemand nahe gekommen; lächelnd und gleichgültig ging sie damals an allen vorüber, voll Neckerei und Heiterkeit, aber niemals falsch und verlockend mit kokettem Reiz. Ihrer Freundlichkeit hatten sich viele zu rühmen, ihrer Gunst keiner; wer sich an sie schloß, auf ihre Neigung hoffte, that's auf seine Gefahr. Daß ihr Herz schlug, und wie es zu schlagen

vermochte — das erfuhr sie erst in Oswalds Nähe, und als diese beiden Naturen hinter allen Flittern, hinter allem Necken und Quälen, des ächten Kerns ihres Innern, ihrer Liebe wirklich gewahr geworden, da durchbrachen sie alle ihnen entgegengestellte Schranken, sie wurden einander zu eigen, und Hildegard legte glückselig ihre ganze Herrschaft diesem Einen zu Füßen und fühlte sich jubelnd ihm unterthan, und hörte auf nichts als auf ihre Liebe. Die gab ihm den Werth, die gab ihm das Recht, — mochte auch alle Welt an ihm zweifeln und mäkeln. So liebte sie ihn.

Dann kam die Zeit, wo er wahnsinnig das verdächtigte, was ihm selber das heiligste hätte sein sollen — ihre Ehre! Wo er, wenn auch nur in kindisch thörichtem Spiel sie da tödtlich verletzte und beleidigte, wo kein Mädchen mehr zu verzeihen weiß und verzeihen darf — er warf ihre Liebe fort, wie es schien, und vernichtete ihre Achtung vor der, bis dahin von ihr für hoch und rein gehaltenen Verwandten — er warf ihre Liebe hin für eine verbrecherische Leidenschaft, von deren Möglichkeit die reine Seele des Mädchens bisher nichts geahnt. Da wich sie von ihm zurück und wollte die Liebe zu ihm, deren er sich unwürdig gemacht, aus ihrem Herzen reißen. Sie fühlte sich tödtlich beleidigt, sie glaubte das Beste und Höchste, was sie zu bieten gehabt, wonach hundert Andere vergeblich gestrebt und was Oswald so leicht und so ganz zu theil geworden, von ihm frech verworfen, und ihre ganze Leidenschaft wandte sich dem Zorn zu, dem Haß und der Verachtung, mit denen sie fortan des Unwürdigen gedenken wollte. — Aber es war alles umsonst. Mochte sie die alte Liebe zurückdrängen bis in die tiefsten Tiefen ihres Herzens, mochte sie mit zornigen Thränen der Stunde fluchen, wo sie Oswald zuerst gesehn, wo sie sich sein genannt, mochte sie zu Gott flehen, daß er den Namen des Unwürdigen fortnehmen

solle aus ihrem Gedächtniß — die Liebe blieb doch da, und von Zeit zu Zeit klang ein leiser mahnender Thon von ihr empor: du hast verdammt, ohne zu hören!

Und wie sie rang — die Liebe besiegte sie nicht, wie viel Hohn und Bitterkeit, wie viel Trotz und Kälte sie über derselben aufhäufen mochte. Sie besiegte sie nicht und sie wußte und fühlte das. Darum floh sie vor jeder Begegnung mit dem verstoßenen Mann, darum erfüllte sie sein letzter Versuch, in ihre Nähe zu dringen, ihre Vergebung zn erringen, mit so leidenschaftlichem Zorn — sie wußte sich ja schwach, trotz ihres Willens! Darum gab sie dem Verdacht, daß Oswald Detlefs Mörder, so ungestüm, so blind, fast mit finsterer Freude immer mehr Raum in sich — sie gewann an ihm einen neuen Halt gegen die alte Liebe! Darum erfüllte sie Oswalds neues Auftreten mit so wildem Zorn, so jähem Entsetzen! Denn die Jahre waren vergangen und Hildegard längst nicht mehr jenes glänzende, strahlende, heitere Wesen ihrer Jugendjahre — aber die Liebe war immer noch da, das fühlte und wußte sie! Und darum endlich rang sie an diesem Abend gegen Oswald einen solchen Kampf — so weich und so hart! Sie hätte sich ihm ans Herz werfen mögen und ihn ewig halten, und sie ließ ihn dennoch gehn! — Und nun, da er fort war — da brach es hervor, uud sie wußte es nicht mehr zu hemmen. Aber fertig war sie darum dennoch nicht! Sie rang auch jetzt noch fort und fort; — die Schatten der Jahre, wiederholen wir, stritten mit dem Licht des *einen* Tages. Und das Resultat war: sie *liebte* Oswald und *mußte* ihn lieben, sie wollte ihm und sich das nicht mehr verbergen, es ihm beweisen auf jede Weise. Aber wären auch nicht zehn Jahre vergangen und sie noch die Hildegard von damals gewesen — *sein* werden konnte sie darum jetzt so wenig wie zu jener Zeit. Das fühlte sie. Denn daß er sie verlassen — das konnte sie

jetzt verzeihen, aber vergessen konnte sie's nicht. Lieben mußte sie ihn — aber an seine Liebe zu glauben, ihm zu **vertrauen** — das vermochte sie niemals.

Die Nacht verging, der Morgen brach an, ohne daß sie sich vom Platze geregt. Nur ein paarmal hatte sie rasch den Kopf erhoben und in die Ferne gelauscht, ob sie nichts von Lorenz' Rückkehr vernehmen könnte. Aber es war umsonst gewesen; rings blieb alles still, bis plötzlich die erste Lerche aus dem Frühroth zu ihr heruntersang und rings in den Büschen und Zweigen auch die andern Vögel allmälig laut wurden. Da erhob sie sich, verließ den Pavillon und schritt im tiefen Nachdenken die Terrasse ein paarmal auf und ab, bis sie sich endlich mit einem Seufzer den Stufen zuwandte, hinabging und langsam den Wegen folgte, welche sie in vielfachen Windungen ans Ende des Parks und zu einem Belvedere führten, von dem aus man einer freien Aussicht über die reichen Lindower Fluren und gegen die Wälder hin genoß. Sie kam zur rechten Zeit; ihr Auge erkannte in dem Reiter, welcher eben aus dem Walde hervorkam, den alten Boten. Er war aber allein und ritt langsam, auch als er die Herrin entdeckt hatte. Er machte im Wege unter ihr halt.

„Du hast ihn nicht gefunden?" fragte sie tonlos. — Er schüttelte den Kopf. „Nein, gnädiges Fräulein," versetzte er ebenso. „Ich bin auf den Fuß- und Richtsteigen geritten und habe mich dann vor der Stadt umhergetrieben, wie eine Patrouille, aber der Herr Baron ist mir nicht begegnet." — —

Es kamen stille Tage auf Lindow. — Hildegard hatte sich am ersten Morgen gegen ihre alte Erzieherin nur flüchtig über das Vorgefallene ausgesprochen und ihr mitgetheilt, daß und weßhalb sich Oswald nicht länger für schuldig halte. Des Verdachts, daß ihr Bruder vielleicht bei dieser Sache betheiligt sei, erwähnte sie jedoch nicht. Mit Marie hatte sie gar nicht gere-

det. Nur einmal, als sie beim ersten Alleinsein mit der Freundin die Augen derselben wie im stillen ernsten Vorwurf auf sich ruhen sah, sagte sie: „was du auch denkst, Marie — glaube nur das Eine, daß ich bessern werde, so viel ich's vermag, so viel er mir erlaubt. Aber laß uns schweigen. Ich habe noch genug mit mir selber zu reden.“ —

Die Tage waren still. Oswald ließ nichts von sich vernehmen, und wo Lorenz in der Stadt vorsichtig nach ihm umherhorchte, wußte man nicht einmal, daß er überhaupt zurückgekommen, geschweige denn, wo er sich aufhalte.

Fünftes Kapitel.

Hangen und Bangen.

„Seit acht Tagen in Haft. Zwei Verhöre. Mißlich. Die alten Hausleute todt. Der Diener in der Residenz geblieben, verschollen. Dein Bruder leugnet jede Kunde, erinnert sich jenes Tages nicht. — Ich will sehn, was zu thun, aber es wird sich nichts thun lassen. Der Bote erkannte mich. Ich halte ihn für sicher. Gott behüte Dich. — O.“

Ihre Hand sank mit dem Streifen Papier, auf welchen diese Worte in hastigen, kaum leserlichen Bleistiftzügen geschrieben waren, langsam an dem grauen Kleide hinab, das ihre schlanke Gestalt umgab; ihr Auge schaute starr vor sich hin und dazu murmelte sie in langen Pausen nur ein paarmal: „also doch! — Also doch!“ — Dann erhob sie die Hand wieder und durchlas den Zettel nochmals, und nicht mit den Augen allein, sondern auch mit den Lippen, an deren Bewegungen man sah, daß

sie jedes einzelne Wort wirklich aussprachen, wenn es auch nicht vernehmbar wurde. Und darauf ließ sie den Arm auf's neue sinken und wandte sich, wie von einem neuen Gedanken erfaßt, jäh zu dem Boten um, der ein paar Schritte rückwärts, am Eingang eines der hier mündenden schattigen Wege stand. Sie maß ihn von unten bis oben mit einem schnellen, blitzenden Blick und fragte: „wer hat dir das gegeben?"

Der Mann — er sah nicht gerade reputirlich aus, seine Kleidung zeigte sich jetzt auch noch obendrein bestaubt und beschmutzt, und er hatte die Dame bisher mit einem lauernden Blick beobachtet, — lächelte ein wenig spöttisch oder verächtlich. „Das sieht Euer Gnaden schon selber," sagte er dazu. — „Das sehe ich nicht," erwiderte sie herb. „Ich kenne die Handschrift nicht." — „Na, gnädiges Fräulein," entgegnete er im ernsteren Ton, „Ihr könnt mir schon trauen, denk' ich. Den Herren von der Justiz einen Schabernack anzuthun — daraus mache ich mir grade nicht viel, aber Ihr und der dort drüben — das ist was Anderes." — Sie überflog ihn wieder mit einem raschen Blick und wiederholte scharf: „wer dir das gegeben hat, frage ich."

Er zuckte die Achseln. „Na, Euer Gnaden sieht's ja. Wozu noch den Namen austrompeten? Ich kenne das schon. Die Herren von der Justiz spaßen nicht. Es ist Teufelskram, für einen, der in dem Loch gefangen sitzt, Boten zu laufen." — „Glaubst du, daß ich dich verrathe?" fragte sie den Kopf erhebend. „Geh!" — „Na na," machte er und überflog die Dame wieder mit dem früheren lauernden Blick, „wer redet davon? Doch die Wände haben Ohren bei solcher Geschichte." — „Aber die Büsche und Bäume nicht," versetzte sie mit den Augen die rings sich erhebenden Stauden und Stämme überschauend. „Wie trafst du mit dem Baron Kettner zusammen?" — „Na gut, ich hab' den Namen nicht genannt. Aber Ihr müßt am besten

wissen, wie's für Euch recht ist. Also — ich begegnete ihm auf dem Wege ins Verhörzimmer, heut Morgen; er kam heraus, ich ging hinein. Wir guckten uns beide an. Er sagte: ‚Zettel. Lindow. Nach dem Wall.' Ich nickte, denn ich verstand's. Unsereiner kennt das auch. Und um vier Uhr hatt' ich den Zettel, und nun bin ich da, — es wird sechs Uhr sein. Das ist das Lange und Breite von der Geschichte."

Sie machte ein paar rasche Schritte über den Platz hin und zurück, und bis nahe an den Boten, der ruhig auf seiner Stelle geblieben war. „Der Baron ist wirklich verhaftet?" fragte sie gedämpft. — Der Mann verzog den Mund zu einer Art von spöttischem Lachen. „Der? Na, er sitzt ganz hübsch fest, in Nummer 8 — 's ist ein Herrenzimmer, ich kenn's schon. Es liegt gegen den Graben zu, ein wenig hoch, aber sonst angenehm. Unsereiner bliebe dort nicht lange, allein für so einen Herrn ist's grade recht." Das Zucken um den Mund hatte sich gleich wieder verloren, er sprach das alles auch in einem gewissen gleichgültigen Tone, und dennoch erregte der Ausdruck seines verwitterten, von tausend Falten und Runzeln durchzogenen Gesichts, die schlau blickenden braunen Augen, der besondere Klang in seinen Worten Hildegards volle Aufmerksamkeit. Sie verwandte ihren Blick auch jetzt, da er schwieg, noch nicht von ihm, und erst nach einer Weile drehte sie sich um, durchmaß auf's neue den Platz, als sänne sie über etwas nach, und als sie wieder stehn blieb, sagte sie kalt: „gut also! Du mußt aber mit ins Haus kommen, denn ich habe kein Geld bei mir."

Der Mann erhob den Kopf mit einer schnellen, fast heftigen Bewegung, und sein Auge verlor mit einemmal den Ausdruck von Schlauheit und Spott. Es war ein stolzer und finsterer, beinah zorniger Blick, mit dem er die Gestalt der Dame und ihr Gesicht überflog, und dann entgegnete er: „Ihr kennt mich wohl

nicht mehr, gnädiges Fräulein? So was thu' ich vielleicht für den Herrn Baron und für Euch, oder weil es mir zufällig Plaisir macht; aber um Geld thu' ich's nicht. — Ich sag's, Ihr kennt mich nicht mehr." — „Du irrst," erwiderte sie nach einer Pause ernst, aber doch mit milderem Ton, „ich vergesse nicht so leicht. — Ich habe seit sechs Jahren nur gewußt, daß du fort warest, und nicht erfahren, wann du zurückgekommen. Bist du noch der Alte, oder hat dich die Fremde auch verdorben? Wie soll ich das wissen, wie soll ich dir trauen?" — Er nickte ein paarmal rasch mit dem Kopf. „Na, 's ist schon richtig," versetzte er. „Die Menschheit ist eigentlich ein miserabel Pack, keiner kann auf den andern schwören. Aber versucht's mit mir. Ich bin doch noch der Wilm vom Bubenhof."

Es war jetzt etwas so Offenes in seinem Gesicht und in seinen Worten, daß sie ihm plötzlich mit Herzlichkeit die Hand hinbot und die feinen Finger in die harte braune Faust legte. „So soll es sein," sprach sie dabei. „Wann bist du zurückgekommen?" — „Na, es werden etwa sechs Wochen sein, Euer Gnaden," entgegnete er achselzuckend. — „Und warum hast du dich nicht früher gemeldet, Wilm?" fragte sie. „Es wäre besser für dich gewesen. Nun bist du schon wieder mit den Gerichten in Berührung?" — Er zuckte auf's neue die Achseln. „Ist's meine Schuld, Euer Gnaden? Ich laufe ihnen nicht nach, aber sie mir. Und es ist doch nichts als Bettelkram. Weil man mich einmal, vor Olims Zeiten, dabei attrapirt, daß ich einen armseligen Bock geschossen und dem Narren von Förster mein gutes Gewehr nicht gutwillig geben wollte — deßwegen flickt man mir fort und fort am Zeug. Deßwegen inhaftirt und inquirirt und ins Zuchthaus! Deßwegen nichts als Molesten! Wo irgend ein dummer Streich im Lande passirt, soll ich dabei gewesen sein. Vor sechs Jahren lief ich um deßwegen davon, und nun, da's

mich zurücktreibt, geht's grade so wieder los. Der Teufel halt's aus!"

Sie hatte ihm schweigend zugehört. Nun, da er aufathmend inne hielt und heftig den Kopf schüttelte, entgegnete sie: „und was hattest du heute auf dem Kriminalamt zu thun?" — Er lachte verächtlich. „Na, es war nur das Ende von einer neuen Narrethei. Als ich vor sechs Wochen retour kam, war drüben an der Grenze ein Jägerbursch todtgeschossen worden. Da packten sie mich gleich und ärgerten sich, als ich ihnen beweisen konnte, daß ich von der andern Seite gekommen und an dem Tage, wo der Junge ins Gras gebissen, dreißig Meilen vom Platz gewesen. Na, man ließ mich acht Tage sitzen, dann ging ihnen ein Licht auf und sie ließen mich einstweilen laufen, und heut haben sie mir angezeigt, daß ich zwar unschuldig sei, aber mich in acht nehmen solle. Und das alles um den alten Bock — 's war noch gar ein hundsföttisch magerer!" setzte er hinzu.

Sie ließ wieder ein paar Augenblicke vergehn, bevor sie ernst sprach: „du weißt, Wilm, ich rechte nicht mit dir. Du hast auf Lindow'schem Gebiet stets dir ein Stück Wild holen können. Aber war es wirklich nur jene Geschichte, um die sie dich immer von neuem und bei jeder Gelegenheit angefaßt haben? Hast du dir nichts anderes vorzuwerfen?" — Sein Auge verdunkelte sich jäh; allein es war nur ein Moment, und dann versetzte er kaltblütig: „sie haben mir nie was beweisen können. Und im Uebrigen, mein' ich, — was ich auch gethan, ich habe lange genug dafür gesessen." — „Bis du ausbrachst!" fiel sie ihm in die Rede. — „Bis ich ausbrach, ja! Aber ich that's nur, um mir 'mal die Füße zu vertreten. Nachher kam ich von selber zurück, und endlich hielt ich Frieden. Denn ich mochte den Skandal nicht mehr, die ewige Hetzerei. Läßt man mich

aber?“ fuhr er wieder achselzuckend fort. „Und wenn ich boshaft sein und alles sagen wollte, was ich weiß, es könnte manchem darüber das Fell jucken werden und ein Heidenlärm im Lande entstehn. Aber ich will nicht,“ fügte er hinzu, indem er das Auge, mit dem er sie bisher fest angeblickt, niederschlug. „Ich bin klüger geworden und hüte mich. Ich wollte vorhin nicht mit der Sprache heraus, es ging mir wie Euch. Ich hatte Euch lange nicht gesehn und wußte nur, daß Ihr vor Zeiten dem Herrn Baron einmal nicht grün waret. Und wär's nicht der Oswald Kettner gewesen, so hätt' ich's gar nicht gethan. Es ging so schon knapp genug. Sie passen jetzt besser auf in der Stadt.“ Der Mann war, wie schon bemerkt, ganz anders als im Anfang; der lauernde Zug hatte sich aus seinem Gesicht, der Spott aus seiner Rede verloren und einer bleibenden derben und frischen Offenheit Platz gemacht.

Hildegard schaute gedankenvoll vor sich hin und streifte nur zuweilen den Redenden mit einem flüchtigen Blick. Der Wechsel in seinem Wesen that ihr wohl und wendete ihm immer mehr wieder das Interesse und die eigenthümliche Neigung zu, welche der wilde Gesell vor Zeiten in der Brust des damals ebenso wilden jungen Mädchens zu erregen gewußt. Er war als Wilddieb berüchtigt und lag mit den Behörden im ewigen Streit, während er sonst bei aller Welt nicht nur beliebt war, sondern sogar in einem gewissen Ansehn stand. Denn für denjenigen, der ihn einmal zu gewinnen gewußt, gab es keinen bessern, treuern und zuverläßigern Freund als den Wilm vom Bubenhof.

Sie erhob jetzt ihre Augen zu seinem rothbraunen Gesicht und ließ sie dort ruhen, als wolle sie in den rauhen Zügen die Geschichte der vergangenen Jahre lesen und nach dem suchen, was von dem Wilm, den sie früher gekannt, noch übrig geblieben. Erst nach einer langen Pause sagte sie gedämpft: „du hast

den Oswald voreinst gern gehabt, Wilm. Wir müssen etwas für ihn thun. Was kann geschehn?" — Er schüttelte den Kopf, sein Gesicht nahm rasch den Ausdruck einer kühlen Gleichgültigkeit an. „Wie kann ich das wissen, Euer Gnaden? Es kommt doch darauf an, ob es wirklich noth thut, daß man ihm hilft," versetzte er vorsichtig. — „Thut einem, der eines Mordes beschuldigt wird und seine Unschuld für den Augenblick nicht zu beweisen vermag, keine Hülfe noth? Willst du ihn, den Unschuldigen, einer so furchtbaren Beschuldigung und der ebenso furchtbaren Strafe verfallen sehn, Wilm?" fragte sie, ohne den düster gewordenen Blick von seinem Gesicht zu verwenden. — Bei dem Worte ‚Mord' hatte er jäh den Kopf erhoben und sie zuerst verwundert, dann ungläubig angestarrt. „Bah — Unsinn!" sprach er nun und scheuerte sich mit dem linken Zeigefinger unter der Nase. „Der Baron Kettner und Mord! — Der zarte Herr — Unsinn!"

„Halte uns nicht mit Redensarten auf," erwiderte sie finster. „Es ist, wie ich dir sage. Kann etwas für ihn geschehn?" — „Und wer soll der sein, den der Oswald Kettner erschlagen?" fragte er, ihr näher tretend. — „Detlef —." — „Doch nicht Detlef Lindow?" unterbrach er sie hastig. — „Du sagst's — Detlef Lindow." — „Detlef Lindow?" Er pfiff leise einen langen Ton vor sich hin, wandte sich ab und ging ein paarmal langsam vor Hildegard auf und nieder, den Kopf nachdenklich gesenkt und das Gesicht von einem seltsamen Lächeln verzogen — wäre die Sache dazu angethan gewesen, man hätte es triumphirend nennen können. — Und mit einemmal blieb er vor der Dame stehn und erhob mit scharfem Ruck das Haupt und fragte kurz, fast barsch: „das sagt man? Und er kann seine Unschuld nicht beweisen?" — „Nein," entgegnete sie noch immer finster. „Die

Zeugen, die ihn zu jener Abendstunde in der Stadt gesehn, sind nicht mehr am Leben oder nicht aufzufinden."

Er pfiff wieder vor sich hin. „Na," sagte er dann, „das ist eine kuriose Geschichte! Daß er unschuldig ist, kann freilich keiner besser wissen als ich —." — „Als du, Wilm?" unterbrach sie ihn bestürzt. — „Na ja, Euer Gnaden, als ich. Denn ich habe den Mörder gesehn, wie er vom Platze fortlief — und Oswald war es nicht. Ich kenne den Rechten." — „Du kennst den Rechten?" fragte sie zurückfahrend und erbleichend. „Du bist bei dem Morde zugegen gewesen? Du hast keine Angabe gemacht? Du willst einen Unschuldigen unterliegen lassen?" Sie stieß das hastig, heftig hervor, ihre Augen senkten sich mit einem düster brennenden Blick in die seinen, die aber so unbekümmert und ruhig dreinschauten, als ginge ihn das alles nichts an. — „Na sachte, sachte," versetzte er jetzt mit einem gewissen behaglichen Ton. „Das geht ja wie'n Mühlrad! Also nun hübsch Eins nach dem Andern. — Ob ich keine Angabe gemacht? Ei ich werde mich hüten! Ich sagte schon vorhin, daß ich manches weiß, aber wenig ausplaudere, weil es nur Lärm und für mich allerlei neue Teufeleien zur Folge haben würde. So ist dies auch. Ich hab' den Mörder gesehn, da er fortlief. Detlef war ein braver Junge, aber die Haare habe ich mir über seinen Tod auch nicht ausgerissen. Mir konnt's egal sein, ob er lebte oder todt war. Und ich habe dazumal nie gehört, daß man irgend einen Menschen dieses Mordes wegen verfolgte. Unsere Herren von der Justiz müssen eben manches eintrocknen lassen."

„Wer war's, den du damals fliehen sah'st?" fragte sie dumpf und ohne den Blick vom Boden zu erheben. — Wilm schüttelte jedoch mit einem schlauen Lächeln den Kopf und antwortete: „na, Euer Gnaden, laßt das gut sein. Von mir erfahrt Ihr den Mann nicht. Denn was nützte es? Ich wäre nur ein

Zeuge — und was für Einer! würden sie sagen — und er redete sich heraus." — „So will ich ihn dir nennen," sprach sie und trat mit raschem Schritt nahe vor ihn hin und dämpfte die Stimme zum Flüstern: „es ist der Präsident von Hausen, mein Bruder." — Er fuhr zurück. „Woher wissen Euer Gnaden das?" rief er. — „Was geht das dich an?" versetzte sie finster und schaute ihm fest in die Augen. „Er ist's. Er wäre der einzige Mann, der Oswald frei machen könnte, ohne eigenen Nachtheil. Denn er weiß, daß mein Vetter an jenem Abend auf einer andern Stelle gewesen. Aber — du siehst den Zettel — er will nichts wissen."

Der Jäger sah einen Augenblick schweigend vor sich nieder. „Na, Euer Gnaden," sprach er dann völlig gefaßt und ruhig, „ich nenne keinen Namen. Mag es der sein oder jener — gleichviel. Ich trete nicht als Zeuge auf, denn es nützte nichts, zumal wenn es solch ein Herr wäre, wie Ihr ihn genannt." — Sie warf ihm einen zornigen Blick zu und zog den leichten Shawl fest um die Schultern. „Wenn du also Oswald im Stich lässest, so will ich selber helfen," sagte sie hart. „Geh hin, Feigling! Ich dacht's mir wohl, du bist der alte Wilm nicht mehr!" Und sie wandte sich kurz von ihm ab, einem der nahen Steige zu.

Er lachte rauh hinaus. „Na bei Gott," sprach er dann, „so ein zornig Weib ist doch wie eine Katze — immer hrr—r und brr!" Und indem er mit zwei Schritten wieder neben ihr war, die, als sie sein Lachen gehört, unwillig Halt gemacht hatte, setzte er hinzu: „nehmt Vernunft an! Ich lasse den Baron ja nicht in Stich!" — Sie sah zürnend auf. „Was willst du?" — — „Ihm helfen will ich, aber nicht als Zeuge. Ich habe mit den Gerichten nichts zu thun, schlage ihnen lieber ein Schnippchen." — „Wie willst du sonst helfen?" — „Ihn frei machen." —

„Geht das?“ — „Ja.“ — „Wie?“ — „Was geht das Euch an?“ — „Wann?“ — „Heute oder morgen Nacht. Haltet Pferde parat, am Burgthor, um zwei Uhr Morgens.“ — „Und dann?“ — „Dann sorgt für ein Versteck oder für weitere Flucht. Das ist Eure Sache.“ — „Brauchst du Geld?“ — „Ja. Habe aber selber so viel. Abrechnen können wir später.“ — „Kannst du ihm im Nothfall ein Versteck im Walde schaffen, das für ein paar Tage sicher ist?“ — „Ja, wo ihn der Teufel und seine Großmutter nicht finden, falls er nicht muthwillig seine Nase herausstreckt. Ich wäre ein schlechter Fuchs, wenn ich nicht meinen guten Bau hätte.“

Sie bot ihm wieder die Hand hin und sah ihm mit wehmüthigem Ernst in die Augen. „Ich habe dir unrecht gethan, Wilm,“ sprach sie, „aber ich habe wohl Grund zum Mißtrauen, denn ich habe mein Lebenlang immer selbst für mich sorgen und schaffen müssen. Vergib mir, Alter, und sei treu! Ich will's dir ewig danken.“ — „Na ja, Redensarten!“ erwiderte er die Brauen zusammenziehend. „Spart den Dank, bis er verdient ist.“ — „Bist du mir böse, Wilm?“ — „Böse? Weßhalb? Weil Ihr vorhin an mir zweifeltet und aufprustetet? Na, Euer Gnaden, laßt das Zanken und Reden; wir haben anderes zu thun, denn zu säumen ist nicht mehr.“ — „So komm' ins Haus, iß und trink und ruh' dich aus,“ sagte sie, den Shawl wieder fest ziehend. — Aber er schüttelte die Hand in der Luft und entgegnete: „ins Haus? Daß ich ein Narr wäre! Hab' ich da das Glück gehabt, Euch hier draußen und allein zu attrapiren, und sollte das nun wieder zu Schanden machen, mich dem Gesindel dort zeigen, daß es gleich von unserm Plänchen wüßte? Na! Essen kann ich dort hinten bei den Trauerweiden, da kommt niemand hin, und hernach muß ich fort. Die Sonne läuft heute mit Extrapost.“ — „So komm,“ sprach sie nach einigem Besinnen.

„Ich will dich selber hinführen und wir können dann unterwegs alles Weitere bereden. Nachher will ich dir den Lorenz schicken — dem traust du doch?"

Er nickte kurz und wandte sich in einen engen schattigen Steig hinein. Sie folgte ihm langsam und nachdenklich, während sie im Gehen noch einmal den Zettel las, den der Gefangene ihr geschrieben. Die Thränen stiegen ihr dabei in die Augen und sie schüttelte heftig den Kopf. Sie wollte und konnte nicht länger die Erschütterung beherrschen, wie sie es in der vergangenen Stunde gethan. Ihr Gefühl, das bisher vor all der Sorge und den ernsten Gedanken an ein nothwendiges eigenes, entschiedenes Handeln zurückgetreten war, kam wieder zur Geltung. Sie fühlte sich jetzt der persönlichen Thätigkeit entbunden, sie durfte auf Rettung des Gefangenen hoffen; Wilm hatte noch niemand in Stich gelassen.

Aber wie dem auch sei, Hildegard war zu kräftig und stolz und von dem Ernst des Moments nicht nur, sondern auch der nächsten Zukunft zu tief durchdrungen, um der Bewegung ihres Innern mehr Raum zu gewähren, als die menschliche Natur in ihr durchaus verlangte. Nach wenigen Schritten schon wischte sie die Thränen vom Aug', steckte den Zettel Oswalds fort und redete mit ihrem Gefährten leise und angelegentlich. Sie schied endlich von ihm am angegebenen Ort mit einem festen Händedruck und einem ernsten Blick, sie kehrte ins Schloß zurück und unterrichtete den alten Diener mit wenigen Worten von dem, was geschehn, was bevorstand, und sie wandte sich dann den beiden Freundinnen zu. Unbefangen und ruhig weilte sie an ihrer Seite Stunde auf Stunde und nahm endlich Abschied für die Nacht. Selbst der Argwohn hätte nichts besonderes an ihr gefunden.

Aber als sie nun allein war in dem einsamen großen

Zimmer, wo wir ihr zuerst begegneten, als sie sinnend auf und nieder schritt durch den matt erhellten Raum oder nachdenklich am Fenster weilte, wo die Ranken und Blüthen in tiefer Dämmerung ruhten und der Vogel nur einmal müde nach ihr aufblinzelte und dann das Köpflein wieder zum Schlaf unter dem Flügel barg, und als sie hinaussah in die tief dunkle und tief stille Nacht, die gewitterschwül über dem Parke sich ausbreitete und mit ihren düstern Schleiern alle Gegenstände zu großen undeutlichen Massen leise und geheimnißvoll verschlungen hatte — da begann ihr Herz immer stärker zu klopfen, fingen ihre Pulse an durch den ganzen Körper zu pochen, die Sorge stieg herauf, die Qual des Harrens und Wartens, des bangen Schwankens zwischen hoffendem Vertrauen und finsterm Zweifeln. Und die große Uhr im Schlosse schlug zwölfmal an — zwölfmal! —

Und jetzt schlich Lorenz ins Gemach und fragte mehr mit den Augen als mit der kaum vernehmbaren Stimme, ob er aufbrechen solle? — „Ja — geh!“ sagte sie gedämpft und doch schallte es, wie zu anderer Stunde das laute Wort, so scharf, so tönend. Und der Alte verschwand. Sie ging wieder auf und ab, immer schneller und schneller. Es war so todtenstill. Sie ertrug's nicht länger, sie stieß die Thür auf und lauschte in das schweigende Haus hinein. Es war so todtenstill! — Jetzt hörte sie vom Hofe her das ruhige Auftreten langsam geführter Pferde. — Lorenz ritt fort! — Nun war auch das wieder vorüber, und es ward ihr, als sei sie jetzt erst ganz allein. —

Sie ging immer fieberhafter auf und ab, das ganze Innere im Aufruhr. Sie dachte an das, was kommen werde und könne, wie sie für ihn sorgen, wie sie ihn verbergen, behüten, retten müsse, ihn, den sie mit der innersten Kraft und Leidenschaft ihres Herzens liebte. Er sollte ihr nun so nahe sein! Und dazwischen tauchten wie seltsame, grelle Lichter, ungerufen und ohne

daß sie's verstand und überlegte, weßhalb, Erinnerungen auf aus den alten Tagen — Oswald, der treulose Geliebte — Detlef, der treue Freund — sie selbst, die verzweifelnde, stolze, trotzige Herrin — Moritz, der despotische, harte Bruder — die heitere, leichtsinnige Schwägerin — ein wunderliches Durcheinander! Das tauchte auf — das versank so schnell wie es gekommen; sie wußte nicht, woher es kam, sie dachte nicht daran, wohin es entschwand. Denn über dem allen stand das Harren, Hoffen und Aengsten des Augenblicks und drängte sich immer von neuem hervor und scheuchte alles übrige wieder zurück.

Es ward ihr von Minute zu Minute unerträglicher in dem dumpfen Gemach. Sie holte aus dem anstoßenden Kabinet Shawl und Schleier, welchen letzteren sie über ihren Kopf band, und dann ging sie hinaus auf die Terrasse, um dort aufs neue rastlos auf und abzuschreiten, oder einmal auf die Balustrade gestützt, hinaus zu lauschen in die dunkle Ferne. Allein es war noch drückender als im Zimmer; es regte sich kein Blatt, es wehte kein frischer Hauch. Das Gewitter war seitwärts vorübergezogen. In der Ferne — weit hinaus über den Wald — zuckte von Zeit zu Zeit ein neues, langes und bleiches Leuchten, große Wolken drängten sich in dichter Schwärze langsam ihr zu Häupten, doch der Regen säumte und die Luft ruhte schwül und still, wie ein Gewand, das sich schwer um Hildegards Körper schloß. Sie athmete tief auf — tief aus der Brust, als müsse sie ersticken. Sie sah noch einmal starr in die Ferne, dann zum Himmel hinauf; sie schritt die Terrasse bis zum Ende und zögernd die Stufen in den Park hinab.

Die Uhr droben schlug Eins. „Und wenn auch!" murmelte sie, den Shawl fester zusammenziehend. „Ich halt's nicht aus!" Und mit raschem Entschluß ging sie ums Haus nach dem Hofe, löste die Kette des großen Hundes, der sich vertraulich an

sie schmiegte und, freigelassen, sie mit lustigen Sprüngen umkreiste, wies ihn ernst zur Ruhe und schritt dann, von dem treuen Thiere gefolgt, vom Hofe hinab, an der Parkmauer entlang, durch die ruhenden Felder dem nicht fernen Walde zu, wo die Straße ihn durchschnitt. Sie ging die kleine Strecke hinein, bis wo Detlefs Denkstein stand. Da am Fuß des Steins setzte sie sich auf's Moos. Links konnte sie noch die gegen das Schloß hin liegenden offenen Felder erblicken, rechts zog sich die Straße dunkel und nur auf eine kleine Strecke noch sichtbar in den hohen Forst hinein. Da saß sie, das Haupt gegen den Stein gelegt, und harrte; der Hund hatte sich neben ihr hingestreckt. Er lauschte mit gespitzten Ohren. Aber es rührte sich nichts. Nur in langen Pausen bebte es hin und wider durch die Luft, wie das Rollen eines weit entfernten Donners, und zuweilen fielen ein paar einzelne Regentropfen aus einer der dunkelsten Wolken mit eigenthümlichem Klang auf das dichte Blättergewirre über der Ruhenden.

Drüben im Schlosse schlug es zwei Uhr. Wie die Zeit schlich! Sie lastete schwer auf der Harrenden, Einsamen. Ihre Stirn ward nicht kühler, ihr Herz schlug nicht ruhiger. Es ward ihr immer ernster und trüber, und immer dunklere Bilder traten ihr aus der Vergangenheit entgegen, stiegen aus der Zukunft empor. Detlef, Detlef! dachte sie, du warst treu! Du hattest mich lieb! Du rechnetest nicht, du wolltest nichts als ehrlich und treu sein! Was bist du mir gestorben! — —

Und da fuhr sie plötzlich mit der Hand nach den Augen, denn zwei rasch sich folgende Blitze blendeten sie und ließen die Straße wie im vollen Tageslicht sichtbar werden. Der Donner rollte bald darauf in langen, dumpfen Schlägen über sie hin, und durch die Kronen der hohen Bäume brausten ein paar jähe Windstöße. Sie ließ die Hand sinken und sprang auf. Rings

war bereits wieder tiefes Dunkel und im Forst zitterten nur noch die Blätter von der plötzlichen Erschütterung. Sie horchte athemlos — sie hatte doch einen andern, neuen Ton vernommen! — Und da — da kam er wieder, — einzeln — verschwimmend — anschwellend, Klang auf Klang, leise und doch unverkennbar, sanft und doch ergreifend — es läuteten drüben in irgend einem Dorf die Glocken, und der Wind trug die ernsten Klänge daher über das dunkle Land, durch den leise bebenden Forst.

Das ist zu solcher Stunde und an solchem Ort ein Klang von wunderbarer, überwältigender Gewalt. Wer ihn nie gehört, dem läßt er sich nicht schildern, und wer ihn vernommen, vergißt ihn niemals wieder und kann ihn doch durch keine Worte beschreiben, mit nichts anderem vergleichen. Er ergreift euch mit unwiderstehlicher Macht und lockt euch Thränen ins Aug', so durchdringt er euer ganzes Innere und erfüllt euch mit tiefer Schwermuth. Euer Herz schlägt ihm bang entgegen und ihr lauscht athemlos und bebend dem Ernst dieser Töne.

So stand auch Hildegard in diesem Augenblick. Der Hund hatte sich scheu an sie gedrängt und den Kopf ihr unter die niederhängende Hand geschoben, als ob auch das Thier sich ergriffen und durchschauert fühle von den wunderbaren Klängen und sich nur in der Nähe der Herrin wohl und sicher finde. Er folgte ihr auch, da sie jetzt in die Straße hinaustrat und wieder gegen die Felder zuging, er setzte sich, als sie lauschend stehn blieb, neben ihr, er richtete die gestutzten Ohren scharf den Klängen entgegen und blickte mit den wie Kohlen glimmenden Augen bedenklich zu ihr auf. Allein sie achtete nicht darauf. Sie sah schweigend nach der Röthe, die fern hinter Lindow am Himmel emporgestiegen war und die schweren, dort hängenden Wolken in Kupferfarbe erglühen ließ, und sie horchte auf das Geläut,

das der sich erhebende stetige Wind immer vernehmbarer und melancholischer zu ihr herübertrug.

Sie schüttelte endlich leise den Kopf. „Es wird nichts — ich kann heim gehn!“ murmelte sie vor sich hin. „Was säumt aber Lorenz? — Er könnte hier sein!“ — Der Regen begann zu fallen, erst langsamer, dann dichter und schneller; die leichten Töne der aufschlagenden Tropfen und der zitternden Blätter vereinten sich zu einem endlosen, einförmigen Geräusch. Die Glocken drüben machten eine Pause oder der Wind wehte ihre Töne nach einer andern Seite. — Sie zog den Shawl um sich fest, sie sah noch einmal in die dunkle Straße hinein, sie wandte sich mit einem Seufzer ab und dem Heimweg zu und — stand plötzlich zusammenfahrend still, lauschte mit seitwärts geneigtem Haupt, sprang unter die Büsche zurück, packte den Hund fest am Lederhalsband und horchte regungslos. Denn sie meinte, Hufschlag gehört zu haben.

Und sie hatte sich nicht getäuscht. Auf dem festen, lange nicht durch Regen erweichten Grunde ward jetzt das Auftreten mehrerer Pferde hörbar, und nun tauchten im Hintergrunde auch ein paar dunkle Gestalten auf, die sich rasch näherten. Es waren drei Reiter, drei! Der Hund ließ sich nicht länger beruhigen — er schlug an; in demselben Augenblick parirten die Drei, und nach einer kleinen Pause fragte Lorenz' gedämpfte Stimme: „ist da jemand?“

Hildegard sprang in den Weg vor und strengte ihre Augen an, die Andern zu erkennen. „Seid ihr da? Ist alles gut gegangen?“ fragte sie hastig. — „Bei Gott, Euer Gnaden selber!“ sagte Lorenz wieder, während ein Anderer sich vom Pferde schwang. — „Ist Oswald da? Warum redet er nicht?“ forschte sie. Der Abgestiegene war schon neben ihr — sie erkannte Wilm — und indem redete auch des Dritten Stimme: „sei ruhig,

Hilda, ich bin da." Es war ein gepreßter Laut, als müsse er sich zwischen zusammengebissenen Zähnen durchringen.

„Es ist verflucht," sprach Wilm rasch und leise, „die Gegend ist in Aufruhr wegen des dummen Feuers in Borndorf. Es hat uns einer von den Gensdarmen gesehn — an der Ecke bei der alten Straße. Er hatte keine Zeit, aber er sah uns nach. Sitzt auf, Euer Gnaden, und reitet schnell zu, daß Ihr ins Haus kommt. Könnt doch noch auf einem Mannssattel reiten?" Und da Hildegard nickte — seine hastige Rede ließ Ihr keine Zeit zu einem Wort — setzte er in derselben Eile hinzu: „der Baron hat den Arm gebrochen; ich kann ihn nicht im Wald verstecken. Zu Pferd und fort!" — „Und du?" fragte sie, anscheinend vollkommen gefaßt. — „Bah — ich! — Fort, sage ich!" Und mit einer raschen Wendung war er zwischen die Büsche getreten.

Hildegard sagte kein Wort. Stumm trat sie ans Pferd, das Lorenz hielt, setzte den Fuß in den Bügel, schwang sich auf den Sattel und trieb das Thier an, daß es im scharfen Trabe dem Dorf und Schloß zueilte. Sie hielt sich neben dem Flüchtling und beobachtete ihn mit prüfenden Blicken, aber sie redete auch jetzt nicht, und erst als sie an der Parkmauer waren und sie mit leichtem Sprunge wieder auf der Erde stand, fragte sie, nahe zu Oswald hintretend: „wirst du gehn können?" — „Ich denke," sagte er leise. — „So ist alles recht. Komm, stütze dich auf mich. Fest! — Nimm die Pferde, Lorenz. Du bist mit mir und Wilm nach dem Feuer ausgewesen. Ich bin gestürzt, hörst du?" — Und während der Diener davonritt, führte sie den Freund bis zu einer kleinen Pforte, die sich geräuschlos öffnete, leitete ihn dann vorsichtig die dunklen Steige entlang, auf die Terrasse, ins Haus und, ohne daß sie jemand bemerkte, weiter — immer stumm, aber stets ruhig und sorgsam. Man merkte ihr keine Bewegung an.

In einem kleinen Gemach zündete sie Licht an und musterte ernst den ebenso schweigsamen Begleiter. Sie sah Blut an seinen Haaren, in seinem Gesicht. „Du bist noch sonst verwundet?" fragte sie. „Du bist sehr blaß." — Er bot ihr mit schwachem Lächeln die Linke, denn der rechte Arm hing schlaff am Leibe herunter. „Das Reiten that mir weh und hat mich angegriffen," sagte er mit sichtbarer Mühe. „Der Arm ist sehr geschwollen, das Andere hat nichts zu sagen. Nur im Kopf ist's mir so schwer. Beruhige dich. Muß ich dir solche Sorge machen, Hilda!" — Sie drückte leicht seine Hand und sah ihn einen Augenblick wieder prüfend an. „Komm," sprach sie dann ernst. „Ich will den Aermel aufschneiden, daß du den Rock los wirst. Nachher soll Lorenz dir helfen." Und indem sie ihre Hand wie begütigend auf seine Schulter legte, setzte sie in — man hätte sagen mögen: gleichgültigem Tone hinzu: „verzage nicht. Das wird alles wieder gut werden. Du bist in Sicherheit." — Er fuhr mit der Hand über die Stirn, er öffnete die Lippen, — aber es ward nur ein dumpfer Ton vernehmbar und kein Wort.

Und währenddem redete Lorenz im Stall zu den durch das Gewitter erweckten Knechten, die ihn und die dampfenden Pferde neugierig umgaben: „vor euch, Schlafratten, könnte man das ganze Schloß forttragen; habe ich doch die Pferde geholt, ohne daß es Einer gemerkt! Ihr könnt wieder ins Bett gehn, das Feuer ist aus und das Gewitter fort. Aber Einer muß sich parat halten, es geht vielleicht zum Doktor in die Stadt. Ihre Gnaden sind hart gestürzt — der Fuchs ist eine Bestie, sag' ich ja! — Ich will hinein und nachfragen."

Sechstes Kapitel.

Tiefe Schatten.

Es war eine stille, melancholische Zeit über Lindow gekommen, still nach innen, still nach außen. Als Hildegard den Flüchtling durch den dunkeln Park führte und in das versteckt liegende kleine Gemach, da reifte das Getreide und die Rosengruppen auf dem Rasenparterre verhauchten ihren Duft noch aus hundert und aberhundert Blüthen. Und jetzt, fünf bis sechs Wochen später, waren die Scheunen voll, der Wind wehte über die Stoppeln, die Astern und Georginen fingen an die bunten Köpfe welk hängen zu lassen; denn es gab schon kühle Nächte, der Regen strömte fast alltäglich, und die spärlichen Sonnenblicke genügten nicht mehr, dem Laub und Kraut und den Blumen ein fröhlich Gedeihen und Leben zu erhalten. Das ist die herkömmliche Zeit der großen Regen, welche alljährlich in diesen Wochen nach der Ernte dort zu Lande ertragen werden muß. Und man war im Schloß wie auf einer Insel im Meer, so abgeschlossen von der Welt.

Die Verletzungen, welche Oswald bei der Flucht aus dem hochgelegenen Fenster in jener Nacht davongetragen, hatten sich nicht allein auf den Bruch des Arms und die paar leichten Wunden am Kopfe beschränkt, sondern sich ernstlicher gezeigt, als Hildegard und seine andern Begleiter geahnt. „Teufel auch, Freund," hatte der Arzt am folgenden frühen Morgen, nachdem er den Zustand des jetzt stumpf hinliegenden Kranken untersucht, mit finsterer Stirn zu dem ihn begleitenden Lorenz gesprochen, „was sagt mir denn dein Fräulein von den Hautrissen und dem Armbruch? Bettelei das! Hier sitzt's, hier hinter der Schläfe!

Er muß schwer aufgeschlagen sein. Und er ist noch eine Stunde geritten und nachher noch zu Fuß durch den Park und über die Treppen gelaufen! Nun, mir däucht, man kann das aller Ehren werth heißen und mehr, als hundert Andere nach solchem Purzelbaume vermocht."

Und zu der Schloßherrin redete der derbe alte Herr, der schon ihrer Mutter Arzt gewesen, später: „Sie sind eine harte Natur, Hildegard, und halten mehr aus als viele Männer. Aber Sie müssen drum das Gesichtchen nicht gleich verdrießlich und ungeduldig verziehn, wie vorhin, wenn Sie einen Menschen einmal mehr leiden sehn, als Ihre Augen ihm abgucken können. Der Ritt muß ihm in seinem Zustande grade nicht wohlgethan haben, und der Spaziergang hinterdrein war mehr als Sie wenigstens geleistet hätten. Solche Kranke trägt man, will ich Ihnen sagen. Sie hätten's aus seinem Zustande abnehmen können, denn er ist schon damals betäubt gewesen, höre ich, und das sollte immer mehr Mitleiden einflößen als Spott. Jede Natur trägt das, was sie kann, mehr nicht."

Hildegard hatte sich durch diese Worte tief gedemüthigt gefühlt, zumal das eigene Bewußtsein ihr sagte, daß sie nur zu sehr verdient waren. Als sie den Mann in der vergangenen Nacht so stumm, so angegriffen, so gebrochen vor sich gesehn, ihn, der in solchem Moment, nach solchen Vorgängen, in der Nähe derjenigen, die er so lange und heiß zu lieben behauptete, einem in ihren Augen zwar schmerzhaften, aber keineswegs unerträglichen und bald zu hebenden Leiden so gänzlich unterlag, da war es über sie gekommen mit tiefer Verstimmung und einer Art von Geringschätzung. Die Bitterkeit, mit der sie in den Jahren seither seiner zu denken gelernt, mit der sie ihn und sein Wesen in ihren eigenen Augen heruntergesetzt, brach noch einmal wieder rächend hervor. Er ist schwach! redete sie sich ein, schwach,

wie er stets gewesen; schwach, wie damals, als er sich von mir einer Andern zuwenden konnte, als er von mir glaubte, daß ich — oh, er ist schwach! Und wenn er auch den Mord nicht begangen — nur der Zufall hat ihn davon abgehalten! Was hilft mir seine, was hilft ihm meine Liebe — meine thörichte, thörichte Liebe? Verzeihen will ich ihm, aber glücklich und friedensvoll werd' ich nimmer an ihn mich erinnern können!

So hatte sie gedacht, finster und dennoch gramvoll; es löste sich schmerzlich wieder los, was sich in der Nacht, nachdem er von ihr geschieden — damals nannte sie's fest, heute hieß sie es trotzig — kaum auf das zarteste anzusetzen begonnen. So hatte sie den Arzt von dem nöthigsten unterrichtet und ihm Oswalds Zustand geschildert, halb kalt, halb verstimmt. Und nun hörte sie jene Worte des alten Herrn! Ihr Herz zog sich krampfhaft zusammen. Sollte sie denn ewig irren und fehlen? Sollte sie Oswald stets und immer wieder von neuem unrecht thun?

Sie fühlte sich — wir wiederholen es — tief gedemüthigt; sie fühlte sich körperlich zuerst wie gelähmt, und als sie sich aufzuraffen vermochte, geschah es nur, um an Oswalds Lager zu gehn und selbst seine Pflege zu übernehmen, die sie bisher dem Diener überlassen gewollt. Stumm und bleich saß sie an dem Bett des Bewußtlosen, unermüdlich aufmerksam, Tag und Nacht, und hatte für Lorenz' Bitten und für des Arztes Ermahnungen, daß sie sich Ruhe gönnen solle, nichts als ein ruhiges, ablehnendes Kopfschütteln. Sie hoffte nicht, sie verzagte nicht. Wird er gerettet — ich habs nicht verdient, dachte sie in finsterer Resignation; stirbt er — es wäre Gottes Strafe für meine Verblendung.

Sie hatte Zeit genug, sich zu besinnen und abzubüßen. Es vergingen acht schwere lange Tage, bevor sich Oswalds Geist wieder frei und Hoffnung auf seine Wiederherstellung zeigte. Es verging eine weitere Woche, bis man ihn als wirklich gerettet

betrachten konnte und nur noch an die Heilung des Arms zu denken brauchte. Hildegard wich für diese ganze Zeit nicht von seinem Lager, sie war für die Ihren unsichtbar. Und wenn auch ihre alte Gesellschafterin und die jüngere Freundin wohl davon unterrichtet waren, daß sie nicht selber krank sei — die Uebrigen, mit Ausnahme von Lorenz und einer vertrauten Dienerin, glaubten alle an die Krankheit der Herrin mit treuer, herzlicher Theilnahme und bekümmerten sich sehr um sie. Von der Anwesenheit eines Andern aber — des Flüchtlings, der in den Blättern verfolgt und des Mordes beschuldigt wurde, wußte niemand etwas, und selbst die beiden befreundeten Damen ahnten nur, wie die Sachen standen. Es war kein Wort, nicht einmal eine Andeutung über Oswald zu ihnen gedrungen.

Und diese sorgliche Heimlichkeit that wirklich und ernstlich noth. Die ganze Gegend war nach dem Verschwinden des Gefangenen auf das genaueste abgesucht worden, auf mehreren Stellen und selbst in Lindow hatten Haussuchungen stattgefunden, und nur das entschiedene Auftreten Sophiens und die Barschheit des zufällig anwesenden Arztes vermochten den Beamten abzuhalten, auch Hildegards Privatzimmer zu durchspähen und sich von ihrer angeblichen Krankheit durch eigenen Augenschein zu überzeugen. Er glaubte nicht recht an diese Krankheit, da jener von Wilm erwähnte Gensdarm beschwören wollte, daß er drei Männer gesehn. „Kann eine Dame nicht mehr Nachts über Land reiten und sich bei einem Sturz ihres Gauls verletzen, ohne daß löbliche Polizei die Nase hineinsteckt?“ fragte der Arzt und setzte drohend hinzu: „es ist keine spaßhafte Krankheit. Jede Aufregung, jeder Schreck, wie der über euer Erscheinen, kann tödtlich werden. Ich will Ruhe hier im Hause haben.“

Die erhielt er denn auch; es zeigte sich kein Beamter wieder im Schloß, aber daß es auf's genauste beobachtet wurde,

erfuhren die Bewohner auf mehr als eine Weise. Und doch konnte keiner von ihnen recht begreifen, weßhalb das geschah. Ein bestimmter Grund zum Verdacht konnte den Behörden nicht vorliegen; man konnte nicht wissen, daß Oswald von Wilm und Lorenz befreit und wirklich nach Lindow gebracht sei. Man konnte am Ende der beiden Männer Angaben und Hildegards Krankheit nicht bezweifeln, zumal wenn man die Dame jetzt, wo sie wieder zum Vorschein kam, auf diese Krankheit ansah. Hildegards Aussehn deutete auf nichts weniger als auf feste Grundheit, so bleich erschien sie, so angegriffen.

Sie erfuhr nun, was inzwischen geschehen und was man ihr bisher sorgfältig verborgen. Der Stolz und das Selbstgefühl, die sie in hohem Grade beherrschten, brachen mächtig hervor und riefen anfänglich einen Zorn in ihr wach, wie sie ihn lange nicht mehr gefühlt. Sie ließ den Gensdarmen rufen, von dem sie erfuhr, daß er häufig ganze Tage und Nächte lang bald in der Schenke des Dorfs weilte, bald in der nächsten Umgebung des Schlosses umherspähend gefunden wurde. Sie stand vor dem verdutzten Mann in stolzer Haltung, als sei sie wirklich eine der alten gebietenden Schloßdamen der vergangenen Zeit, und auch ihre Stimme klang stolz, als sie redete: „man hat mir mitgetheilt, was es, während ich nicht bei mir war, gegeben, was es jetzt noch gibt. Sie sind hier nicht stationirt. Sie haben hier nichts zu thun, und ich will Ihnen rathen, das Umherspioniren zu lassen. Entweder beschuldigt man mich irgend eines Vergehens — da soll man offen vorschreiten. Den dazu Berechtigten öffnet sich mein Haus, stehe ich Rede. Oder man weiß nichts gegen mich, — da soll man mich in Frieden lassen. Spione aber dulde ich hier nicht. Einen Schuldigen verberge ich nicht," setzte sie hinzu, und ein lichter rother Schimmer flog über

ihr Gesicht; „bei einem Unschuldigen würd' ich's versuchen. Dann aber solltet ihr alle ihn mir nicht abtrotzen.“

Der Mann ging davon, halb bestürzt, halb trotzig. Er verschwand aus dem Dorf oder sprach doch nur im Vorbeigehn ein, aber die Ueberwachung dauerte nach wie vor fort, nur ward sie noch weniger sichtbar. Wilm brachte die Nachricht, daß die Umgebung des Schlosses stets beobachtet werde. Er forschte und drängte immer von neuem, ob der Baron noch nicht im Stande sei, das Zimmer zu verlassen, und immer schüttelte der Arzt den Kopf.

Es war auch noch nicht so weit; der Arm Oswalds zeigte sich zwar geheilt, aber schwach und lag stets in der Binde, zu jedem wirklichen Vornehmen, zu jedem Heben noch fast unbrauchbar. Er hatte längst das Bett verlassen und bewegte sich im Zimmer so viel wie möglich; er las, er schrieb schon, er plauderte mit dem zuweilen anwesenden Lorenz. Meistens aber weilte er am Fenster und schaute in den Park hinaus, wo in diesen Wochen grade die schweren Wolken am dichtesten schatteten und der Regen fast ohne Aufhören rieselte. Dort saß er, das Buch war seiner Hand entsunken, die Augen ruhten auf den tropfenden Blättern des nahen Baums, auf den feuchten Zweigen der fernerhin sich erhebenden Gruppen dichten Gebüsches. Er horchte auf den Tropfenfall, und wie der Wind langsam hinzog oder in jähen Stößen vorüberbrauste. Dazwischen lauschte er wieder, ob er nicht den leisen, leisen Ton vernehme, der ihm verrieth, daß Hildegard die versteckte Treppe heraufschlüpfe, die aus den Zimmern drunten zu ihm führte. Und er dachte zuweilen: zieht mein tiefer inniger Gedanke nicht zu ihr hinüber? Umfaßt und durchbebt er sie nicht und lockt sie nicht her zu mir? Soll sich der thörichte, wilde Streich des unsinnigen Knaben denn fort und fort noch an mir rächen? — Und hin und wider schoß es dann

durch ihn hin: liebt sie mich nicht? War mein damaliger eifersüchtiger Argwohn dennoch gerecht und hat sie Detlef so lieb gehabt, wie sie heut noch um ihn trauert? — Es war das freilich kein neuer Gedanke in seinem Kopf.

Sein Lauschen blieb umsonst, wie sein Denken und Sehnen. Sie erfuhr nichts davon, denn seine Lippe blieb stumm und es baute sich Wand auf Wand zwischen ihnen auf. Hildegard kam, seit er das Bett verlassen, immer seltener und verweilte immer kürzer, immer einsilbiger. Und Oswald saß einsam, es ward ihm stets banger und gepreßter zu Muth und die Schwermuth umfing ihn mit stets trüberen und schwereren Schleiern.

Wie unzähligemale tauchte in diesen Tagen und Wochen die Vergangenheit vor ihm auf, von ihrer äußersten Grenze herab bis auf die letzte, jüngste Zeit! Er sah sich wieder als den wilden, übermüthigen, lustigen und leichtsinnigen Gesellen, drüben in der Stadt, im Hause des Präsidenten, vor Hildegard. Er wußte und fühlte noch heut, wie er damals getändelt, geneckt, gescherzt, sich und sie verspottet, wie er gegen ihren Einfluß und gegen sich selbst gerungen und dennoch endlich unterlag und dennoch sie liebte — zum erstenmal und, wie oft und viel er auch geschwärmt, mit dem ersten warmen und wahren Gefühl seines Herzens!

Dann kam jenes eifersüchtige Mißtrauen — woher kommt so etwas zuweilen selbst im wackersten Menschen? — ihre herbe Antwort, sein thörichter, unbesonnener Trotz, die Trennung und der traurige, aussichts- und erfolglose Kampf um ihre Verzeihung — ein Kampf, den er damals kämpfte, ohne im Anfang wenigstens den Grund ihres Widerstandes recht zu begreifen. Wie heiß er für sie fühlte, sein Herz schlug zu schnell und leicht, sein Kopf dachte zu sorglos oder überhaupt noch zu wenig, als daß er zugleich auch *fein* gefühlt hätte. Das ringt sich bei den meisten gewöhnlich organisirten Menschen entweder niemals oder nur

in einer ernsten Schule des Lebens, Liebens und Leidens zum Dasein empor. Er fühlte noch nach dem letzten Scheiden weniger sein eigen Unrecht als das, welches, seinem Sinne nach, sie gegen ihn begangen. Und er floh in finsterem Trotz zur Ferne, wo er nichts mehr von ihr erfuhr; er brach jede Brücke ab und warf sich in den Strudel einer gewaltsamen Thätigkeit, eines wilden Genusses, um sich zu betäuben, um zu vergessen.

Das eine ist leicht, das andere unmöglich. Was das Herz einmal wirklich berührt hat, vergißt der Kopf nicht. Er denkt nur zuweilen nicht daran, vielleicht jahrelang nicht, aber — es kommt die Zeit!

Das erfuhr auch Oswald. Wie fern er von ihr war, wie rastlos er schaffte, wie hingegeben oder wie gleichgültig er lebte — es kam immer wieder ein Moment — und je später, desto häufiger — wo der Gedanke an Hildegard, wenn zuerst auch nur der Vergleichung wegen, in ihm emporstieg. Wie sie, war keine Andere! — Das ist ein gefährlicher Gedanke, denn es schließt sich nur zu leicht der folgende dran: es gibt nichts neben ihr — weder äußerlich, in der Welt, noch innerlich, im eigenen Innern des Menschen. Und so dachte er immer häufiger, bis es ihn ganz erfüllte, bis er sie vor sich hatte mit all ihrem unwiderstehlichen Zauber, bis er einsah, wie er grade gegen sie gefehlt, bis er in ernster Selbstprüfung begriff, daß seine Flucht, sein folgendes Leben eine unwillkürliche Buße gewesen für die vergangenen Sünden, und daß er sich trotz alles Irrens und Fehlens doch zu einem Mann herausgearbeitet hatte, der sehr weit verschieden war von dem früheren leichtsinnigen und keine Schranken achtenden Jüngling, zu einem Mann, der es wagen durfte, noch einmal der Verlorenen zu nahen.

„Wie Hilda ist keine!“ Das klang durch das Leben seiner Tage, durch den Traum seiner Nächte. Sein Herz schlug immer

voller, seine Sehnsucht ward immer größer. Und wie die Liebe ewig jung ist und ewig jung erhält, so ließ sie auch in seinem Herzen all die Wärme und Frische, all den Ungestüm sich regen, die das Innere des Jünglings erfüllt, und sie rief in seinem Kopf auch wieder die fröhliche Hoffnung wach, all das heitere Vertrauen, die gläubige Zuversicht seiner Jugend. „Hilda muß mir vergeben — sie muß mich lieben — sie muß mein sein!“ rief er. „Ich muß sie wiedersehen, muß ihr sagen, daß ich der Ihre, daß keine Andere wie sie!“

So kam er zurück und sah sich abgewiesen mit der alten Unerbittlichkeit. Als er erfuhr, wessen sie ihn beschuldigte, erfaßte ihn noch einmal der alte Ungestüm und riß ihn noch einmal zu ihr hin in jener Nacht, die in ihr die Liebe wieder zur Geltung kommen und ihn dem alten schönen Zauber nicht widerstehen ließ. Aber als er ihr Kämpfen und Ringen sah, tauchte in ihm die Eifersucht, die er doch längst überwunden wähnte, wie ein böser, tückischer Spuck empor. Hat sie ihn doch geliebt, jenen Detlef? fragte er sich. Ist sie rein vor Gott, wie sie es seither vor meinen Augen geworden? — Er wiederholte die Frage nicht, die er an sie gestellt, er schied, nicht allein, weil er dem Gericht gegenüber seine Ehre retten wollte, sondern auch aus einem kleinen Reste des alten Trotzes. Wie Hildegard, rang auch er in den nächsten Stunden mit sich selbst, mit seinem Mißtrauen, seiner Liebe. Und wer weiß, ob er den Zettel geschrieben, ob er zurückgekehrt, wenn dem freien, unbeschränkten Mann der Kerker nicht zur qualvollsten Pein, wenn er nicht durch seine Verwundung willenslos geworden, wenn er irgend eine andere helfende Hand gewußt hätte. Wie glichen sich diese beiden Menschen!

Und sie glichen sich auch darin, daß Hildegard trotz ihres Verlangens nach seinem Anblick, seit seiner Genesung immer seltener und seltener zu ihm kam, und daß Oswald, trotz seiner

Sehnsucht nach ihr, trotz seines Lauschens auf ihren sich nahenden Schritt, dennoch ihr Fernsein endlich besser fand. Wozu wäre solch ein Zusammensein? sprach der Eine, sprach die Andere. — Ich habe ihm tausendfach unrecht gethan, sagte sie auch jetzt wieder zu sich selber, ich will's auf jede Weise abverdienen und gut machen. Ich habe ihn lieb. Aber vertrauen kann ich ihm nicht; er ist das Kind des Augenblicks und hat trotz alledem nicht die rechte Treue. Daß er mir um jene untreu geworden — ich kann es nicht vergessen. — So dachte sie und liebte ihn und fürchtete diese Liebe. Konnte dieselbe nicht einmal Herr werden über all ihren Verstand, all ihre bessere Einsicht und sie fortreißen zu dem, was sie vielleicht einen Augenblick zu berauschen, aber ihr kein dauernd Glück zu geben vermochte? Das verhieß ihr Oswald nicht, und so floh sie ihn und sich selbst. — Und zugleich redete auch er immer häufiger zu sich, immer entschiedener: sie hat kein Herz, kein Herz für dich, wie du es begehrst! Sie hegt noch heut den Andern darin, wie sie es damals gethan. Sonst könnte sie mich damals nicht so von sich gestoßen haben, sonst müßte sie heut verzeihender und bereuender sein, risse nicht immer von neuem ihr Herz von dem meinen! Wir passen nicht für einander, sehe ich.

Und Oswald sprach täglich drängender zum Arzt: „Doctor, laßt mich gesund werden, daß ich hinaus kann! Ich ersticke hier!" — Und Hildegard fragte alle Tage gepreßter: „wie steht's mit meinem Vetter? Darf er schon an den Aufbruch denken?" Und dennoch hatten sie sich lieb! Aber sie flohen diese Liebe, weil sie noch immer nicht an einander glaubten. Das ist ein altes trauriges Spiel. —

Die Wolken zogen vorüber, der Regen hörte auf, ein scharfer Wind trocknete das Land, und dann lächelte der Himmel in wundervollster Bläue und die Sonne breitete ihre Strahlen mit

reicher Liebesfülle über Wald und Feld. Es lockte unwiderstehlich hinaus ins Freie.

„Doctor, laßt mich hinaus — ich ersticke hier!“ sagte Oswald wieder zum Arzt; „der Arm kann schon mehr als ein Buch halten.“ — Das Auge des alten Herrn musterte ihn über die Brillengläser hin mit einem eigenthümlichen, halb spöttischen, halb verdrießlichen Blick. „Pressirt's so?“ fragte er diesmal, und da Oswald mit gefalteter Stirn nickte, fuhr er fort: „je nun, ich hab's nicht gewußt, daß auf dem Kriminalamt in der Stadt eine frischere Luft weht als hier, aber 's ist möglich. Jeder nach seinem Geschmack! — Wißt Ihr übrigens was, Herr Baron? Ihr mitsammt der hochgeborenen Dame von Lindow seid — mit Respekt zu melden — ein paar Narren. Entweder bleibt auseinander oder thut euch zusammen — aber macht reinen Tisch. Der Teufel werde draus klug, was ihr mit einander habt und treibt. Zuerst bringt diese alberne Anklage in Ordnung und dann macht reinen Tisch, sage ich. Basta!“ Er drehte dem im finsteren Sinnen vor sich hinstarrenden jungen Mann den Rücken zu und verließ mit harten Schritten das Gemach.

Am folgenden Morgen, als Lorenz dem Flüchtling das Frühstück bringen wollte, fand er das Zimmer leer. Auf dem Tisch lag ein Blättchen Papier mit den Worten: „adieu, Hilda. — Gottes Segen über dich. — Adieu bis auf bessere Tage.“ — Hildegard nahm diese Kunde mit seltsamer Fassung auf. — „Ist er allein fort?“ fragte sie nach einem Augenblick des Sinnens den Diener. — „Ich glaube nicht,“ entgegnete er mit leisem Kopfschütteln. „Wilm war gestern gegen Abend hier und mußte hinaufkommen.“ — „Es ist gut,“ versetzte Hildegard langsam. „Du wirst heut noch nach S. schicken müssen und nochmals nach einem Schiff fragen. Ich wenigstens will ihn nicht im Stich lassen.“

Gleich darauf fuhr schon der Wagen des Arztes auf den

Hof. „Nun wird's nach eurem Willen geschehn," sagte er zu der Schloßherrin ins Zimmer tretend. „Der Baron muß fort, wenn er nicht ins Gefängniß zurück will. Es gibt heut, morgen, eine Haussuchung bei Ihnen, Hildegard. Der Gensdarm hat einen Zeugen beigebracht, daß die Reiter in der Fluchtnacht drei Männer gewesen, von denen zwei den Dritten mehrmals mit Herr angeredet und ihn, da er auf dem Pferde geschwankt, unterstützt hätten. Es ist die Schildwacht beim Pulverhause, und Sonneck hat es mir heut Morgen in aller Frühe mitgetheilt — aus alter Anhänglichkeit. Oswald muß fort." — „Er ist es schon," versetzte sie leise. — „Wohin?" rief der Arzt hastig. — „Mit Wilm, denke ich. Der redete schon früher von einem sichern Versteck im Walde."

Der Doctor nahm eine Prise. „Hier bei uns?" fragte er spöttisch. — „Ja — ich glaube." — „Ich glaube nicht," war die gemächliche Antwort. „Er ist so gut wie im Loch. Man fahndet auf den Wilm — Ihren alten Lorenz wird man auch nicht herumlaufen lassen. Aber — da Ihnen der Oswald nicht weiter am Herzen liegt —." — „Doctor!" unterbrach sie ihn auffahrend, und von jäher Röthe übergossen. — „So kann Ihnen das freilich egal sein," fuhr er phlegmatisch fort. „Von der albernen Anklage wird man ihn frei machen können — Wilm muß reden. Und Sie —", er brach ab, und indem er Hildegard mit einem eigenthümlichen Blick überflog, setzte er plötzlich sanfter hinzu: „wenn ich nur wüßte, weßhalb ihr vor sechs Wochen all die Anstalten machtet und aus Ketten und Banden zu einander mußtet und nun so verzweifelt kühl thut. Sagen Sie mir das einmal, Kindchen."

Hildegard schüttelte den Kopf. „Lassen wir das, Doctor!" sagte sie leise. — „Nein, lassen wir das nicht. Ich interessire mich einmal für euch Narren — noch von Alters her, und habe

eine Ahnung, daß ihr am Ende noch thörichter seid, als ich bisher gedacht. Offen heraus, Hildegard — lieben Sie den Oswald?" — Sie nickte. — „Und er Sie?" — „Ich glaub' es," entgegnete sie kaum vernehmbar. — „Und Sie sind fest überzeugt, daß er nicht des Waldwärters Mörder?" — Sie schlug die Augen auf. „Ja," sprach sie ernst, „fest überzeugt, Doctor." — „Also weßhalb bleibt ihr nicht bei einander? Zu alt seid ihr doch noch nicht." — Sie erröthete auf's neue tief. „Lassen wir das, Doctor!" erwiderte sie. „Sie verständen es doch nicht." — „Das wäre kurios! Bin sonst nicht grade als dumm bekannt." — „Ich könnte es Ihnen nicht genau und kurz aussprechen, selbst wenn ich's wollte," redete sie, den Kopf gegen das Fenster gewendet. — „Bah, Unsinn!" sagte er spöttisch. „Alles was ist, läßt sich sagen. Es scheint also bei euch nichts zu sein. Dachte mir das!"

Sie wandte ihm rasch das Gesicht zu und maß ihn mit einem finstern, stolzen Blick. „Kann — darf ich vergessen, daß er damals, als er mich seine Braut nannte, sich einer andern — einer Frau! — zuwendete, sie umschmeichelte, sie liebte, neben mir, vor mir?" sprach sie rasch und heftig. „Gibt mir das eine Garantie für seine Treue, seine Ehre, seinen Charakter? — Und wenn ich Stunde auf Stunde an seinem Herzen ruhte, — müßte ich nicht stets denken: in der nächsten bist du ihm vielleicht nichts mehr?" — Und aufspringend setzte sie leidenschaftlich hinzu: „beweisen Sie mir, daß jener Verkehr mit meiner Schwägerin nur ein Spiel, um mich zu necken, meine Eifersucht zu erregen! Edel wär' es nicht, aber ich will Ihnen kniefällig danken! Denn es ist gräßlich, einen Menschen so lieb haben zu müssen, wie ich ihn, und ihm doch nicht vertrauen zu können." Sie ging mit gekreuzten Armen rasch ein paarmal durch das Zimmer.

Der Arzt betrachtete sie eine Weile aufmerksam über seine

Brille hin, bevor er bedächtig eine Prise nahm und fragte: „was sagt Oswald dazu?“ — „Oswald?“ entgegnete sie stehen bleibend und mit einem finstern Blick auf ihn. „Oswald? Er schwört mir zu, daß es nichts, oder doch nur ein Scherz von zwei, drei Tagen gewesen. Aber, wenn er das beweisen, wenn ich ihm das glauben könnte — da —.“ — „Wäre alles gut, meinen Sie,“ fiel er ihr ruhig ins Wort. „Aber“ — und sein Blick fixirte sie wieder über die Brillengläser — „wie denkt er, Oswald, eigentlich über Ihren Umgang mit dem — Waldwärter? Hm?“ — „Doctor!“ rief sie auffahrend und einen Schritt vortretend, ihre Stirne glühte, und aus ihrem Auge brach ein dunkler, zorniger Blick, „Doctor, das ist —.“ — „Was?“ fragte er scharf und stand auf. — „Etwas, das ich leider nicht so beantworten kann, wie ich es thun würde, wenn ich ein Mann und kein Mädchen wäre, mein Herr!“ erwiderte sie mit blitzenden Augen und trat wieder einen Schritt vor.

„Redensarten!“ sagte er in ziemlich wegwerfendem Ton. „Sie sind ja doch sonst so keck und hart und selbstständig und meinen alles ertragen zu können, was wahr und vernünftig ist. Wollen die verehrten Damen immer schonend behandelt sein, so sollen sie zuerst auch sich selbst schonend beweisen. Sie werfen dem armen Teufel ein Verhältniß mit einer Frau vor, ohne einen andern Beweis dafür zu haben, als was Ihre geblendeten Augen zu sehn geglaubt, und trotzdem, daß er Ihnen seine Schuldlosigkeit zugeschworen. Sie selbst verkehren zu gleicher Zeit aber mit Hern Detlef — in aller Unschuld, o, von Herzen gern! — aber doch immer in einer Weise, wie sie bei einem jungen Mädchen weder gewöhnlich, noch für dasselbe besonders schicklich ist. — Sie haben zum Beweise dieser Unschuld auch nichts Anderes als Ihren Schwur, den Sie aber gar nicht einmal geben wollen. Sie prusten auf wie eine wilde Katze, wenn man sich

nur eine gehorsamste Frage erlaubt. Sie wollen, daß — so heißt das ja wohl? — seine Liebe an Sie glaube, koste es was es wolle, und Sie, Hildegard, wollen mit Ihrer Liebe nicht an ihn und seinen Schwur glauben? — Wissen Sie, wie ich das nenne?" setzte er in einem gleich spöttischen und doch unerbittlich strengen Ton hinzu; „das ist eine saubere Liebe, sage ich! Ich gebe keinen Deut dafür!" Und indem er langsam eine Prise nahm, wandte er sich von ihr ab gegen das Fenster.

Nur ein einzigmal während dieser Worte war ein leichtes Zucken durch ihr bleicher gewordenes Antlitz gefahren, sonst hatte sich kein Zug darin bewegt und auch ihr Auge war auf ihn gerichtet geblieben mit dem frühern finster-stolzen Blick. Nun sagte sie nach einer kleinen Pause mit bitterem Ton: „ein charmantes Raisonnement, nur schade, daß es nicht genau zutrifft. Es ist, glaub' ich, ein Unterschied zwischen dem, der eine oft getadelte Vergangenheit hinter sich hat, und dem, welchem man bisher nichts vorwerfen kann." — Als dies eine," setzte er zu ihrer Rede gleichsam hinzu, indem er sich wieder zu ihr kehrte. „Dann sieht einmal die Gesellschaft einem Mann mehr nach als einem Mädchen. Und endlich fängt für euch moderne und romantische Liebesleute ja Zeit und Ewigkeit erst mit eurer Liebe an. Was vor derselben war, ist nichts, kümmert also auch niemand."

Jetzt hatte sie den Kopf sinken lassen, und da sie ihn bei des Arztes Innehalten wieder erhob, war ihr Gesicht blaß und ihre Stimme bebte, als sie antwortete: „Gott ist mein Zeuge und auch Sophie, daß ich mir in jenem Verkehr mit Detlef nichts vorzuwerfen habe." — „Nun," erwiderte er mit einem Anflug von Laune, „nun Kindchen, den lieben Gott ruft Oswald ja auch als Zeugen an, daß er nicht mehr beabsichtigt, als eine dumme Neckerei. Und da ich mir die Freiheit nehme, für ihn in derselben Weise aufzutreten, wie Ihre vortreffliche Sophie für Sie — so wären

wir wett. Packen Sie ein, Hildegard, und schämen Sie sich ein bischen."

Sie sah ihn starr an. „Sie, Doctor?" fragte sie dumpf. „Was können Sie hiervon wissen?" — „Mehr als Sie, Kindchen. Ihre Schwägerin hat mir ihr Herz ausgeschüttet auf dem Todbett. Da lügt man gewöhnlich nicht, und sie hat's mir auch zugeschworen, daß Sie ihr und Oswald unrecht gethan. Sie hat mir überdies den Brief gegeben, den Sie ihr damals zurückgeschickt. Darin steht gleichfalls keine Lüge. Ich sollte Sie aufklären."

„Also auch, wie Marie sagt!" murmelte sie vor sich hin. Sie strich langsam mit der Hand über die Stirn und sprach: „weßhalb thaten Sie das nicht, Doctor?" — „Wozu?" versetzte er kalt. „Ich meine, man klärt sich besser selbst auf." — „Und der Brief, Doctor?" fragte sie. — Er langte aus der Brusttasche ein vergelbtes Papier und reichte es ihr hin. Während ihre Blicke darüber hinflogen, beobachtete er sie schweigend, und erst, da sie vom letzten Worte aufschaute, sagte er: „ich denke, die Zeugin gilt, Hildegard?" — Sie richtete sich mit einem tiefen Athemzuge auf und reichte ihm die Hand. „Ich danke Ihnen, Doctor. Der Nebel weicht!" gab sie zur Antwort.

In demselben Augenblick trat Sophie rasch in die Thür. Sie sah erregt aus. „Hildegard," redete sie, „so eben sind Beamte gekommen mit dem Befehl, eine Haussuchung vorzunehmen nach deinem entflohenen Vetter Oswald. Und zugleich brachte mir ein Bote diesen Brief von dem Hern Präsidenten, deinem Bruder." — Hildegard griff rasch nach dem Schreiben. Der Präsident schrieb:

„Meine verehrte Mademoiselle! Da ich weiß, daß Hildegard von mir, ihrem Bruder, sicher keinen Rath annimmt, während ich hoffe, daß Sie ihr noch nahe stehn, wie vordem, so wende ich mich mit Nachstehendem an Sie und suche Ihre Vermittelung.

Wie ich höre, trägt man sich seit Wochen in der Stadt mit dem Gerücht, daß bei dem Fräulein von Hausen-Lindow der aus dem Kriminalgefängniß entflohene, steckbrieflich verfolgte Baron von Kettner versteckt sei. Ueber diesen Aufenthalt eines anerkannten Wüstlings und Angeklagten bei einer unverheiratheten Dame, und zwar bei derjenigen, welche vordem mit ihm verlobt war, sich zum Glück aber von ihm trennte, wird man mit Recht, glaube ich, seine Anmerkungen machen dürfen, etwas, worüber Hildegard freilich von jeher sich weggesetzt hat. Sollte jedoch dieser Mensch bei der bevorstehenden Haussuchung in Lindow gefunden und damit das Gerücht zur Wahrheit erhoben werden, so würde ich mich genöthigt sehn, meiner Stiefschwester die Führung des Namens Hausen untersagen zu lassen. Derselbe steht, hoffentlich nicht in meinen Augen allein, zu hoch und rein da, als daß ich eine Entweihung desselben dulden könnte, wie man sie in der Aufnahme jenes Menschen wider das Staatsgesetz und wider das der persönlichen Ehre finden müßte. Ich wünsche, daß dies Schreiben nicht zu spät kommt. — M. v. Hausen."

Sie war zu Ende und sah auf. „Wollen Sie das lesen, Doctor?" fragte sie in eiskaltem Tone und reichte ihm den Bogen hin. Dann ging sie zum Klingelzug und schellte rasch hintereinander mehreremale, und als darauf ihre Kammerfrau und Lorenz zugleich herbeieilten, sprach sie zur Einen: „ich will ausreiten!" und befahl dem Andern: „Pferde für dich und mich, sogleich!" — Und sich zu Sophien wendend, setzte sie hinzu: „ich muß in die Stadt. Sei so gut, Liebste, und bitte den Beamten um ein paar Augenblicke Geduld. Ich werde sogleich wieder da sein." Sie ging in ihr Schlafzimmer.

Zehn Minuten darauf stand sie umgekleidet, in stolzer Haltung, vor dem Beamten, las den Befehl der Behörde, gab ihn zurück und sprach kalt: „Sie kommen zu spät, mein Herr. Der

Baron Kettner hat heut Nacht Lindow ohne mein Wissen verlassen. Aber das Haus steht Ihnen und Ihren Leuten offen. Ich — glaube bei Ihrem Geschäft nicht nöthig zu sein. Meine Gesellschafterin wird aber im Nothfall meine Stelle vertreten. Ich reite in die Stadt, um die Unschuld des Barons von Kettner zu beweisen. In zwei Stunden bin ich bei dem Präsidenten von Hausen zu treffen, oder wieder hier. — Komm, Lorenz." Und mit einer leichten Neigung des Kopfes sich abwendend, schritt sie aus der Thür, stieg zu Pferde und ritt in leichtem Trabe über den Rasenplatz, vom Hofe hinunter.

Der Beamte und die Untergebenen sahen ihr betroffen nach. Es dachte niemand daran, sie oder den Diener zurückzuhalten.

Siebtes Kapitel.

Das Burgfräulein.

Es klopfte jemand rasch und stark an die Thür, aber der Präsident gab nicht weiter acht darauf, als daß er die grauen Augenbrauen noch ein wenig näher zusammenzog, als sie von Natur einander waren, und vielleicht etwas schneller fortschrieb. — Es klopfte wieder, noch rascher, noch stärker, der Gerichtsbote, welcher neben dem Schreibtisch stand und seinem hohen Chef einen Bogen nach dem andern zur Durchsicht und Unterschrift vorlegte, räusperte sich und wagte die leise Bemerkung: „Herr Präsident, es klopft!" — allein auch er erhielt nur eine hastige, unwillige Kopfbewegung zur Antwort, und erst, da nun die Thür dennoch geöffnet wurde, sprach der Herr, ohne aufzusehn, ohne die Feder in der Zeichnung des Namenzuges anzuhalten, mit harter, lauter Stimme: „man wartet, bis man Erlaubniß zum Eintritt erhält."

„Nein!" sagte eine Stimme hinter ihm, und sie betonte ebenso schroff und kalt wie die seine, und es mußte in ihrem Klange wohl etwas liegen, das nicht bloß das Ohr des stolzen Mannes traf, sondern auch hineindrang, denn er erhob überrascht das Gesicht und wandte es dem Eindringling zu, — der Bote war verlegen zurückgetreten, das Zimmer lag offen vor Moritz' Augen, und zwei Schritte von der Thür stand eine Dame im dunklen Reitkleide, dessen Schleppe aufgenommen über ihren Arm herabhing. Ein einfacher schwarzer Filzhut bedeckte das dunkelblonde reiche Haar, und ihre Augen hingen mit einem festen, kalten Blick an dem überraschten Mann, der nun den Stuhl zurückschob und sich mit ungewohnter Raschheit erhebend, sagte: „bei Gott, meine Schwester Hildegard!" — „So ist's," versetzte sie mit herausfordernder Kälte, und es bewegte sich nichts an ihr als die Lippen.

Der Präsident wandte sich zum Schreibtisch zurück und nahm den Bericht auf, den er zuletzt vor sich gehabt. Er legte ihn zu andern Papieren und reichte sie dem Boten, indem er dazu ruhig sprach: „bringen Sie das Herrn von Augustin; ich lasse ihn bitten, die Sache noch einmal nach meinen beigefügten Andeutungen durchzudenken und sie dann vorzubringen. Ich werde um 11 Uhr in der Sitzung sein. Das Uebrige hat Zeit bis heut Nachmittag. Ich habe nichts weiter, Koschitzki." — Der Bote zog sich schweigend zurück, Moritz wandte sich wieder ins Zimmer hinein, und leicht an die Ecke des Schreibtisches gelehnt, musterte er mit ernstem, stillem Blick die noch immer auf der ersten Stelle und unbeweglich stehende, lange nicht gesehene Schwester. Sie gab den Blick ebenso kalt zurück wie vorhin.

Er richtete sich nach einer Weile auf, trat zu ihr hin und bot ihr mit den ruhigen Worten: „sei mir willkommen, Hildegard; ich nehme dein Hiersein als ein gutes Zeichen," die Hand

hin. Und da sie keine Miene machte, dieselbe zu ergreifen, so ließ er sie wieder sinken und setzte in gleichem Tone hinzu: „so habe die Güte abzulegen und Platz zu nehmen. Für einen solchen Besuch habe ich schon eine Stunde übrig.“ — „Ich werde deine Zeit schwerlich so lange zu beanspruchen haben,“ erwiderte sie. — „So nimm Platz,“ wiederholte er, dem kleinen Ecksopha zuschreitend und die Papiere auf dem Tisch davor mechanisch zusammenschiebend. — „Ich danke. Bei dem, was wir zu reden haben, möchten wir keine Ruhe und Zeit zum Sitzen finden,“ entgegnete sie immer gleich starr und kalt. „Und in diesem Hause erwarte ich keine Freundlichkeit und nehme keine. Wir haben es nie mit Komplimenten gehalten; wir verstehen uns beide nicht darauf.“

Er ließ die Hand auf den Papieren ruhen, er erhob den Kopf und maß sie einen Augenblick lang mit einem scharfen, stolzen Blick. Aber als empfinde er zugleich auch das Traurige einer solchen Wiederbegegnung von zwei einander so nahe stehenden Menschen, und als rege sich alles in ihm, was sein Herz noch von Weichheit und Innigkeit besaß, so ward sein Auge nach und nach milder, er trat auch wieder einen Schritt ins Zimmer zurück gegen die Schwester und sagte: „das hat deine selige Mutter nicht gefürchtet, als sie uns im Sterben noch auf einander verwies. Eine solche — Abneigung der Schwester gegen ihren einzigen Bruder ist — unnatürlich.“ — Sie wandte den Blick nicht von ihm ab, es bewegte sich kein Zug ihres Gesichts, keine Falte ihres Gewandes, und herb gab sie zur Antwort: „ich weiß nur von Stiefgeschwistern. Und die Abneigung — hab' ich sie mir selber erschaffen, oder wurde sie mir aufgedrängt?“

Moritz strich langsam mit der Hand über das kurz geschnittene eisgraue Haar und über die hohe Stirn, welche wie das ganze stolze, adlerartige Gesicht eine Röthe zeigte, die bei Leuten dieses

Alters häufig, aber nicht gerade als Zeichen der Gesundheit zu finden ist. „Hildegard,“ sprach er dann ernst, „wir wollen nicht rechnen. Was zwischen uns vorgegangen, ist längst vorüber. Laß es vorüber sein. Wir sind beide nicht mehr die Menschen von damals. In deinem Haar sehe ich weiße Fäden und mein Kopf ist längst grau geworden. Es kann uns nicht schwer werden, ruhiger und nachsichtiger mit einander zu sein, die alten Irrungen und das alte Fehlen zu vermeiden, wie es sich für Leute unseres Alters, unserer Stellung, für Sprößlinge unseres Hauses, für Geschwister ziemt.“ — Sie warf den goldbraunen Schleier zurück, welcher den einzigen Schmuck ihres Hutes bildete und über ihre Schultern vorgefallen war. Sie erhob das nun ganz freie Gesicht noch ein wenig mehr, sie richtete die grauen Augen womöglich noch fester auf den Bruder, und während ein flüchtiges, bitteres Lächeln um ihren kleinen Mund zuckte, versetzte sie: „war dein heutiger Brief an Sophie vielleicht die Probe von deiner jetzigen Ruhe und Nachsicht?“ — Er runzelte die Stirn zu schweren, drohenden Falten. „Es ist meine Pflicht als Haupt des Hauses, diejenige, welche demselben einmal angehört, an das zu mahnen, was die Ehre ihres Hauses verlangt,“ gab er zur Antwort. „Es ist nicht meine Schuld, daß du das noch immer so leicht zu vergessen scheinst, wie vordem.“

Sie schüttelte leicht den Kopf. „Es steht dem schlecht an, von der Ehre des Hauses zu reden,“ sagte sie unbewegt, „der dieselbe selbst und in solchem Grade außer Augen gesetzt, wie du.“ — „Wie beliebt?“ fragte er scharf. — „Ich denke deutlich gesprochen zu haben,“ antwortete sie im gleichen Ton. — Er unterdrückte eine neue herbe Erwiderung und sprach, die Arme fest über die Brust kreuzend, nun plötzlich eiskalt: „also, was willst du von mir?“ — „Daß du — nicht die Ehre deines Hauses, sondern deine eigene wahrst,“ versetzte sie hart, und als

sie sein Gesicht nur von einem halb ungeduldigen, halb verächtlichen Zucken flüchtig bewegt sah, fuhr sie fort: „nennst du das Ehre, wenn du einen Unschuldigen von einer Anklage — einer Strafe bedroht siehst, die er nicht verdient, und das ruhig duldest, obgleich niemand besser als du — du selbst, Moritz! — wissen kann, daß er unschuldig ist? Wenn du ihn verfolgst mit einem wahnsinnigen Haß für etwas, das wiederum nicht da sein soll? Aber immerhin — sei es dennoch da! Rechtfertigt es solchen Haß, solche Verfolgungen — über das Grab hinaus? Tritt ihm entgegen, Mann gegen Mann, und mache es mit ihm aus, wie ein Mann, wie der Sprößling deines Hauses," fügte sie immer heftiger hinzu und ihre Augen blitzten, „aber setze nicht dein altes, ehrloses, heimliches und blutiges Werk fort — Mörder!"

Mit dem Aeußern des Präsidenten war während dieser schrecklichen Worte eine furchtbare Veränderung vorgegangen. Sein Gesicht war aschbleich geworden, um gleich darauf in dunkler Röthe zu erglühen, die Adern seiner Stirn waren bis zum Zerspringen gefüllt, all seine Züge zuckten, er stand, die Faust auf den Tisch gestemmt, gegen Hildegard vorgebeugt, seine Augen ruhten auf ihr mit unheimlicher Starrheit, und seine Stimme war heiser, als er jetzt bebend hervorstieß: „Wahnsinnige, was wagst du?"

„Was ich wage?" rief sie stolz und glühend vor Zorn und Aufregung, und trat ein paar schnelle Schritte vor gegen das Fenster zu, das geöffnet stand, und erhob den Arm und deutete mit der Reitpeitsche gegen den fernen Waldsaum; „sieh dorthin, Mensch, sieh dorthin, auf jenes Haus, und denke dessen, der darin die Stütze und Freude eines alten Vaters war — denke an Detlef, den armen Detlef! Denke an die Waldstraße bei Lindow, wo nun der Stein steht, den ich dem Andenken des Treuen setzen ließ! Denke an die stille Abendstunde und an den Mann, der im

Busch lauerte und schoß, und als er den Waldwärter stürzen sah, den er für einen andern hielt, entfloh, über die noch dämmerige Straße, in den dunklen Wald hinein! — Daran denke und wage es, wage du es, Mensch, ehrlos genug zu sein, um es mir abzuleugnen, daß du der Mann warst, der den armen Burschen ermordete! —

„Wage es! — Wage es!“ wiederholte sie noch einigemal leidenschaftlich, und dann sank ihr Arm langsam hinab, ein verachtungsvolles Lächeln glitt über ihr Gesicht, und sich kurz abwendend, trat sie vollends zum Fenster hinan, stützte den Ellenbogen auf das Gesims, legte das Kinn in die Hand und sah hinaus — lautlos.

Der Präsident hatte kein Wort erwidert und durch keine Bewegung verrathen, daß er durch die ganze Anklage Hildegards, wie durch ihre einzelnen herben Wörter so gewaltig ergriffen würde, wie sie es gehofft haben mochte und nach seinem ersten heftigen Aufwallen vielleicht auch erwarten durfte. Moritz von Hausen war jedoch ein Mann, der sich mit Ausnahme sehr seltener Fälle mehr in der Gewalt hatte als irgend ein anderer Mensch und niemals weniger zu berechnen war als da, wo jeder Andere der Erschütterung seines Innern nachgegeben haben würde. Er stand nun an den Tisch gelehnt in eigentlich nachläßiger Haltung, und als das einzige Besondere in seinem Aeußern konnte vielleicht auffallen, daß seine Augen nicht auf seiner Anklägerin ruhten, sondern mit gedankenvollem Blick auf den Blumen des Sophateppichs zu seinen Füßen hafteten.

So blieb er auch noch, seitdem sie geschwiegen und fortgetreten, eine ganze Weile stehn, und als er dann auf- und zu ihr hinübersah, war sein Gesicht zwar ein wenig bleich, aber wie auch sein Auge vollkommen ruhig, und sein Blick wandte sich mit solchem Ernst und solcher Festigkeit auf die Schwester, daß

es war, als fühle sie ihn. Denn ohne daß er einen Laut von sich gegeben, richtete sie sich plötzlich auf und kehrte sich ihm wieder zu. Und nachdem sie so einen Augenblick Auge in Auge gestanden, sagte er plötzlich in seinem gewöhnlichen, ziemlich gedämpften Ton: „woher weißt du das eigentlich? Weiß noch sonst jemand davon?“ — „Das weiß ich von dem,“ entgegnete sie, nachdem sie ihn einen Augenblick prüfend betrachtet, „der dich nach der That entspringen sah und dich erkannte.“ — „Also lügst du und sprichst nur nach deinen eigenen Kombinationen,“ erwiderte er kalt. „Ich verweilte dort stundenlang vor dem unglücklichen Schuß und hätte es spüren müssen, wäre noch ein Anderer dort gewesen. Du lügst, sage ich.“ — Sie zuckte die Achseln. „Das sagtest du Ottilien auch, als sie dir um Mitternacht mittheilte, daß Oswald von acht bis zehn Uhr hier gewesen. Aber du wurdest leichenblaß dabei und taumeltest — wie jetzt, Mensch! — Weißt du das noch? Soll ich dir auch dafür einen Zeugen stellen?“

Der Präsident war in der That erbleichend und verstummend zurückgetreten. „Also wissen noch Andere von diesem Abend?“ fragte er nach einer Weile mit dumpfer Stimme. — „Du hörst es,“ antwortete sie kalt. „Ob deine Frau gegen dich selbst ihren Verdacht ausgesprochen — das weiß ich nicht. Gegen Andere lieh sie ihm aber Worte, wenn auch nicht aus dem Grunde, daß man ihre Angaben gegen dich benütze. Das werde auch ich nicht thun, vorausgesetzt, daß du mich nicht dazu zwingst. Alle Welt hat dich geschont und ist noch heute dazu geneigt. Nun aber gib wohl acht,“ fuhr sie eiskalt fort, indem sie zugleich die Schleppe des Kleides wieder über den Arm warf und ins Zimmer zurücktrat. „Oswald ist unschuldig an dieser That und bisher, weil er krank war, in meinem Hause verborgen gewesen. Er hat es gestern Abend oder heut Nacht verlassen, ohne mein

Wissen; ich habe das dem Beamten mitgetheilt, der vor einer Stunde zur Haussuchung erschien. Daß sie nach Oswald suchen werden, ist natürlich, daß sie ihn finden, möglich. Es wird dir noch einmal Gelegenheit geboten, seine Verhaftung zu verhindern, indem du das thust, was deine Pflicht, was mein Vetter, wie ich weiß, vom Gefängniß aus von dir verlangte — du erklärst und bezeugst seine Unschuld, weil du weißt, daß er an jenem Abend von acht bis zehn Uhr, um Abschied zu nehmen, bei deiner Frau war und also den um halb acht Uhr erfolgten Tod Detlefs nicht veranlaßt haben kann. — Wird er verhaftet und die Untersuchung fortgesetzt," fügte sie stets in gleichem Tone hinzu, „so werde auch ich wie damals mein Zeugniß abgeben und meine jetzige Ansicht zu motiviren haben. Ich werde nicht schweigen, Moritz. Also entscheide dich."

Ueber das Gesicht des Präsidenten flog ein finsteres Lächeln. „Die Erklärung gebe ich nicht," entgegnete er stark. „Ich habe jene That — zu der ich übrigens im Wahnsinn kam, als ich meiner nicht mächtig war, — nicht darum seit Jahren verheimlicht, ich habe das Bewußtsein meiner häuslichen Schande nicht darum mit mir allein herumgetragen und der unbefleckten Ehre meines Namens und meines Hauses nicht darum jedes Opfer gebracht, um sie jetzt selber an den Pranger zu stellen, wie es durch eine Angabe nach deinem Wunsch geschehn müßte. Hältst du mich für so gemein, daß ich das treulose Weib auch nur noch eine Stunde lang in meinem Hause geduldet hätte, wenn mein Handeln nicht durch andere Motive, durch höhere Rücksichten gebieterisch bestimmt worden wäre? Das Bewußtsein, daß unsere Ehre geschändet und ruinirt worden, mit sich selber herumzutragen, ist schwer genug, allein es läßt sich ertragen; man hat auch nur mit sich selber fertig zu werden. Aber wenn auch die Welt Kenntniß davon erhält, dann ist es vorbei, ich wenigstens

ertrage es nicht mehr, da die Ehre in meinem Sinne nicht wieder zu repariren ist. Denn alles Blut des Elenden kann den Makel nicht abwaschen; in den Augen der Welt bleibt er an mir und meinem Hause, an meinen Kindern haften. Verstehe mich wohl: ich entschuldige jene That nicht; sie ist im Wahnsinn geschehn, und daß sie den Falschen traf, hat mir nachher in mancher bittern Stunde fast den Verstand gekostet. Aber ich hatte auch sie meines Wissens mit mir allein zu tragen und so ertrug ich die Erinnerung daran. Das ist jetzt, nach dem, was ich von dir höre, freilich nicht mehr möglich. Ich müßte die Herrschaft über mich, meinen Ruf, mein Geschick mit — jedermann, vielleicht mit Lumpen und Vagabunden theilen. Das geschieht nicht. Ich hasse, ich verachte deinen Vetter," schloß er mit einer heftigen Handbewegung. „Ich konnte und wollte ihn nicht in meiner Nähe haben. Fortan kann mir das gleichgültig sein."

Und er wandte sich ab und ging zum Schreibtisch, setzte sich und schrieb, trocknete die Schrift mit einem Löschblatt, überlas sie, erhob sich wieder und trat zu Hildegard zurück. „Die Erklärung, welche du verlangst, gebe ich nicht," sagte er eisig kalt. „Hier ist eine andere, welche du dem Untersuchungsbeamten bringen kannst und die, wie ich denke, gleichfalls die Sache arrangiren wird. Lies." — Sie streckte die Hand aus, nahm und las unbewegt, was er geschrieben. „Die hochlöbliche Landpolizei ersuche ich, von der Verfolgung und Verhaftung des Herrn Oswald, Freiherrn von Kettner abzustehn, da er an dem ihm zur Last gelegten Verbrechen nicht schuldig ist, wie ich dem Untersuchungsrichter beweisen kann. Präsident Moritz von Hausen." — Sie faltete das Papier zusammen und steckte es in die Tasche des Kleides. „Es ist gut," sprach sie dabei.

Er machte eine leichte, entlassende Handbewegung. „Ich dächte, wir wären fertig," bemerkte er gleichgültig. „Gott befoh-

len, Hildegard." — Sie sah ihn fest an. „Gott befohlen!" versetzte sie mit dem gleichen Ton. „Ueber das, was du Oswald sonst noch schuld gibst, wird dir vielleicht unser Hausarzt Aufklärung geben können. Ottilie hat mit ihm ausführlich geredet. Also nochmals Gott befohlen," setzte sie hinzu — ihr Gesicht war bleich, aber doch milder als bisher — „mögen wir nicht nöthig haben, uns nochmals zu begegnen." — „Ich hoffe nicht," entgegnete er sich von ihr abwendend und einige der Papiere aufnehmend, welche auf dem Schreibtisch lagen.

Sie warf ihm einen langen Blick nach und ging bis an die Thür. Und indem sie den Griff erfaßte, sah sie noch einmal zu ihm zurück, ein leichtes Zucken fuhr durch ihr Gesicht und sie sagte in einem seltsam weichen Ton: „adieu Moritz — Gott mit dir!" Die Thür schloß sich hinter ihr, bevor er sich hätte umwenden können. Aber er wandte sich auch nicht um.

Als sie jetzt zurückritt, indem sie außerhalb der Thore dem muntern ungeduldigen Pferde die Zügel schießen ließ, so daß es im scharfen Trabe der Heimat wieder zueilte, war ihre Stimmung eine wunderbar weiche und der grade Gegensatz von jener, in der sie eine Stunde zuvor in die Stadt geritten war. Erbitterung und Verachtung begleiteten sie hinein zu dem Bruder, der ihr nie ein solcher gewesen, beseelten sie, da sie ihm gegenüber stand, sprachen aus ihrem Wesen und ihren Worten. Und nun, da sie von ihm schied, war es ihr fast, als könne der Mann sie nur noch jammern, der vor der Welt einer der Geehrtesten und Würdigsten war und im Herzen einer der Aermsten.

Sie schüttelte heftig den Kopf, als wolle sie alle diese Gedanken von ihm zurückscheuchen. Sie hatte anderes, näheres zu denken. Oswald, gegen den auch ihr letztes Mißtrauen durch die Worte des Arztes erschüttert worden! Oswald, der verfolgt,

gefährdet war, den es zu retten galt! — Eine seltsame Angst überkam sie. Sie nahm die Zügel wieder auf, die sie achtlos hatte auf den Sattelknopf fallen lassen, sie berührte das Pferd mit dem Sporn, und das muthige Thier sprang hoch auf vor dem ungewohnten Antriebe und schoß mit ihr dahin, durch die Felder, durch den Wald, in fliegender Eile. Heut sah sie nicht hinüber nach dem einsamen Waldwärterhaus. Heut hatte sie keinen Blick für Detlefs Stein. Sie wollte nur nach Lindow.

Der Hof erschien ihr ungewöhnlich still, es zeigte sich kein Mensch, nur die Hühner trieben sich hie und da Futter suchend umher und der Hund zerrte ungeduldig an der Kette, um die Herrin zu begrüßen. Sie sprang vor der Thür ab und warf Lorenz den Zügel zu. „Führe die Thiere umher," sagte sie, „wir müssen vielleicht noch weiter reiten." Und sie eilte an dem jetzt herbeistürzenden Knecht vorbei ins Schloß auf Marie zu, die ihr ebenso schnell aus dem Wohnzimmer entgegenkam. „Sind die Leute noch im Hause?" rief Hildegard. „Wo ist Sophie? Was gibt's? Du siehst so verstört aus!"

„Halte dich nicht auf!" versetzte die Andere hastig. „Hast du für deinen Vetter etwas erreicht? Ja? So schicke Lorenz augenblicklich den Leuten nach, bevor es zu spät ist. Als sie ihn hier nicht fanden, sagte jener Gensdarm, den du kennst, wie ich selber hörte: „Herr Commissär, so steckt er im Busch, und ich weiß auch wo. Wir müssen aber eilen!" Und als sie darauf leise geredet, sind sie auf und davon." — „Wohin aber?" lautete Hildegards rasche Frage. — „Wohin? Weißt du das nicht? Sie sind den Weg geritten, den wir damals zuerst nach dem Waldwärterhaus fuhren. Es sind auch Leute im Dorf requirirt, höre ich." — „Hier in Lindow?" rief sie. „Wozu?" — „Ich weiß nicht. Zum Umstellen und Absuchen des Waldes vielleicht?" — „Schon gut," sprach Hildegard abbrechend und mit zusam-

mengezogenen Brauen. Ihr Gesicht glühte, sie strich die blonden Scheitel hinter die Ohren zurück, sie öffnete einen Knopf des Reitkleides, als ob es ihr die Brust drücke. „Das wird sich alles finden! — Nun nur noch: wann sind sie fort?“ — „Vielleicht vor einer starken halben Stunde,“ meinte Marie.

Ohne eine Entgegnung wandte sich Hildegard ab und eilte wieder aus der Thür, auf Lorenz zu, welcher bei dem Erscheinen seiner Herrin mit den Pferden Halt machte. „Sie sind ihm nach,“ sprach sie schnell. „Wo sollen wir sie suchen? Der Gensdarm meinte, er wisse den Platz. Sie haben Leute requirirt.“ — „Den Platz?“ fragte der Alte kopfschüttelnd. „Ei, woher sollten sie den kennen? Wohinaus sind sie?“ — Sie deutete nur schweigend mit der Reitpeitsche gegen den Wald. Da fuhr er zusammen, und indem er ihr Pferd herumriß und ihr die Hand zum Auftreten hinhielt, sagte er nur: „so laßt uns fort, gnädiges Fräulein! Schont die Pferde nicht. Ich will Euer Gnaden führen.“ — Sie saß bereits im Sattel. Es ging wieder im Galopp vom Hofe und dem Walde zu.

Es war ein prachtvoller Morgen, so schön, so rein und frisch, wie er nur zu dieser Jahrszeit gefunden wird, wo der Sommer nach all den trüben Regenwochen sich noch einmal mit vollem Sonnenglanz und lächelnder Himmelsbläue nach den Fluren umschaut, die er nun verlassen muß. Das ist ein wunderbarer ergreifender Scheidegruß. Denn neben dem schwermuthsvollen Ade bringt er euch auch ein so helles, trostvolles, gütiges Lächeln, daß die Erinnerung daran euch weit hinein begleitet in die kommenden grauen Herbstwochen und euch muthig einer bessern Zeit entgegenblicken läßt. — Und niemals war es schöner als heut! Die laubigen Wipfel badeten sich wohlig im Sonnengold, und unter ihnen hin, in den Waldtiefen, schwamm alles im magischen, grün-goldigen Licht, durchbrochen von glänzenden, lustigen Strah-

len. Sogar die Kiefern schauten heiter darein, und auf der Lichtung im Forst, an der wir schon einmal vorüber kamen, war ein Summen und Flüstern und Blühen, es lag ein Meer von Glanz darüber und eine Fülle von köstlich frischem Duft, wie selbst nicht in den vollen Sommertagen.

Aber unsere Reiter achteten nicht darauf, fort und fort flogen ihre Pferde, nun im scharfen Trabe, dann im kurzen Galopp, Lorenz voran, das Fräulein folgend oder hart an seiner Seite. „Wohin führst du mich?“ rief sie. — Er gab keine Antwort. Sein Auge wandte sich rastlos bald rechts, bald links, zu langem, scharfem Ausblick in den tiefen, schweigenden Wald. Er erschaute nichts. — Es ging fort und fort. — Er parirte das Pferd, er horchte regungslos. Es war nichts zu vernehmen, nichts! Nicht einmal die Nadeln zitterten, denn die Winde waren alle fort bis auf den leichtesten Hauch. Nur ein Rabe schrie deutlich aus der Ferne herüber. — Lorenz schüttelte das graue Haupt. Es ging wieder weiter.

Sie ritten durch die Lichtung hin und wieder hinein in den hohen alten Forst jenseits, immer weiter, bis sie auf's neue zu einer dichten Schonung kamen, wo die äußersten Spitzen der Bäume kaum die Höhe der Reiter erreicht hatten. Ein einsamer, grasüberwachsener Weg versenkte sich hier, auf der Grenze zwischen den alten Bäumen und ihrem Nachwuchse, tief ins Revier hinein. Da hielt Lorenz wieder das Thier an und lauschte. Hildegard drängte ihr Pferd so nah wie möglich zu ihm. „Sei vorsichtig!“ flüsterte sie ernst. „Wir müssen doch bald in der Nähe sein.“ — Er nickte und deutete mit der Hand gegen die Schonung. „Wir sind da!“ — „Sei vorsichtig! Wollen wir selber ihnen den Weg zeigen? — Hier ist nichts! Sie sind nicht auf der Spur.“ — „Doch! Horcht!“ — Sie strafte ihr schnaubendes Pferd durch einen ungeduldigen Zügelruck. Es ward

still — und da hörten sie drüben Rufen und Schreien mehrerer Stimmen, und dann folgte der Knall eines Schusses — das Echo rollte an der Wand der hohen Stämme hinab.

„Fort!“ rief sie die Stirn in tiefe Falten zusammenziehend. „Sie haben sie!“ Ihr Pferd schoß den einsamen Weg hinauf, Lorenz folgte ihr, so schnell er vermochte.

Ein paar hundert Schritte weiter prallte Hildegards Thier mit einem jähen Sprung scheu auf die Seite, denn ein Mann drängte sich hastig durch die dichten Stämmchen und stand, bei dem unvermutheten Anblick der Reiter zurückfahrend, athemlos, glühend auf dem Rande des Grabens. „Oswald!“ rief Hildegard hell auf und hielt an. „Oswald, Gottlob! Nun ist alles gut! — Herunter vom Pferd, Lorenz. Laß meinen Vetter aufsitzen!“ — „Zurück!“ flüsterte Oswald hastig, den Finger erhoben. „Zurück! Sie sind mir nah auf den Fersen! Sie schossen — ich glaube, auf Wilm! Zurück, Hilda! Ich bitte dich —!“ — Sie drängte das Pferd bis an den Graben und bot ihm mit glänzendem Auge die Hand hinüber. „Grüß dich Gott, du böser flüchtiger Freund!“ lächelte sie. „Ich sage dir ja, daß alles gut ist, glaube mir doch! Steige auf und reite offen nach Lindow, oder bleibe hier, wie du willst. Ich bringe dir Freiheit, Oswald!“ Und da eben in der Ferne des Wegs ein Reiter sichtbar ward, setzte sie heiter hinzu: „einen Augenblick, daß ich's in Ordnung bringe! Ich bin gleich wieder da!“ Sie ritt dem sich im Galopp Nahenden im bequemen Schritt entgegen.

Es war der Commissär selbst und er hielt mit ihr zugleich die Zügel an, da sie ihm den Weg verritt. „Gnädiges Fräulein,“ schrie der aufgeregte Mann heftig und deutete auf Oswald und Lorenz, die im Wege beim Pferde standen, „ich mache Sie für Ihr Auftreten in dieser Sache verantwortlich! Lassen Sie mich durch oder —!“ — Sie reichte ihm kalt die Schrift ihres Bruders hin.

„Ich denke," erwiderte sie zugleich, „einem Unschuldigen seine Freiheit zu bewahren, ist kein Vergehn. Wenigstens nehme ich die Folgen davon ruhig auf mich. Haben Sie das gelesen? Genügt es?"

Der Mann sah auf und zweifelhaft nochmals auf die Schriftzüge. „Die Erklärung des Herrn Präsidenten genügt allerdings," sprach er stockend. „Wenn ich sicher sein könnte —." — „Ich garantire Ihnen mit meinem Wort," unterbrach sie ihn rasch, „daß der Baron Kettner sich bis zur Beendigung dieser unseligen Sache nicht aus dem Lande entfernen und sich auf jede Ladung vor Gericht stellen wird. Der Unschuldige soll nur nicht im Kerker schmachten." — Der Beamte lüftete höflich die Dienstmütze. „Wenn Eure Gnaden mir das versprechen," sagte er, „so nehme ich es auf mich, für's erste von der Verhaftung des Herrn abzustehn. Der alte Strolch, der in seiner Begleitung war," — setzte er hinzu, — „ich glaube, er heißt Wilm — ist durch einen Schuß verwundet worden." — „Lassen Sie den armen Menschen nach Burg Lindow bringen," gab sie ernst zur Antwort. „Ich werde für seine Pflege sorgen." — Und mit einem grüßenden Neigen des Hauptes zog sie die Zügel an, lenkte ihr Pferd um und ritt zu den Ihren zurück.

Neben Oswald, der ihrem Gespräch mit dem Beamten schweigend zugesehn und den Letzteren jetzt auch rückwärts schnell davon reiten sah, hielt sie an, beugte ihre schlanke Gestalt leicht zu ihm nieder und musterte mit heiterem Blick sein von den Zweigen und Nadeln gestreiftes Gesicht und seine zerfetzten Kleider. „Starrkopf!" sprach sie lächelnd, „weßhalb flohst du von mir? Nun haben wir wieder zu heften und zu pflegen!" Und indem sie rasch den Handschuh abzog und ihm mit ungestümer Herzlichkeit die Hand hinbot, setzte sie hinzu: „schlag ein, Oswald! Glaube an mich! Es wird alles gut werden! Ich bin so grenzenlos froh und glücklich!"

Einen Augenblick schaute er sie zweifelnd, zögernd an, dann aber konnte er nicht länger widerstehn. Er sah das Gesicht, das er in aller Ferne, in jedem Traume vor sich gehabt. Er sah ihr Lächeln so sonnig, so heiter, wie in den schönsten Tagen ihrer alten Liebe. Auch sein Herz durchbebte es wie mit dem vollen, jubelnden Glück der Vergangenheit, und die finstern Träume der letzten Wochen wurden weit zurückgedrängt. Er faßte ihre Hand und zog sie zum langen, innigen, heißen Kuß an seine Lippen.

Achtes Kapitel.

Niemand wider Gott und die Liebe.

Der Präsident Moritz von Hausen war todt. Nachdem Hildegard ihn verlassen und fortgeritten war, hatte ihn seine älteste Tochter aufgesucht, um sich neugierig zu erkundigen, ob die Dame, welche eben durch's Haus gegangen, wirklich die geheimnißvolle Tante aus Burg Lindow gewesen, deren selbst die älteren Kinder sich nur dunkel erinnerten. Das junge Mädchen fand den Vater ruhig und ernst wie immer, nur erschien er ihr fast ein wenig milder als gewöhnlich; obgleich ihr Besuch während seiner Arbeitszeit gewagt wurde, hatte er doch mehr als ein Wort für sie und hieß sie für den Nachmittag sich mit den Geschwistern zum Besuch eines Gesellschaftsgartens bereit halten — etwas, das im Laufe des Jahrs nicht gerade häufig von ihm gewährt wurde. Zuletzt hieß er sie den Diener heraufschicken und mit dem Mittagessen nicht auf ihn warten, wenn die Session sich bis nach zwei Uhr ausdehnen sollte. Das alles sagte er mit vollkommener Ruhe, und ebensowenig merkte der Diener etwas

Besonderes an ihm, als er ein paar Minuten später den Auftrag erhielt, ein Billet zum Kriminalrath Kranz zu tragen. „Sage ihm," sprach Moritz, der schon mit seinem Anzuge beschäftigt, bei diesen Worten in der Thür des kleinen Schlafzimmers stand, „daß ich entweder nach der Session zu ihm kommen werde oder seinen Besuch heut Abend zum Thee erwarte."

Der Kriminalrath jedoch nahm auf diesen mündlichen Zusatz keine Rücksicht, griff vielmehr, als er das Billet kaum gelesen, nach dem Hut, eilte zum Sitzungsgebäude und, nachdem er erfahren, daß der Präsident noch nicht erschienen, in dessen Haus und athemlos die Treppen hinauf ins Arbeitszimmer. Er kam dennoch zu spät. Moritz saß im Schlafgemach halb angekleidet auf dem Rande des Betts, den Oberkörper leicht an das Kopfkissen gelehnt, und war todt. Was in der halben Stunde, die er allein geblieben, mit ihm vorgegangen, ist niemals klar geworden. Von Verletzungen war an seinem Körper nichts zu finden und von Gift zeigte sich auch im Innern desselben keine Spur. Die Aerzte erklärten seinen Tod durch einen Herzschlag.

Wie dem aber auch sei, dies Ende war eine naturgemäße und nothwendige Schlußphase des Weges, auf welchen das Geschick Moritz geführt hatte. Der kraftvolle, feste Mann ging zu Grunde, als er das einzige Ideal, an das er geglaubt, das er sich auf seiner prosaischen Lebensbahn gestattet, von frecher Hand vernichtet wähnte und es dann wirklich in der Raserei jener unseligen Stunde selber vernichtete. Das war Ruhm und Ehre gewesen — die Ehre seines Namens, seines Hauses, seiner selbst — wie er sie auffaßte, freilich nur ein Phantom, und dennoch für ihn der einzige lichte und hehre Stern über dem von seiner Hand und seinem Kopf spielend beherrschten Gange seines Erdendaseins. Und es war nicht genug, daß seine persönliche und seine häusliche Ehre in seinen eigenen Augen ge-

schändet und verloren war; es nützte nichts, daß er seit so viel Jahren und mit so viel Qualen dies Bewußtsein zu ertragen gelernt und das Geheimniß seines Lebens verborgen hatte — fortan sollte er sein Unglück und sein Verbrechen mit andern theilen, und er, der unbeugsame, gebietende, despotische Mann, sollte plötzlich — wie er's nannte — vielleicht in Lumpen und Vagabunden seine Herren erkennen! — Da mußte ihm wohl das Herz brechen. Sein Leben war zu Ende.

Dieser Sorge würde Moritz jedoch bei längerem Leben enthoben gewesen sein, da der Einzige, welcher etwa in die von ihm verachtete Klasse zählte und ihn wirklich in der Hand hatte — der Wilm vom Bubenhofe — in der gleichen Vormittagsstunde zum stillen Mann geworden. Wir wissen bereits, daß der alte Wilddieb beim Angriff auf sein Versteck in den jungen Kiefern schwer verwundet wurde, und er starb noch bevor seine Träger mit ihm Burg Lindow erreichen konnten. Sein letzter Blick galt Hildegard und Oswald, welche sich, nachdem sie sich wiedergefunden, dem Zuge angeschlossen hatten. Beide trauerten wahrhaft um den wilden und doch so treuen Burschen, allein sie durften sich nach dem ersten Schmerze nicht verbergen, daß auch für ihn dies Ende das beste gewesen. Seit er in der Jugend sein wildes Leben begonnen, und noch mehr, seit er vor einigen Jahren in die Fremde entwichen, hatte sich vieles verändert, waren alle Zustände immer gesicherter und geordneter geworden, wurden die Gesetze immer strenger aufrecht erhalten. Ueberall hätte er, zumal bei seinem Ruf, hinfür anstoßen müssen, und einen neuen Lebensweg zu betreten, war er theils zu alt, theils wäre es ihm auch durch seine Vergangenheit unmöglich gemacht worden. Er würde unrettbar demselben Verhängniß erlegen sein, dem wir leider fast alle alten Sträflinge nach ihrer Entlassung aus dem Gefängniß über kurz oder lang verfallen sehn.

Es ist dies bekanntlich einer der wundesten und faulsten Punkte in unsern staatlichen und socialen Zuständen, und die besten und klügsten Köpfe aller Völker haben vergeblich auf eine wirkliche, dauernde Hülfe gesonnen. Mit der innern, moralischen Besserung des Verbrechers selbst, auf welche man in neuerer Zeit so vielfach hinarbeitete, ist nur eine überaus schmale Seite dieser ernsten und traurigen Zustände berührt, und wird gar nichts erreicht, so lange sich nicht daran auch eine — so zu sagen: äußere Besserung für den armen Teufel schließt, die aber, den Umständen nach, am allerwenigsten von ihm selbst und durch sein Zuthun zu erreichen ist. Er lebt einmal auf der Erde und ist, wie mehr oder minder alle, von ihr und dem materiellen Leben auf ihr abhängig. Die Noth aber, die Entbehrungen, die Verachtung und Verdächtigung, mit einem Wort — das Dasein zu ertragen, welches das Loos des bestraften und entlassenen Verbrechers zu sein pflegt, — und es geduldig und würdig zu ertragen nur in Rücksicht und in Hoffnung auf den dereinstigen himmlischen Lohn, — das ist ein wenig mehr, als man von dem größten Theil solcher Leute, ja als man von den meisten Menschen irgendwie erwarten kann.

Wirkt immerhin auf die innere Besserung des Straffälligen, laßt ihn nicht nur seine Strafe bestehn, sondern auch die Gerechtigkeit derselben und seine Schuld erkennen, aber sorgt dann zuerst dafür, daß diese Strafe des Gesetzes nicht nach ihrer Bestehung in's Unermeßliche ausgedehnt und zu einem unerträglichen Grade gesteigert werde. So lange wir noch das Verbrechen durch die Strafe nicht vollständig gesühnt glauben und den frühern Verbrecher, nachdem er sein Thun gebüßt, nicht ebenso vollständig frei und makellos vor uns sehn; so lange wir in ihm unmenschlicher Weise nicht den wieder schuldlosen Menschen, sondern stets nur den vormaligen Verbrecher erkennen und ihn

demgemäß behandeln — so lange ist alle innere und persönliche Besserung des armen Teufels entweder ein Hirngespinnst oder doch für sein späteres Erdenleben etwas durchaus Gleichgültiges und Unzureichendes. Nehmt dagegen den Makel von ihm, die Verdächtigung und das Mißtrauen, laßt ihn für das gelten, was er dem gesühnten Gesetz gegenüber ist — für einen ebenso reinen Menschen wie ihr; laßt ihn das durch die Weise erkennen, in der ihr ihn aufnehmt, mit ihm verkehrt, stärkt durch eure Achtung seine Selbstachtung — bessert euch mit einem Worte selbst — und die innere moralische Besserung wird bei dem gewesenen Verbrecher in den meisten Fällen ganz von selber kommen und nachhaltiger und ehrwürdiger sein als alles, was man ihm mit Mühe und Noth davon durch schöne Lehren beizubringen sucht. —

Ebensowenig wie die Vorgänge in der Sterbestunde des Präsidenten wurde es bekannt, was er in jenem Billet dem Kriminalrichter offenbart. In dem freisprechenden Urtheil, welches Oswald schon in den nächsten Tagen erhielt, wurde einfach mitgetheilt, daß Moritz die Unschuld des Angeklagten genügend bewiesen habe, indem er die bisher bezweifelte Angabe desselben — er sei zur Zeit des Mordes hier in der Stadt gewesen — nunmehr als wahr bezeugt habe. Damit konnte man in diesem Falle die Sache ruhen lassen. Das Publikum hatte, seit die über Oswald verhängte Untersuchung durch seine Flucht und die nothwendige Verfolgung bekannt geworden, sich mehr für die Person des Thäters als für die Aufdeckung der That selbst interessirt. Förster und Waldwärter fanden in der forstreichen Umgegend leider häufig genug ein dem Detlefs ähnliches Ende, und die Thäter wurden fast ebenso häufig nicht entdeckt. Der längst vergessene Fall sank daher, als ihm durch Oswalds Freisprechung das erneuerte kurze Interesse genommen war, sogleich und ganz

von selbst wieder in die Zahl der ähnlichen und gewöhnlichen zurück und ward nun vollständig auf die Seite geschoben. Es fragte niemand mehr nach dem wirklichen Thäter, und niemand war an ihm gelegen.

Der Tod des Präsidenten, von dem die Kunde schon am gleichen Mittage nach Lindow gelangte, erschütterte Hildegard mehr als sie von einem solchen Ereigniß bis dahin für möglich gehalten. War es ein Rest des verwandtschaftlichen Gefühls, das trotz aller persönlichen Gleichgültigkeit und Kälte dennoch ihr Herz einmal erfüllte und sich trotz aller Zwistigkeiten erhalten hatte; war es der Eindruck, den die letzte Begegnung mit dem Geschiedenen und der tiefe, trauervolle Einblick in den segenslosen Zustand seines Innern auf sie gemacht; war es endlich die ihr aufgedrängte Einsicht, wie schnell auch der Kräftigste seinem Verhängniß unterliegen kann, und von wie geringfügigen und armseligen Einflüssen Würde, Ehre und Leben des Menschen abhängig sind; war es vielleicht dies alles vereint — die Kunde traf sie so, daß sie sich zuerst wie gelähmt fühlte und manche Tage brauchte, bis sie auch nur den ersten Eindruck überwunden hatte.

Wir kennen jedoch dies seltene Wesen schon als viel zu kraftvoll und stolz, um von ihr zu glauben, daß sie sich auch äußerlich und in ihrem Handeln von solchen Einflüssen hätte beherrschen und lähmen lassen sollen. Es gab genug für sie zu thun, und zumal verlangten die Verhältnisse, in denen der Bruder seine Familie hinterlassen, nicht nur die eingreifende, sondern auch die liebevoll ordnende Hand eines wirklich Theilnehmenden, wenn sie sich nicht höchst betrübend für die Hinterbliebenen gestalten sollten. Moritz hinterließ, ebenso wie vordem sein Vater, nichts als das Haus, und seine Kinder waren meistens noch zu jung, um sich selber forthelfen zu können. Hier griff Hildegard auf das entschlossenste und genügendste ein; ihre Linke erfuhr

nicht, was ihre Rechte that. Die verwaisten Kinder fanden in Burg Lindow die freundlichste Aufnahme und bei der bis dahin kaum oder gar nicht gekannten Tante, bei der auch jetzt noch anwesenden Marie, der Cousine ihrer Mutter, so viel Liebe und in Beiden ein paar so wahrhafte Verwandte, wie sie bis dahin in ihrem kühl und eintönig verflossenen jungen Leben noch nicht kennen gelernt hatten.

In all diesem Schaffen und Treiben, durch all den hereingebrochenen Ernst und alle Trauer über den Tod des Bruders und Wilms, erfüllte und stärkte Hildegard aber jenes wunderbare, wohlthätige und reine Glücksgefühl, dem sie, wie wir wissen, schon am Entscheidungsmorgen Ausdruck gegeben, da sie Oswald wiedergefunden und als den Ihren begrüßt hatte. Seit sie jene Worte des alten Arztes vernommen, die ihr derb genug ihr eigen Unrecht vorrückten — diese so einfachen und doch so treffenden Worte — war eine große Veränderung in ihr vorgegangen. Es war ihr, als sei vor ihnen ein ehern Band gesprungen, das sich bisher pressend um ihr Herz gelegt, als hätten sie den bösen, trüben Dunst zerstreut, der seit so langem nicht nur ihr Auge am Sehen, sondern auch ihren Kopf am klaren, ruhigen, milden Denken verhindert. Es wich von ihr wie ein Druck, wie eine Hülle — sie erkannte ihr eigen Unrecht und lernte daran das des Freundes richtiger und nachsichtiger beurtheilen. Erst jetzt gewann ihre Liebe das volle Feld, erst jetzt siegte sie über all die bösen Mächte, welche seither wieder immer mehr Macht über sie erhalten. Sie durfte sich dieser Liebe überlassen, sie durfte Oswald lieben, ihm vertrauen! Das ging wie ein Sonnenstrahl durch ihr Herz, ihren Kopf, das erfüllte sie mit so grenzenlosem Glück, das überwog die Beschämung, die sie zuweilen über ihre bisherige Verblendung und Härte erfassen wollte, und den Schmerz darüber, daß auch ihr und Oswald nur ein

armselig Phantom so lange Jahre hindurch das Glück fern gehalten, es beinah für immer vernichtet hätte.

Ihre Liebe, der volle unwiderstehliche Zauber ihres Wesens, ihre ganze glückselig heitere Natur, ihre ganze heiße und leidenschaftliche, frische Jugend war in ihr wieder wach und lebendig geworden, durchbebte und umkleidete sie mit dem alten, vollen Reiz. Sie dachte nicht mehr an das Vergangene, sie trauerte nicht mehr über all die armen, verlorenen Stunden, sie berechnete nicht das Glück, das Oswald und sie selbst muthwillig von sich gestoßen. Sie wollte und konnte alles Vergangene wieder gut machen, jeden Verlust tausendfältig ersetzen, alles gewähren, was sie in ihrer frischesten Jugend zu geben vermocht. So reich fühlte sie sich in ihrer Liebe, in dem wiedergewonnenen Glauben an den Geliebten. Erst jetzt, nach all den Stürmen, meinte sie das Leben sich für Oswald und sie selbst zur wirklichen Blüthe entfalten zu sehn.

So hatten die einfachen Worte des Arztes gewirkt. Sie fielen zur rechten Stunde in ein vorbereitet und empfänglich Herz, und da gab es keinen Widerstand mehr.

Oswald dagegen ward für's erste noch von dem bösen Mißtrauen, von den qualvollen Zweifeln beherrscht, die in den letzten einsamen Wochen und bei Hildegards scheuem Zurückziehn über ihn gekommen. Er hatte die Veränderung, welche mit der Geliebten in dem kurzen Raum weniger Stunden vor sich gegangen und sich in ihrer lebenswarmen und lebenswahren Begrüßung auf dem Waldwege ihm offenbarte — das waren Laute gewesen, wie er sie in all der Zeit ihres jetzigen Zusammenseins nicht ein einzigmal von ihr erlauscht! — zuerst weder begriffen, noch, da er später auch weitere Anzeichen von ihr erhielt, recht an sie geglaubt. Sein Zustand in diesen ersten Tagen war ein qualvoller. In Hildegards Gegenwart von ihrem Zauber bestrickt

und nur zu geneigt an das neue, unverhoffte Glück zu glauben, packten und schüttelten ihn hinter ihrem Rücken die alten Zweifel mit verstärkter Macht, drängte sich Detlef wie ein Gespenst immer wieder zwischen ihn und die so heiß Geliebte. Sie hatten ihre Rollen getauscht.

Er hielt es nicht aus, sondern floh in die Stadt, — wie er sagte, nur auf einen Tag und zur Ordnung seiner Angelegenheiten, im Innern aber entschlossen, von dort aus brieflich und für immer Abschied von Hildegard zu nehmen. Es war ein reiner Zufall, der ihm den Arzt in den Weg führte. Der alte Menschenkenner hatte keine Mühe, Oswalds niedergedrückten Zustand zu erkennen, und aus des Traurigen Worten auch die Veranlassung desselben zu errathen. Seine offene, barsche Rede, in der er ihm ungefähr dasselbe sagte, was damals Hildegard erschütterte, that auch hier das Beste. Oswald horchte und schüttelte den Kopf; er drückte dem Alten endlich die Hand und — kehrte nach Lindow zurück. Er wollte noch einmal sehn, sagte er sich, noch einmal prüfen und — wie der Arzt sich ausdrückte, — ‚den vertrackten todten Waldwärter auch wirklich für immer todt sein lassen.‘

Und er sah. — Hildegard hatte nun die tiefste Erschütterung über den Tod des Bruders und die unruhigsten Tage überwunden, an die Familien- und Vermögensverhältnisse des Geschiedenen wenigstens die erste ordnende, rettende Hand gelegt. Es ward Friede um sie her und in ihr selber; sie konnte und durfte nun ganz sich selbst leben, dem mächtigen Gefühl ihrer gerechtfertigten Liebe zu Oswald nachgeben. Die bisher aus ihrer Liebesinnigkeit vereinzelt hervorbrechenden Strahlen, hätte man sagen können, vereinten sich nun zu einem vollen, steten, glänzenden Licht und umfluteten, überströmten den Geliebten rückhaltslos und fröhlich. Sie ward erst jetzt ganz sie selbst.

Der also sich erhebende Zauber umstrickte den trauernden Oswald, die niemals vergessene, stets ersehnte Liebe der Geliebten, die er sich je länger, je weniger verbergen konnte, nahm ihm nach und nach auch die letzten Zweifel, das heimlichste Mißtrauen. Eine solche frische Liebesfülle vermochte sie ihm nicht zu bieten, meinte er, wenn sie früher davon einem Andern mitgetheilt. Es war, als ob nach und nach auch in ihm die ferne ferne Jugend noch einmal emporsteige und ihn mit all der Lust und all dem Uebermuth erfülle, die den alten Oswald beseelt. Das kecke Spiel von damals, wie Hildegard es der Freundin beschrieben, wiederholte sich fast auf dieselbe Weise. Tag auf Tag eilten sie neben und miteinander hin, in Liebe, in Lust, in Neckerei und kleinen Quälereien, ohne das Wort für einander sprechen zu können. Aber endlich kam die Stunde dennoch.

Und es war ein goldklarer Herbsttag, die Sonne blitzte, der Himmel leuchtete, ein leiser Windhauch spielte mit den rothen und gelben Blättern der Bäume und Stauden und Ranken, da standen die beiden vor einander in dem Wege, auf dessen geheimnißvoll umschatteter Oeffnung Hildegards Blick an jenem ersten Morgen so traurig geweilt — es war auch ein Pfad, der diese Menschen zum ernsten Nachdenken anregen konnte, denn auf ihm war Oswald früher so manchesmal zur Braut überraschend herbeigeeilt, und auf ihm war er nach dem letzten Abschiede außer sich davongestürzt! — Da standen sie nun, sich begegnend, plötzlich vor einander, weitum allein im leise rauschenden Park, und sie standen und schauten sich an, — sie erglühend und er im tiefen, innigen, sinnenden Ernst, als ahnten sie's Beide, daß ihre Stunde gekommen.

Er legte nach einer Weile langsam beide Arme um sie, ohne das Auge von dem ihren zu verwenden. „Fühlst du es wohl, Hilda?“ fragte er mit bebender Stimme. — Sie legte

ihren Kopf an seine Schulter. „Was?" sagte sie leise und erst nach einer kleinen Pause. — „Daß es so nicht länger fortgeht, Hilda? Daß wir uns entscheiden müssen, ob wir leben können ohne einander?" — „Ist das nicht längst entschieden, Oswald?" flüsterte sie zurück. — „Hilda, erinnerst du dich noch jener Frage, die ich in der Nacht damals an dich richtete, und worauf du mir antwortetest: es sei nicht edel von mir, das Todte zu wecken? Weißt du noch? — Ich fragte: hattest du noch einen dritten Grund, der dir früher meine Begegnung unerträglich machte?" — Sie senkte das Haupt. „Ich weiß wohl, Oswald!" — „Nun, Hilda?" — Sie richtete sich auf, sie legte beide Arme um seinen Nacken, sie sah ihn an mit einem stillen, weichen, nach und nach sich in Thränen hüllenden Blick, und endlich sagte sie: „es war ja meine Liebe zu dir, meine abgöttische Liebe, du theurer Mann!"

Er holte tief Luft und legte seine Stirn gegen die ihre und sah ihr in die Augen, als wolle er hinabsehn bis in's Herz. „Und ist die todt, Hilda?" fragte er endlich leise. — „Sie ist wieder lebend geworden, Oswald." — „Und mißtraust du mir nicht mehr, Hilda? Hältst du es nun für unmöglich, daß in einem Herzen neben dir noch etwas anderes leben und sich regen könnte, und wär's auch nur auf einen Moment?" — „Ich glaube an dich," sagte sie innig und setzte dann, indem sie sich sanft zurückbeugte und ihm mit tiefem, ernstem Blick ins Auge sah, hinzu: „aber du, Oswald — hat mein thörichtes, keine Schranken achtendes Wesen auch noch etwas von dem alten Mißtrauen, den alten bösen Zweifeln in dir zurückgelassen? Vertraust du mir? Glaubst du an mich? Kannst du auf mich sehn wie auf das, was die Geliebte dem Mann sein soll — nicht das Höchste, aber das Reinste, was er im Himmel weiß und auf Erden?" — Er schaute sie eine Weile schweigend an,

bevor er erwiderte: „so war es, Hilda, und so ist es wieder, seit ich an deine Liebe zu mir glaube. Du kannst nicht theilen — du bist nur Eins.“

Da bot sie ihm beide Hände hin und sprach, während ein leuchtendes Lächeln um ihre feuchten Augen, über ihre milde Stirn flog: „ja, Oswald, ich bin Eins — und was ich bin, was ich weiß, was ich habe, was ich will, — glaube mir, Oswald, es ist alles dein gewesen und will wieder dein sein in Ewigkeit!“

Er zog sie mit raschem, heißem Ungestüm ans Herz und drückte seine Lippen auf ihre Augen, auf ihren Mund. „Gott segne dich, Hilda!“ sprach er dann und auch sein Auge war voll Thränen. „Nun wieder mein und für immer! — Niemand wider Gott und die Liebe!“

Die Dohlenkönigin.

1851.

Es ist eine seltsame und unheimliche, traurige und hin und wider dunkle Begebenheit, die ich euch mittheile. Bekannt ist sie eigentlich nie recht geworden, denn damals, als geschah, was ich erzählen werde, wurde es so viel wie möglich unterdrückt und vertuscht, und wer davon genauer erfuhr, pflegte nur ungern darüber zu sprechen. Theils waren die Leute noch abergläubisch, dachten an Hexerei und Spuk und an dergleichen, von dem man nicht reden soll, theils meinten sie auch wohl, das alles sei eine Schmach für die Menschheit und man lasse es lieber immerdar versteckt und vergessen.

In Norddeutschland liegt mitten im Lande und an einer jetzt wenig mehr benutzten Landstraße ein armes kleines Bauerndorf eng um Kirche und Pfarrwohnung zusammengedrängt. Zwei bis drei Büchsenschüsse weiter führt der Weg knapp an einem einsamen, jetzt beinah schon gänzlich verfallenen Hofe vorüber. Das Feld umher liegt wüst, der Garten verwächst, die Gebäude, wie gesagt, zerfallen. Das Gesträuch des Storchnestes auf der First hängt wild und wirr herab, unter dem Dach ist nicht ein einziges Schwalbennest. Nur die Sperlinge sind dort, und hin und wider zeigt sich auch ein Rabe auf dem Dach. Und wenn

ihr am frühen Morgen dort vorbei kommt und Glück habt, könnt ihr vielleicht ein weißes Wiesel sehen, das durch die hohen Nesseln schießt und sich in einer Spalte des Mauerwerks verliert, oder Meister Reineke, der in diesen Gegenden lustig genug sein Wesen treibt, sitzt und sonnt sich im Garten unter dem alten Apfelbaum, spitzt die Ohren, wendet lauschend den Kopf und fährt, wenn er euch erblickt, munter davon. Es gibt ein Sprichwort im Lande, das auf den alten Hof paßt: „Rab' auf dem Dach, Fuchs vor der Thür — Hütet sich Roß und Mann dafür."

Hinter dem Garten zieht sich ein schmaler Grasrain eine leichte Höhe hinan, auf deren Rücken ein paar Dutzend alter riesiger Eschen stehen. In ihren Kronen hängen unzählige Dohlennester. Links aber bricht das Grün im jähen Sturze ab und eine große, tief und weit gestreckte Sandgrube, deren Grund von einem stillen, schmutzig gelben Wasser verhüllt ist, gähnt bis hart an die Straße. Auf der anderen Seite derselben sind die schwachen Reste einer einmal sehr bedeutenden Kiefernwaldung. Die Gegend ist dürr und verstaubt, still und öde. Das ist die Scenerie dieser Geschichte.

Vor hundert Jahren war der Hof noch neu. Sein Besitzer, Hans Nonnenküster, war mit seiner Frau erst vor einigen Jahren hiehergezogen, hatte das früher unbenutzte Land gepachtet und bearbeitet und die Gebäude aufgebaut. Er war betriebsam und fleißig und kam gegen die Art der damaligen Bauern und auch seiner Nachbarn gut vorwärts. Im Dorf war er wohlgelitten und beliebt, denn er zeigte sich als ein gutmüthiger Gesell, der keinen Spaß verdarb, als freundlicher Nachbar, der gern half, wo er konnte, und galt für einen sehr gescheidten Mann und tüchtigen Landwirth.

Eines Tags kamen einige Bauern, unter ihnen auch Hans, aus einer benachbarten Stadt zurück, wohin sie mit ihrem Ge-

fährte auf Requisition gewesen waren. Es war in den ersten noch kühlen Tagen des Frühlings, der Abend bereits hereingebrochen und die Mondsichel erhellte nur nothdürftig ihren Weg. Als der voranfahrende Hans die enge Stelle des Wegs bei der Sandgrube passirt hatte, hielt er plötzlich an und horchte; die Nachfolgenden unterbrachen ihr Pfeifen und Singen, machten gleicherweise, an der gefährlichen Stelle aber höchst widerwillig Halt und schrieen mürrisch nach dem Grund der Zögerung. Allein sie erhielten keine Antwort, da ihr Kamerad noch immer mit ans Ohr gehaltener Hand lauschte. Das Geräusch der knarrenden Achsen war verstummt, die Stimmen schwiegen, nur die müden Pferde schüttelten sich in ihren Geschirren und der Wind zog mit leisem Wehen durch die Kiefern. Da vernahmen alle deutlich den Ton, welcher den Hans vermocht hatte anzuhalten, und er klang wie das schwache Gewimmer eines kleinen Kindes.

„Hört ihr's nun?" fragte Hans Nonnenküster. „Da ist es wieder!" — „Das ist 'n Hund," meinte ein anderer. „Was geht uns das Thier an? Fahr zu, Hans!" — „Nein," entgegnete er, „ein Kind ist's und kein Hund. Ich will nachsehen." Damit stieg er vom Sattel, strängte, zur Verhütung eines Unglücks, die Pferde auf der einen Seite los, hing die Zügel über die Stütze der Seitenleiter des Wagens und ging der Stimme nach. Einer und der andere folgten ihm, und als sie wenige Schritte in den Forst eingedrungen waren, fanden sie an einer mit Schneeresten gefüllten Grube das kleine in Lumpen gehüllte Wesen. Die Bauern suchten den ganzen Wald durch, fanden aber nichts, was das Hieherkommen des Kindes erklärt hätte, und daher nahmen sie es mit sich, verpackten es gut in das Stroh und fuhren weiter. Da es nöthig schien, das Kind so bald wie möglich mit Nahrung zu versehen und in die Wärme zu bringen, so nahm Hans Nonnenküster es mit sich auf seinen

zunächst liegenden Hof. Dort und im Dorf erfuhr man nachher, daß man am vergangenen Tage in der Umgegend eine Bande Zigeuner bemerkt hatte, und die Annahme schien die natürlichste, daß diese das irgendwo gestohlene Kind aus Gott weiß welcher Ursache hier zurückgelassen oder vergessen hätten. Zu den Zigeunern gehörte es augenscheinlich nicht. Es war ein blondes und rosiges Mädchen, dessen große Augen dunkel und still in die Welt hinaussahen.

Es blieb einstweilen auch beim Finder. Die Anzeige, die beim Amt gemacht wurde, führte zu nichts, da die Zigeuner nicht mehr aufzufinden waren. Als dann das Kind, das etwa vier bis fünf Monate zählen mochte, der Sicherheit wegen getauft und mit dem Namen Grete belegt war, fragte der Pastor den bisherigen Pflegevater, wie es nun weiter kommen solle? „Lieber Gott, Herr Magister," gab der Mann zur Antwort, „was soll denn anders werden, als daß ich's behalte? In's Waisenhaus in der Stadt laß ich es nun partout nicht; das ist mir zu neumodisch und die Kinder sehen mir dort zu mager aus. Ich habe Gott sei Dank für die Kleine satt zu essen; ich brauch' dazu auch keinen Zuschuß von der Gemeinde. Mein Junge ist nun bereits sieben Jahre alt, und es sieht nicht darnach aus, als ob uns unser Herrgott noch mehr Kinder bescheeren werde. Meine Alte aber möchte gern ein Mädchen haben und hat an dem kleinen Dinge einen richtigen Narren gefressen. So will ich's denn mit gnädiger Erlaubniß des hohen Amts in Gottes Namen behalten, aufziehen und für sein Weiterkommen sorgen wie ein rechter Vater."

„Er ist ein braver Mann, Hans," versetzte der Pastor, „und der Herr wird's Ihm sicher lohnen. Seh' Er denn recht zu dem Würmchen, daß es eine brave Dirne wird." Und so hatte die Kleine eine gute sichere Heimat gefunden, denn das hohe Amt

dankte Gott, daß es mit dieser Sache nichts mehr zu thun hatte, belobte Hansens christliche Gesinnung auf das freundlichste und überantwortete ihm feierlich das arme, elternlose Kind.

Inzwischen hatte sich aber mit demselben etwas höchst Seltsames begeben. Am Morgen nach der Taufe zeigte sich bei dem Gehöft des Bauern plötzlich eine Schaar von Dohlen, die man früher nie in dieser Gegend bemerkt hatte. In einigen Eschen und Sturmweiden, welche am hintern Zaun des Gartens standen — der Bauer hatte zwischen ihnen den Backofen angelegt, — und in jenen oben erwähnten auf der Höhe stehenden Bäumen machten sie Quartier, flogen ab und zu und verführten einen nicht geringen Lärm. Am Nachmittag, als das Haus bestellt war, ging die Bauerfrau mit der Grete in den Garten, setzte sich unter einen eben ausgrünenden Baum, legte die Kleine in die von Holzschienen geflochtene Mulde, welche eine Wiege ersetzte, und während sie mit einem Fuß dieselbe in eine schaukelnde Bewegung brachte und ein Kinderlied summte, trat sie mit dem andern das Spinnrad, welches sie nicht daheim gelassen. Da hörte sie es über sich schwirren, zwei Dohlen kamen und setzten sich ihr zu Häupten, trippelten nach und nach fast bis an die äußerste Spitze ihres schwanken Sitzes, streckten und reckten die Hälse und schauten neugierig und klug mit den blanken Augen auf die verwunderte Frau und das schlafende Kind. So saßen und schauten sie eine ganze Weile, krächzten dann ganz leise, schlugen hastig mit den Flügeln, als seien sie hoch erfreut, hoben sich und schossen fort. Darauf gab es in den großen Bäumen, wo die andern saßen, viel Lärmen, Flattern und Fliegen, und dann kam der ganze Haufe der dunkeln Vögel heran, ließ sich auf dem Kirschbaum nieder, spähte und lauschte.

Die Frau war so verwundert, daß sie Spinnrad und Kind vergaß, bis das letztere erwachte und zu weinen begann. Und

da, wie sie es begütigend herauf und an die Brust nahm, flatterte eine große alte Dohle vom Zweig, setzte sich vor ihr auf den Spinnrocken, sah sie mit ganz besonders verständigen und klaren Augen an, machte mit ihrem Kopf drei höchst natürliche und überaus anständige Verbeugungen gegen das kleine Mädchen und krächzte etwas weniges. Grete ward augenblicklich still, betrachtete den Vogel mit ihren großen Augen, streckte ihre Aermchen nach ihm aus und berührte ihn am Kopf. In dem Augenblick sprang jedoch des Bauern Sohn, der Stoffer,*) in den Garten und die Dohlen erhoben sich mit großem Geschrei, umschwirrten einigemal den Baum und flogen zu ihren Quartieren zurück.

So erzählte die Frau nachher diese allerdings etwas wundersame Begebenheit, und niemand wußte, was wirklich geschehen und was die betroffene Frau nur etwa hinzugesehen und hinzugesetzt. Geglaubt wurde dies alles, und der Pfarrer hatte genug zu reden, um die Leute nur einigermaßen zu beruhigen und ihnen zu beweisen, daß es, wenn auch einstweilen unerklärlich, doch sicher etwas Natürliches gewesen und daß der Teufel nichts damit zu thun habe. Man gewöhnte sich denn auch allmälig daran, die Kleine und die fremden Vögel in einem eigenthümlichen Zusammenhang, gewissermaßen in einer seltsamen Verbindung und Freundschaft zu erblicken. Die Thiere blieben, bauten ihre Nester, brüteten und ließen sich durch kein Klappern und Lärmen stören, mit dem der Bauer anfangs sie zu verscheuchen gedachte. Sie waren fleißig um Garten und Haus her; wo die Kleine im Freien weilte, hielten sich in der Nähe sicher einige Dohlen auf. Wenn sie später, da sie bereits reden konnte, die Thiere mit der dort gebräuchlichen Benennung: „Klas, Klas!“ rief, kamen gewiß einige herbeigeflattert, setzten sich nahe bei ihr, wohl gar auf

*) Christoph.

ihre Schulter und legten die grauen Köpfchen schmeichelnd an die rosigen Wangen. Nach und nach gewöhnte sie auch ein paar Junge ins Haus, die ihr dann auf Steg und Weg nachhüpften und flogen, bei Gelegenheit einmal ihre Gesippten besuchten, jedesmal aber bald und gehorsam zurückkamen. Erklären konnte das niemand. Es gibt überhaupt in unserem Verkehr mit der Natur, in unsern Beziehungen zu derselben noch gar manche geheimnißvolle Punkte, die selbst die klügsten und weisesten Köpfe weder zu enthüllen noch zu deuten vermögen, geschweige denn die damaligen Dorfleute mit ihren einfachen Herzen, ihren dunklen Seelen.

Es blieb auch nicht bei den Dohlen allein. Allgemach, wie die Grete größer wurde, weiter sich umherbewegte und auch mit andern Geschöpfen in Berührung kam, zeigten sich alle ihr geneigt und hold. Hunde und Katzen freilich, Hühner und Tauben, das sind zutäppische Kreaturen; die streichelt und füttert man und spielt mit ihnen, da schmiegen sie sich an und laufen nach. Aber auch die Schafe drängten sich neugierig um sie. Die Kühe, wenn sie in den Stall gesprungen kam, wandten ihr leisebrüllend die Häupter zu, die Pferde senkten die Köpfe zu ihr nieder und stießen sie wohl sacht an, als wollten sie sagen: komm, krau' uns! Die wilden Vögel umschwirrten sie überall, sie wiegten sich auf den Zweigen in ihrer Nähe, sie setzten sich vor ihr in den Weg, liefen und wippten mit den Schwänzchen, sie huschten um sie her so nah und kosend, und einige alte Sperlinge fraßen ihr gar aus der Hand. Das alles konnte man doch nicht als etwas Uebles annehmen. Und dann mußte man der Grete auch selbst so recht gut werden und bleiben; es war, wie man dort zu sagen pflegt, nichts Arges an dem Kinde, es war ein herziges, liebes, kleines Wesen. Sie war zwischen all diesen, so zu sagen hausbackenen Menschen, zwischen diesen derben Figuren,

wie eine seltene schöne Blume, die man vielleicht plötzlich einmal mitten auf dem dürren Brachfelde zwischen dem wilden Kraut emporschießen und siegreich hervorleuchten sieht, und niemand weiß sie zu nennen, und keiner vermag zu sagen, woher und wie sie daher gekommen.

Die Dörfler verglichen sie freilich nicht mit einer Blume. Ein altes Mütterchen, das sie noch selbst gekannt und später die Geschichte den Nachkommen mittheilte, soll gesagt haben: „wenn die Grete so über den Dorfweg huschte und durch das Buschwerk der Gärten schoß, das war als wenn die lebendige Sonne durch eine schwere Wolke jäh hindurchfährt, so hell und so schnell.“ Und sie war eigentlich doch ein Kind wie die andern Kinder, sie trug ihr ärmliches kurzes und knappes Röckchen, sie trat mit den kleinen nackten Füßen durch Staub und Nässe, ihr bleich goldenes Haar flog oft wild genug durch Sonne und Wind. Es war freilich etwas Eigenes an der Kleinen, das alle zu ihr hinzog, Pflegeeltern, Nachbarn und Fremde. Aber was es war, das nannte keiner, denn keiner wußt' es.

Es war mit ihr auch was Gutes auf den Hof des Bauern gekommen. Unser Herrgott schien, nach den Worten des Pfarrers, das gute Werk Hansens augenscheinlich zu belohnen. Von der Zeit ihres Erscheinens an gelang dem Mann alles, und alle Störungen und Unannehmlichkeiten, welche in jenen unruhigen Tagen das Land und seine Bewohner schwer drückten, gingen an ihm und seinem Besitzthum unschädlich vorüber. Ihn ruinirten die Lieferungen und Requisitionen nicht, da seine Felder doppelt trugen und sein Viehstand auf das gedeihlichste zunahm; sein Hof ward nicht geplündert und ausfouragirt, sein Gespann ging nicht verloren. Kurz, trotz der Kriegszeiten kam er vorwärts, Hab und Gut mehrte sich, er selbst und die Frau waren gesund, Knechte und Mägde fleißig und treu, der Stoffer wuchs

schier sichtbar in die Höhe und Breite, und Grete blieb nirgends zurück, war frisch und munter, keck und lebendig und zuthulich wie einer von ihren treuen Vögeln.

Und ihr Verkehr, ihre Verbindung mit der Natur ward immer entschiedener und wundersamer. Mit den Thieren, zumal mit den Dohlen, konnte sie, um den Ausdruck zu gebrauchen, anfangen was sie wollte. Eines Tags suchte der Bauer das damals etwa sechsjährige Mädchen vergeblich auf dem Hofe und im nahen Feld. Bei einem Gang durch den Garten fiel ihm die große Ruhe und Stille auf, welche ungewöhnlicherweise um die Dohlenbäume herrschte. Näher tretend fand er Greten auf dem Rasenstückchen neben dem Backofen eingeschlafen und rings die schwarzen Vögel in ganzen Haufen; nahe über ihr hockten ein paar Alte. Den sich nähernden Mann empfing ein einzelnes Gekrächz, wie der Ruf einer Schildwache, dann zogen die Alten die Köpfe unter den Flügeln langsam hervor, es gab vorgestreckte Hälse und ein wenig Flattern, im Ganzen jedoch blieb alles ruhig. Und als der Bauer näher hinzutrat und sich über die Schlafende beugte, sprang eine der beiden Alten auf einen tiefer hängenden Zweig, dicht vor den Mann, flatterte, wie sonst die Jungen thun, wenn sie von den Eltern Nahrung erwarten, verdrehte und wendete sich auf das gefährlichste, schüttelte heftig den Kopf und schrie mit aller möglichen Heiserkeit und Jämmerlichkeit. Hans mußte unwillkürlich und trotz seines geheimen Grausens lachen, da diese Sprache selbst seinen Sinnen verständlich war. „Du bist uns zwar sehr willkommen und wir fürchten von dir nichts Arges für unsern Liebling," sagte die Dohle. „Allein thu' uns den einzigen Gefallen und bleib davon. Das Kind schläft hier ganz gut und sicher."

Ein andermal, und nicht gar lange nach der eben erzählten Scene, machte der Pfarrer seinen nachmittäglichen Spaziergang,

kam mit dem auf dem Hofe arbeitenden Hans in ein zufälliges, freundliches Gespräch, fragte auch nach der Grete, und da diese wieder einmal nicht zu finden war, folgte er dem Bauern in den Garten zu den Bäumen, wo man sie, und auch nicht mit Unrecht vermuthete. Das Kind saß oben in der größten Esche, wo der Stamm in zwei starken Zweigen gabelförmig auseinanderlief, und theilte ernsthaft und wirthlich sein Vesperbrod mit den rings versammelten Vögeln. Sie bemerkte die Suchenden nicht; der Bauer wollte sie herabrufen, allein der Pastor, der dieses seltsame Treiben zum erstenmal in seiner Vollständigkeit bemerkte, gab es nicht zu, sondern achtete gespannt und mit großem Interesse auf den Verlauf. Den einen Vogel streichelte sie, den andern stieß sie zurück mit den Worten: „Du gehst, du bist schlecht. Du hast dem Kleinen das Stück weggeschnappt, du alter häßlicher Peter. Du kannst sehen, wo du was kriegst. Geh, ich mag dich nicht.“ Und das Thier flog davon und hockte anscheinend höchst betrübt in der Ferne. Endlich war das Brod verzehrt und nun wurde die Kleine lebendig und lustig. „So!“ rief sie und schlug die Hände aneinander ab, „nun ist's all und zu End'. Pfutsch! Es ist aus! Und nun fort mit euch — husch!“ — Und wie sie dabei die Hände erhob und durch die Luft schwang, stob der Schwarm lärmend und lustig empor und verbreitete sich überall, während nur Einzelne noch zurückblieben, sich streicheln ließen und nach und nach den übrigen nachzogen.

Der Magister lachte laut und herzlich. „Oh, oh!“ sprach er hustend, „das ist ja wie eine Königin über das Gethier! Regina monedularum — das heißt Dohlenkönigin, ihr Leute. Oh! Ha! Eine ganz neue Species! Regina monedularum — avis rarissima!“ Nachher, als die Grete auf Seitensprossen und abgestorbenen Aesten hurtig und gewandt herabgeklettert war, den weißköpfigen Alten munter begrüßt hatte und in rührigster

Lebendigkeit bereits wieder zu einem andern Spiele fortschoß, sprach er zu dem Bauern und seiner Frau: „Hört, Kinder, ihr müßt mir ehrlich, christlich und treu nach der Kleinen sehen und auf dieselbe achten. Unser Herrgott legt so besondere Eigenschaften nicht umsonst in ein menschlich Wesen, nicht für nichts gibt er so viel von seiner besondern Macht und Herrschaft an ein so armes einfaches Würmchen auf. Es ist vielmehr ein Zeichen, daß er sie zu mehr und Größerem bestimmt hat, als unsere blöden Augen sehen. Verhätschelt sie nicht; seid liebevoll gegen sie, aber auch streng, laßt sie nie aus den Augen. So wird sie mit Gottes Hülfe für alle Lagen und Verhältnisse fähig und geschickt werden. Was an mir ist, was ich vermag, will ich gleichfalls gern für sie thun. Das versprech' ich euch."

Die Eltern handelten nach den Worten des ehrlichen Alten, er selbst ließ niemals nach in Aufmerksamkeit und Liebe. Er gewöhnte sie zu sich und ließ sie halbe Tage lang in seinen Zimmern, im Gärtchen umherspazieren und tollen, er sprach oft recht vertraulich und belehrend mit ihr, und als sie später, während der Vorbereitung zur Konfirmation, wöchentlich ein oder zweimal mit den andern Kindern seinen Unterricht genoß — man nennt das dort zu Lande wohl: zum Beten gehen — widmete er ihr seine ganz besondere Aufmerksamkeit. Und so wuchs sie denn heran und ward groß zum Preis Gottes, zur Freude des Alten und der Dörfler. Es war nur Eine Stimme über die „Dohlenkönigin"; denn den Namen hatte sie behalten, er gefiel dem Volk wie alles eigenthümliche und recht bezeichnende. Die Grete war die Königin ihrer Thiere, sie fand sie immer gleich anhänglich, gehorsam und lustig. Die Eltern liebten sie wie ihr eigenes Kind. Sie hatten, wie alle, es schier vergessen, daß sie ein fremdes Kind, daß sie im Wald gefunden sei. Daran

dachte vielleicht nur Einer noch, und dieser Eine war des Bauern Sohn, der Stoffer.

Schon als Kind hatte er die Grete geneckt und gequält, gezerrt und gescholten, er hatte sie niemals leiden können, und sie war daher vor dem wilden, störrischen Knaben scheu zurückgewichen, hatte sich weinend und schreiend vor ihm und seinem Ungestüm in die Arme der Mutter geflüchtet. Und das ward mit den Jahren nicht besser, es ward schlimmer; ein näheres geschwisterliches Verhältniß entstand, obgleich so natürlich, doch nie zwischen ihnen. Sie standen sich feindlich gegenüber. Die Eltern versuchten umsonst zu vermitteln, der Stoffer ward nur herber und derber, die Grete nur stolzer und scheuer. Der Stoffer, da der Vater ihn einmal mit Schelten und Vorstellungen gereizt hatte, sagte mit Hohn: er möge die Zierpuppen und Milchgesichter nicht; die gehörten in die Stadt; auf's Land paßten sie nicht. Es sei einmal ein thörichtes, heidnisches Ding, bei dem sicher der Teufel und seine Großmutter Gevatter gestanden. Die Alten möchten für sie thun, was sie wollten, er habe nichts darein zu reden. Aber sündlich sei's von ihnen, ihre Liebe und ihre Batzen dem eigenen Kinde zu entziehen und sie einem solchen Dinge zuzuwenden, von dem niemand wisse, ob es ein rechter Mensch sei, oder nicht etwa nur eine Popanz, ein Wechselbalg. „Wart!" rief der entrüstete Bauer und faßte den Jungen beim Kragen, „den Wechselbalg will ich dir anstreichen!" Aber daß er ihn windelweich klopfte, machte die Sache nicht besser, und es ward nicht anders. Es wirkte nichts auf das störrische, widerspenstige Herz.

Den Alten machte das alles viele Sorge, und der Bauer schüttete oft sein schweres Herz vor dem Prediger aus. „Wir haben uns das so gut gedacht, meine Alte und ich, Herr Magister," sagte er einmal seufzend. „Die Grete wird ein bild-

sauberes Weibsstück, es steckt ein Engelsgemüth in dem Kinde und auch ein wacker und wirthschaftlich Wesen. Wer die einmal kriegt, braucht nicht viel nach Geld und Gut zu fragen. Solch Weib ist mehr werth, das bringt Geld und Gut in sich und mit sich. Und der Stoffer braucht auch gar nicht darauf zu sehen. Er wird Gottlob so viel haben, um als ein ehrlicher Bauer durch die Welt zu kommen. Wenn er nur die Grete nehmen möchte!"

Es war in des Pfarrers Garten, in der Laube vor dem kunstlosen hölzernen Tisch, und der Herr hatte den Mann freundlich sich setzen lassen. Der Pastor stützte das weißlockige, mit dem schwarzen Käppchen bedeckte Haupt und schaute während der Worte des Redenden gedankenvoll in die grünen Räume, auf die weißen und blauen Blumen des üppig blühenden Flieders. „Es ist brav von Ihm und Seiner Frau," sagte er endlich, „daß ihr so denkt. Viele Euresgleichen thäten das nicht. Recht hat der Stoffer: die Grete, wie sie sein mag, ist doch nicht euer, — sie ist niemandes Kind. Wer weiß wohin sie gehört!" — „Das ist wohl so, Herr Magister," versetzte der Bauer eifrig und wirbelte den dreieckigen Hut zwischen den Händen. „Allein schlechter Leute Kind ist die nicht, man sieht das; Art läßt nicht von Art. Und von unehrlicher Geburt ist sie auch nicht. Was von dem Schlage ist, läßt *) anders.

Der Pfarrer schüttelte lächelnd den Kopf. „Er ist richtig vernarrt in das kleine Ding," sprach er. „Aber ich will nichts dagegen sagen; sind wir es doch alle, mit Ausnahme Seines Sohns. Und nun hör' Er, Nonnenküster," fuhr er fort und stand auf und ging in dem beschränkten Raume nachdenklich auf und ab. „Diese Verbindung will mir nicht zu Kopf, sie passen

*) „Läßt anders," so viel wie: sieht anders aus, hat ein anderes Aeußere.

nicht zu einander. Sein Sohn ist ein wilder, jähzorniger Patron, ein ungeschlachter Bursch, der nirgends viel Freunde hat, und die Thiere gehen ihm aus dem Weg, sie laufen vor ihm." — „Ja, der Herrgott weiß, woher er's hat," schob der Bauer seufzend ein. „Von mir und meiner Alten einmal nicht, wir haben ein ander Gemüth." — „Da seh' Er einmal die Kreaturen, die Dohlen an," sprach der andere weiter. „Die fliegen vor ihm, was sie können, und schreien aus Leibeskräften, wenn er ihnen oder der Grete nahe tritt. Das ist kurios, wird Er meinen. Nein, es ist mehr. Die Geschöpfe, die ihr so hold sind, daß die ihrem Widersacher auch so ganz besonders feind sein müssen — das ist kein Zufall; es ist Gottes Finger. Es heißt: die beiden sollen auseinander bleiben. Und ich kann nicht davon los, Hans, mir ist immer, als müsse es noch einmal ein Unglück zwischen den beiden geben. Wenn Er sie lieb hat, so halt' Er sie aus einander und drück' Er dem Burschen den Daumen auf's Aug'. Noch mag es vielleicht Zeit dazu sein."

Es war die letzte Unterredung, welche die zwei mit einander hatten. Wenige Tage darauf starb der alte Herr plötzlich, während er einem Pfarrkinde die Leichenrede hielt. Es war ein schwerer Verlust für die Gemeinde, und auf keiner Stelle empfand man ihn schwerer als in der Familie Nonnenküsters.

Inzwischen verging Jahr und Tag, ohne daß sich in dem Kreise der uns bekannten Persönlichkeiten etwas verändert hätte. Seit der Zeit, wo Hans die Kleine damals im Walde gefunden, waren jetzt achtzehn Jahre vergangen, und Umgebung, Verhältnisse und Lage des Mädchens waren dieselben. Grete selbst lebte weiter, wie sie immer gelebt, arbeitsam und heiter, sorglos und mit Gott, der Welt und sich in Frieden. Daß sie nicht das Kind der Pflegeeltern sei, wußte sie vielleicht, daß sie aber im Wald gefunden worden, daß niemand von ihrer Herkunft und

Heimat wisse, davon hatte sie bisher sicher nie erfahren. Denn man hatte es, wie gesagt im Laufe der Jahre ziemlich vergessen, und wo ihr Verkehr mit den Thieren allenfalls an ihr besonderes Wesen erinnert hätte, war ihr sonstiges Thun und Treiben so einfach, freundlich und herkömmlich, daß die Leute dabei nicht an die Vergangenheit dachten. Und so lebte sie denn ruhig fort im stillen jungen Leben, und Augen und Herz waren noch immer die eines Kindes.

Der Bauer hatte um diese Zeit ein neues Werk begonnen. Ein Hof im Dorf war durch den Tod des bisherigen Pächters frei geworden. Hans Nonnenküster war ein wohlhabender Mann; mißtrauisch und geizig wie ein ächter Bauer, mochte er sein Geld nicht ausleihen, aber — und darin wich er von den Gewohnheiten seiner Standesgenossen ab, — liegen lassen wollt' er's auch nicht. Daher wünschte er den offenen Hof zu erhalten, um ihn entweder mit seinem eigenen zugleich zu bewirthschaften, oder ihn seinem Sohne zu überlassen, der ihm allgemach daheim etwas unbequem wurde. Das Amt gab ihm auch die Erlaubniß und stellte die Pachtbedingungen billig genug. Und da damals die Pachtverträge fast immer wieder erneuert und die Pachtungen ohne die unumgänglichste Nothwendigkeit nie der alten Familie entzogen wurden, so hoffte der Bauer auf diese Weise seinen Nachkommen einen guten und langwährenden Vortheil zugewendet zu haben.

Es läßt sich begreifen, daß bei der doppelten Wirthschaft und zumal bei dem Beginn derselben Menschen und Thiere überaus in Anspruch genommen wurden und keine Minute über das Nöthige feiern durften. Da begab es sich eines Tags, daß Stoffer zur Nachmittagszeit vom Felde nach Haus und in den Garten kam, wo er Greten, wie meistentheils zu dieser Stunde, mitten zwischen ihren Dohlen fand, lustig und schäckernd, wie ge-

wöhnlich, und ihr Vesperbrod mit den Thieren theilend. Bei des Burschen Annäherung stob der Schwarm wie immer mit großem Geschrei auseinander, Grete aber blieb ruhig auf dem Backofen sitzen, denn seit sie älter geworden, hatte sie allerdings die kindische Scheu verloren, die sie ihm früher gänzlich aus dem Wege trieb. Die Dohlen hockten krächzend in der Höhe auf den weitausgestreckten Zweigen oder schwirrten unruhig um die Wipfel. Stoffer meinte nachher, nicht ein einziges Paar Augen von den vielen hätten ihn oder die Grete verlassen.

„So!" sagte er mit gerunzelter Stirn, da er heran war, „also noch immer die alten Alfanzereien im Kopf! Dazu hast du Zeit und weißt doch, wie die Arbeit pressirt und die Mutter sich schier zu Tode quält." — Sie rutschte langsam von ihrem Sitz herab. „Ich weiß genau, was zu thun ist, und weiß, daß ich jetzt grade feiern konnte, wie auch du und die Leute," versetzte sie gleichgültig. „Brauchst nicht zu fürchten, daß es zu lang würde. Ich wäre schon von selbst gekommen, ohne daß du mir die armen Kreaturen verscheuchtest." — „Ich sollt' ihnen nur ankönnen!" rief er, und drohte zu den Thieren hinauf, die ihm mit Geschrei antworteten. „Das eklige Zeug sollte bald ein Ende nehmen, das uns das Obst stiehlt und zu nichts nutz ist, als Lärm und Unreinlichkeit zu schaffen. Das ist wie mit dir, o du stolze Königin, die du auch nur ein Nichtsnutz bist." — Sie klopfte sich gleichmüthig den vom Sitz staubigen Rock ab. „Schon gut," sprach sie. „Inkommodire dich nicht und ärgere dich nicht, Stoffer. Es hilft dir nichts. Ich hör' doch nicht nach dir. Gottlob hast nicht du über mich zu kommandiren." — „Ja, leider Gott's!" entgegnete er. „Sonst wär's auch anders. Dann würde dir wenigstens der Kopf nicht ganz verdreht und du solltest dein Brod verdienen, wie sich's schickt, wenn ich dich überall auf dem Hofe ließe, du Findling!"

Ein Wort macht oft vieles schlimm in der Welt, und noch mehr und leichter im Herzen des Menschen. Die Grete fuhr auf, wie von einer Schlange gestochen. Sie schien noch größer zu werden als sonst; sie warf den kleinen Kopf in den Nacken, über das gebräunte Gesichtchen zuckte eine jähe, heiße Röthe und aus den Augen brach auf den erschrockenen Stoffer ein wilder, stolzer Blick. Er meinte nachher, der Stern des Auges sei schwärzer geworden und der Strahl selbst, der auf ihn gefallen, wirklich dunkler gewesen in diesem Augenblick.

„Du!“ sagte sie und trat ihm näher und dicht vor ihn hin. „Du! Findling? Was heißt das? Das will ich wissen! Hörst du? Zucke nicht und lüge nicht! heraus mit dem Wort!“ — „Nun, mein Herr und Jesus!“ versetzte er, — ihm war ganz bang zu Muth vor dieser plötzlichen Veränderung des lustigen Mädchens — „was wird's denn weiter sein als die Wahrheit? Der Vater hat dich vor Zeiten im Tann gefunden und mit nach Haus gebracht, behalten und aufgezogen.“

„Das ist so? Du lügst nicht?“ fragte sie, ohne ihre Stellung, ohne den scharfen, stolzen Ton zu ändern. — „Geh doch hin und frage,“ meinte er und wandte sich von ihr ab. Es ward ihm immer wunderlicher und unheimlicher in ihrer Nähe. Sie sah ihn noch einmal durchdringend an, ging dann in den engen Steig, ohne die großen starren Augen zu senken, wickelte Hände und Arme mechanisch in die Schürze und schritt dem Hause zu. Stoffer schaute ihr lange nach. Als sie aus dem Steige in einen andern trat und ihm entschwand, schüttelte er den Kopf, schlug sich mit der Faust vor die Stirn und murmelte vor sich hin: „Na prost — ist das eine Geschichte!“ Dann sprang er über den Zaun und lief über's Feld, wo er gerade den Pferdejungen den gewöhnlichen Weg entlang kommen sah.

Grete indessen ging zur Mutter, die im Hause beschäftigt

war; die Frau erschrack über ihren Anblick. Vor einer Stunde noch war sie als das schöne und lustige junge Mädchen von ihr weggesprungen, und jetzt kam eine ernste stolze Gestalt, mit düsterem Aug', mit bleicher hoher Stirn, mit fast streng geschlossenen Lippen zurück. Sie ließ das Geschirr stehn, das sie gerade in Händen hatte, sie trat ihr entgegen und hielt ihr die Hand hin. „Was hast du, Kind?" fragte sie liebevoll, „was ist dir geschehen, daß du so verstört daher kommst?" — „Ist das wahr, Mutter, daß ich ein Findling bin?" sprach Grete und sah ihr starr ins Gesicht. — Die Frau schlug die Augen nieder. Sie fühlte, wie unrichtig man gehandelt, als man dem Kinde nie von seinem Herkommen gesagt. Den Findelkindern hing etwas Unehrliches an, man machte ihnen aus diesem Beginn ihrer irdischen Laufbahn immer Vorwurf und Tadel. Die Frau ahnte, daß ein Kind sich wohl mit dem Gedanken an das Unglück vertraut gemacht, sich hineingefunden, sich darüber weggesetzt hätte. Jetzt aber fiel der Vorwurf plötzlich in ein erstarktes, reines, unverletztes Fühlen und mußte bis in die Seele dringen.

„Wer hat dir das vorgeworfen?" fragte sie endlich nach einer langen, gedankenvollen Pause. — „Der Stoffer, Mutter. Wer denn sonst? Und ist es wirklich so?" lautete Gretens Antwort. — Die Frau ward zornesroth und ihre Hände ballten sich. „Jesus, Gottes Sohn!" rief sie, „was soll nur daraus werden! Wird der Junge mir denn nie etwas anderes als Aerger machen, als Ungelegenheit und Noth!" Sie setzte sich auf die rohe Bank, sie zog das starre Mädchen zu sich und auf ihren Schooß, wickelte ihr die Arme und Hände aus der Schürze, strich ihr über das Haar. Die Grete ließ das alles mit sich geschehen ohne ein Wort, ohne eine Bewegung; sie verwandte die starren Augen keinen Augenblick von der Frau.

„Was nimmst du dir des ungeschlachten Buben Rede nur

so zu Herzen?“ fuhr die Bäuerin fort. „Ja, der Vater hat dich im Wald gefunden, es werden im nächsten Frühling neunzehn Jahr.“ — „Aber wo gehör' ich denn hin?“ rief das Mädchen. „So hab' ich ja mit Euch nichts zu thun, Mutter, und nichts mit dem Vater! Ich bin gar nicht aus eurer Freundschaft!*) Ein Findling, ein Zigeunerkind, ohne Eltern und Freunde, ohne Anhang, allein in der Welt und allein unter der Sonne! O du Gott, o du Gott!“ Sie schlug verzweiflungsvoll die Hände zusammen und vor die Augen des gesenkten Kopfes. — Die Mutter schlang die Arme fest um die zitternde, schmerzerschütterte Gestalt und preßte sie zärtlich an sich. Sie hatte die Augen voll Thränen. „Kind,“ sprach sie, „wie kannst du das alles nur so sagen? Was hättest du keinen Anhang? Hast du nicht den Vater und mich? Sind wir dir nicht immer gute Eltern gewesen? Haben wir dich nicht so lieb, als seiest du unser leibeigen Kind? Hast du nicht den Herrn Magister gehabt — Gott habe ihn selig! — hast du nicht das ganze Dorf, den Herrn Amtmann, wer dich kennt? Du ein Zigeunerkind? Was red'st du doch! Schau dich doch an im Spiegelglas, ob man zu dem lotterigen Gesindel gehört, wenn man so hell ist wie du. Gestohlen haben sie dich, du armes Wurm,**) das ist einmal gewiß, und dich dann schändlich liegen lassen. Du gehörst gewiß zu hohen Stadt- oder Herrenleuten. Aber nun bist du mein, du mein Herzblatt, und bei deiner leiblichen Mutter kannst du nicht mehr Liebe finden als bei mir und dem Hans, der auch immer nach deinen Augen aussieht.“

---

*) Freundschaft — Verwandtschaft. Freunde — Verwandte.

**) Wurm als Neutrum, oft und viel gebraucht zur Bezeichnung eines geliebten, bemitleideten Wesens, oder in anderer Verbindung auch wohl verächtlich.

Die Grete legte die Arme um den Hals der ehrlichen Frau, drückte das Gesicht auf ihre Schulter und brach in ein leidenschaftliches, lautes und langes Weinen aus. Von Jugend auf war sie reizbar gewesen, heftig in Schmerz und Freude, leicht gereizt zu Liebesbezeugungen, ebenso leicht aber auch zum Zorn und zur schnell folgenden Versöhnung. Jetzt freilich war es nicht allein der Schmerz, der in ihr Haus hielt. Der riß ihr nur die Pforten auf, die sie bisher noch von Welt und Leben geschieden; der Mensch rang sich aus dem Kinde. Daher redete die Mutter auch lange vergebens; endlich sprach sie wie zu einem Kinde von den einfachen Begebenheiten, welche die Auffindung Gretens begleitet hatten; es schlossen sich daran ganz zufällig und wie von selbst Erinnerungen aus ihren ersten Jahren, aus der damaligen Zeit. Das wirkte sehr gut, und wie ein Kind weinte und lauschte Grete zugleich, bis sie nach einer geraumen Zeit ziemlich beruhigt auseinander und an die drängende Arbeit gingen.

Als der Bauer das Geschehene erfuhr, suchte er alsbald eine ernstliche Unterredung mit seinem Sohn und stellte ihm sein Unrecht, das Ungehörige im Benehmen gegen das arme Mädchen noch einmal mit derben Worten vor Augen. „Du bist zu alt,“ sprach er. „Ich kann dir nicht mehr wie einem Kinde auf die Jacke kommen, allein das sage ich dir, dein Brummen und Tückischsein, das ist umsonst, Stoffer, und lieber magst du in die weite Welt gehen, als daß ich durch deine Schuld Unfrieden ins Haus kriegte. Die Grete haben und behalten wir. Sie wird von uns erben wie du, denn sie hat uns das Glück daher gebracht; ohne sie hätt' ich nicht halb so viel. Das solltest du bedenken und vernünftig sein. Brauchst dich ihrer nicht zu schämen, sie ist ein gut Theil besser als du. Könntest du sie zum Weibe haben, wolltest du sie christlich und rechtschaffen halten und lieben nach Gottes Gesetz, ich wollte dir meinen besten Segen geben,

denn es gibt kein besser Gemüth, kein tüchtiger Weib. Aber du bist ein Talps und es wird nichts draus."

Stoffer ließ sich das alles, sehr gegen seine Gewohnheit, ohne ein Wort der Erwiderung sagen. Seit jenem Nachmittag war er überhaupt auffallend verändert und still; bei der Grete strich er schweigend vorüber und streifte sie hin und wider mit fast scheuem Blick.

Einige Tage sah Hans es mit dem Mädchen still an, darauf sprach er auch zu ihr. „Das ist nun geschehen," sagte er, „und es ist nicht zu ändern. Erfahren mußtest du's doch einmal. Du stehst darum nicht anders da, wir haben dich alle noch justement so lieb wie sonst. Was schiert dich der Stoffer? Auf den hört keiner als er selbst. Also schlag dir das Ding aus dem Kopf und werde mir nicht hintersinnig.*) Das mag ich nicht. Bleib' so wie du warst, Grete, lustig und fidel, freundlich und von gutem Gemüth. Darum hab' ich dich so lieb. Laß das Heulen!" — „Vater," entgegnete sie und fiel ihm um den Hals, „es ist ja nicht das Wort allein und die Sache. Mir ist seitdem auch so ganz anders, so kurios zu Muth. Ich weiß nur nicht zu sagen wie. Es ist bald, als ob ich gar keinen Boden unter den Füßen hätt', in der Luft ständ', — so schwindlig ist mir. Und wenn ich schlafe, träum' ich stets, daß ich hoch, hoch herunterfalle." — „Das kommt vom Geblüt, Kind," meinte der Bauer. „Du bist auch was bläßlich. Am Sonnabend kannst du mit mir zur Stadt fahren und mit dem Bader reden." — Sie schüttelte den Kopf. „Vom Geblüt kommt das nicht. Ich bin auch nicht krank. Ich meine fast, es ist, weil ich nun gar keinen Anhang habe, weil mir alles weg ist, weil ich nirgends sagen kann, da gehör' ich hin." — „Das ist Thorheit!" sprach der Vater. „Du

---

*) Hintersinnig — tiefsinnig, melancholisch.

hast uns noch alle und hier ist der Platz, da du hin gehörst. Schlag' dir die kranken Faseleien aus dem Kopf. Bist zu gesund dazu." Er ging in den Stall.

Das Mädchen schwieg auch, wie der Stoffer. Sie ging langsam und nachdenklich zu der Eschenhöhe, setzte sich dort und sah schweigsam und in Gedanken vor sich hin über Feld und Rain, ungestört von dem Treiben der Dohlen. Von einem muntern Scherz und Lachen vernahmen die Vögel nichts mehr und schienen die veränderte Stimmung der Gebieterin recht gut zu bemerken. Ob sie auch noch so zahm und zutraulich waren, so lebendig, so lustig und rührig wie früher zeigten sie sich bei Gretens Anwesenheit nicht mehr.

Damals war es Sommer; der verging. Im Herbst zog der Stoffer ins Dorf auf den neugepachteten Hof als sein eigener Herr. Dann kam der Winter, darauf blühte der Frühling ab und der neue Sommer brachte neue Früchte. Die Grete war aus einem lebensfrohen, heitern Kinde zu einem lebensernsten, stillen und bewußten Weibe geworden. Ihr Körper war nicht mehr weich und schlaff, ihre Haltung nicht mehr nachläßig, sie schritt mehr, als sie ging, sie hielt sich gerade, stark und kalt, wie denn ihr ganzes Wesen ein wenig schroff, kühl und besonnen geworden. Das war kein Hochmuth, daß sie viel für sich blieb, das war kein Schmollen, daß sie meist schweigsam und oft untheilnehmend erschien. Es war wirklich ihre Natur, die sich so gewissermaßen concentrirt hatte. Auch ihre Lippen schlossen sich fester, ihre Sprache war tiefer geworden, ihr Haar hatte gedunkelt und ihre Augen —

Sie hatte seltsame Augen. Immer waren sie groß und dunkelblau, von eigenthümlicher Macht, von besonderem Glanze gewesen. Aber seit dem Gespräch mit Stoffer nahmen sie, wenn Geist oder Seele erregt war, eine andere Färbung an. Man

wußte nicht recht, waren sie dann braun oder schwarz, so verdunkelten sie sich, und der Blick, der dann aus ihnen hervorbrach, war auch wundersam tief und wirklich dunkel. Das Volk sagte von diesen Augen und Blicken, es könne einem davor grausen und es sei mit ihr nicht richtig. Wir nennen das wohl magisch, geheimnißvoll, magnetisch, und Gott weiß wie noch sonst. Wir nehmen an, daß aus solchem Auge etwas von einer innern, verborgenen, gewissermaßen nächtigen Seite der Natur hervordämmere, die vielleicht in uns allen schlummern, aber nur bei einigen zum Vorschein kommen mag. So scheint es mit der Grete gewesen zu sein.

Der Stoffer aber wohnte einsam mit ein paar Knechten und Mägden im Dorf und wirthschaftete still. Zu den Eltern kam er wenig und auf die Grete warf er noch immer nur scheue Blicke. Gesprochen hatte er kaum wieder mit ihr. Was er im Herzen hatte und im Sinn, wußte niemand, vielleicht er selbst nicht. Ich aber will es euch sagen. Einerseits beneidete er das Mädchen und mißgönnte ihm seine Lage und Stellung; andererseits hatte an jenem Nachmittag ihr plötzlich verändertes Aeußere einen tiefen, gefährlichen Eindruck, nicht auf sein Herz — wer möchte das sagen! — aber auf seine Sinne gemacht. Das war's.

Eines Nachmittags war es auf dem Hofe recht still, Menschen und Vieh waren auf den Feldern bei der Arbeit. Die Bauerfrau war allein daheim geblieben, denn sie ward allgemach alt und kränklich. Solch anhaltende, immer strenge und harte Arbeit nutzt bald ab. Sie sah wie eine Sechzigerin aus und das Haar scheitelte sich schneeweiß unter der engen schwarzen Kappe. Nach Beendigung ihrer häuslichen Arbeiten hatte sie sich zum Spinnen in die Sonne gesetzt und dachte dabei an dies

und jenes, an ihr Hauswesen, ihren Viehstand, an den Hans, den Stoffer und die Grete. Das war ein weitläufiger Stoff.

Es war todtenstill auf dem Hofe, man konnte das Zirpen der Heuschrecken im Felde vielstimmig vernehmen. Die Hühner wühlten sich in den Staub oder schlichen auf der Dungstätte suchend umher, Hund und Katze lagen nicht fern von der fleißigen, nachdenklichen Frau im Schatten des Hauses. Es war eine schwebende Hitze, man glaubte fast die Luft sehen zu können, so breitete sich ein feiner bläulicher und zitternder Duft über das reifende Getreide hinaus. Die Sonne strahlte und blitzte an den noch blanken Halmen des neuen Strohdachs auf dem Stall und der Himmel war so einförmig blau. Die Frau ward müde und nickte ein.

Ob und wie lange sie geschlafen, wußte sie nicht, als sie sich durch eine leise Berührung ihres Rocks geweckt fühlte. Der Hund drückte sich an sie und die Rückenhaare standen scharf gesträubt, aber er knurrte und bellte nicht, obgleich dicht vor ihnen ein altes Zigeunerweib stand, schmutzig und lumpig, braun und runzelvoll. Die kleinen schwarzen Augen richteten sich scharf und stechend bald auf die Erwachende, bald flogen sie wild und rastlos umher auf die nähere und weitere Umgebung. Die Bauerfrau erschrack und war sogleich hell wach. Früher hatte man viel von dem streifenden Gesindel gehört und gesehen, seit Gretens Auffindung war keine Bande in der Nähe des Dorfs bemerkt worden, und die Frau hatte sie nie leiden können. Sie fühlte sich gegen ihre Gewohnheit ängstlich, denn sie war mutterseelenallein mit dem Weibe, auf den Hund konnte sie sich nicht verlassen, und der Hof lag so weit vom Dorf. Sie blieb daher, obgleich sie aufsprang, hinter dem Spinnrade stehen und sprach so barsch und muthig wie sie vermochte: „Was will Sie hier? Hier ist nichts für Sie zu holen! Mach' Sie, daß Sie fort kommt!“

Sie hätte sich die Angst ersparen können; die Zigeunerin bat nur um einige Lebensmittel und fragte nach Arbeit für die Männer der im Holz lagernden Bande. Dann erbot sie sich auch zu prophezeien, und die Frau widerstand nicht. Gerade die einfachsten Leute sind in Betreff ihrer vermuthlich ereignißlosen Zukunft die neugierigsten. Aber sie erfuhr nichts weiter als das Gewöhnliche von einer langen Lebenslinie, von vielem Glück, welches sie noch finden und haben werde, wenn sie zuvor ein drohendes Unglück vermieden oder überstanden, und was dergleichen mehr ist. Es genügte auch selbst der Bäuerin nicht recht und sie unterbrach den strömenden Redefluß der Alten mit den Worten, wenn sie weiter nichts wisse, könne sie's auch für sich behalten. Das könne jeder prophezeien, das nütze weder noch schade es. Und obgleich die Alte jetzt noch dies und das Besondere einfließen ließ, blieb die Bauerfrau doch ziemlich unaufmerksam und gleichgültig und wünschte nur heimlich, daß das Weib erst davon sein möge. Solche kühle, einfache Naturen brauchen starke Reizmittel. Die Anne Marie dachte nur: „Das ist lauter dummes Zeug. Gott, es ist doch nichts mehr mit der Welt! Es wird alles schlechter. Vor Zeiten, da wußten die Zigeunerinnen doch noch was, worauf man hören konnte; die verstanden's."

Indem that sich die Nebenpforte auf, die in der Steinmauer nahe am Hause angebracht war und auf die Felder führte. Die Grete kam von der Arbeit zurück und brachte frischen Klee für die Kälber im Stall. Wie sie näher kam, fuhr die Zigeunerin schier erschrocken zusammen. „Ist das Kind doch wie die Sonne!" flüsterte sie der Mutter zu. „Was das für Augen hat!" Und als Hund und Katze sich an die Grete schmiegten, als die Hühner laufend herbei kamen, die Tauben ihren Ruheplatz an der sonnigen First der Scheune verließen und gurrend niederflatterten,

als ein paar Dohlen durch die Luft schossen und sich auf's Dach lenkten, da ward die Alte immer betroffener, ihr Blick immer verwunderter und aufmerksamer. Sie beugte sich tief vor dem jungen Mädchen und sprach: „Du bist eine hohe Prinzessin. Wie kommst du zu diesen Eltern? Du gehörst gar nicht hieher!" Dann ergriff sie die kleine harte Hand, sah hinein und rief: „Aber ich seh's auch, du bist gar kein Kind des Hauses. Du hast auf Sammt und Seide gelegen und nachher auf Moos und Schnee."

Dann schwieg sie, und als die beiden neugierigen Zuhörerinnen sie aufforderten fortzufahren, lehnte sie es mit dem Vorgeben ab, die Hand des Mädchens sei noch wenig ausgebildet, sie könne nichts weiter sehen. Ihre Zeit sei auch um, ihre Leute erwarteten sie im Walde. Sie bat nochmals um einige Eßwaaren. Dann aber, als die Bäuerin hineingegangen, näherte sie sich Greten und flüsterte eilig: „Horch, Kind, mit dir steht's übel. Ich sehe zwei Köpfe auftauchen, die dir Böses sinnen; einer ist gelb wie Flachs, der andere weiß wie Mehl. Hüte dich!" — „Was kann mir das nützen?" fragte das überraschte Mädchen. „Wen meinst du? Sage mir mehr." — „Willst du mehr wissen," flüsterte die Alte, „so komm heut Abend, wenn der Mond aufgeht, dort zu den Eschen. Ich will dort sein. St!" machte sie dann, da die Bauerfrau wieder herauskam. Sie nahm dankend das Gegebene und schlich davon.

Als am Abend die Männer und Mägde vom Felde kamen, erzählte Anne Marie dem Hans von diesem Begegniß. Er schüttelte mißmuthig den Kopf und schalt über die Neugier der Weiber, die sich nicht bei dem Bekannten beruhigen könnten, sondern auch nach dem verlangten, was unser Herrgott weislich verborgen hätte. „Und für die Grete taugt es nun gar nicht," schloß er. „Die verstört das Teufelszeug nur noch mehr, sie ist so schon anders und gar nicht wie sie war und sein sollte."

Ob die Grete bei den Eschen gewesen, hat man damals nicht erfahren. Es verbreitete sich freilich davon ein Gerücht im Dorf, man wußte nicht recht wie und woher; allein gesehen hat sie niemand und sie selbst erzählte nichts darüber. Im Gegentheil, als sie gegen die Mutter der heimlichen Worte der Zigeunerin erwähnte und Anne Marie sie erschrocken fragte, ob sie denn wirklich dort gewesen, sagte sie: „Was denkt Ihr, Mutter! Wie sollt' ich!“ Aber freilich, ihre Augen waren gesenkt und ihre Wangen geröthet.

Man hatte damals viel zu thun, ward am Sonnabend spät fertig und schlief spät in den Sonntag hinein. Sie wollten ernstlich ruhen, denn sie bedurften dessen. Als aber das Mittagessen verzehrt war, hatte der Bauer daheim keine Geduld, sondern ging hinaus, um nach seinem und seines Sohnes Sommerkorn zu sehen, das ihm in den letzten Tagen nicht recht zu Gesicht gekommen war. Es währte lange, bis er seine Besichtigung beendet; hie und da hatte er auch mit einem Begegnenden geredet und geplaudert, und als er heimwärts ging, war es, wie man dort zu sagen pflegt, etwa um den halben Nachmittag, der letzte Windhauch verweht und die Luft schwül und drückend. Auf der Eschenhöhe fühlte er sich müd, hinter einigen Dornbüschen legte er sich in den geringen Schatten, deckte sich mit dem ausgezogenen Rock zu und schlief ein.

Nicht lange darauf kam Grete nachdenklich und träumerisch daher und setzte sich auf ihrer gewöhnlichen Stelle. Unter einer Esche ist eine kleine natürliche Erhöhung, mit dichtem frischem Rasen überwachsen und in der Gestalt eines Grabhügels. Das Volk nennt sie auch noch bis auf den heutigen Tag das Armesündergrab; denn vor langen Jahren soll dort ein Unschuldiger hingerichtet und eingescharrt worden sein. Das war ein anmuthiger Platz. Ein kleiner Bach, der ein wenig weiterhin hervor-

brach, rieselte vorbei und erfrischte den Rasen, ein paar niedrige Bäume gaben auch einigen Schatten. Da saß die Grete und war still, wie jetzt fast immer. Es ging ihr viel durch den Kopf, gleichgültiges und besonderes, was alle Welt wissen mochte und was sie für sich behalten wollte. Lustiges war nicht dabei. Sie dachte, Leben und Welt und Geschick hätten ihr eigentlich doch nur Schweres und Trübes aufbewahrt. Sie hätte jeden fragen mögen: ist dir's denn auch so zu Muth, so voll, so bewegt, so trüb? Weßhalb lebt denn alle Welt so lustig, so gleichgültig hin, und nur ich muß jetzt immer in Sorgen, Gedanken und Träumen sein? Und ich möchte so gern glücklich und gedankenlos hinleben wie ihr! Was hängt gerade mir das Seltsame und Wunderbare an? Was will das von mir?

Da fiel ein dunklerer Schatten auf ihr in die Hand gestütztes Gesicht, und wie sie aufsah, stand der Stoffer vor ihr. Sie hatte ihn nicht kommen hören.

Was die beiden dort verkehrt und geredet, weiß niemand. Die Dohlen und die andern Vögel, die bei Stoffers Erscheinen unruhig wurden, aber doch blieben und lauschten, die konnten's nicht weiter erzählen; das Laub, das so still stand, als horche es, das vermocht' es auch nicht, und die Heuschrecken weiterhin und die Grillen hatten genug mit ihrem eigenen Plaudern zu thun. Ja, wenn die Natur und die Kreaturen darin einmal reden könnten! Die erhorchen viel, die wissen weit mehr als die neugierigen Menschenkinder.

Der Bauer ward durch ein wildes Lärmen und Flattern der Dohlen erweckt, mochte auch sonst wohl ausgeschlafen haben. Nun aber hörte er eine drohende Männerstimme, sammelte rasch seine noch verwirrten Gedanken, und da er sich leise aufrichtete und durch den Busch lauschte, sah er das Paar. Die Grete saß auf der angegebenen Stelle und hatte sich mit gekreuzten Armen

an den Stamm der Esche gelehnt. Der Hund, der ihr vom Hofe nachgelaufen war, legte den Kopf auf ihren Schooß, allein seine Augen richteten sich ernsthaft und stetig auf den vor seiner Herrin stehenden jungen Bauer, welcher drohend und mit wilder Geberde beide Arme gegen die krächzenden und umherschwirrenden Dohlen emporgehoben hatte. „Hei!" schrie er gerade, „hei, die vermaledeiten Vögel! Wollt ihr still sein, Canaillen! Sein eigen Wort kann man nicht mehr hören vor dem satanischen Lärm!" Es war eine seltsame, bewegte, unheimliche Scene. Das letztere lag freilich nur in den Augen und Mienen der beiden Menschen, die finster und zornig einander gegenüber waren, im schroffen Gegensatz zu der Natur, wo alles von Licht und Heiterkeit strahlte.

Die Vögel schrieen, Stoffers Geberden schienen sie nur noch mehr aufzureizen. Die Grete sah sich das alles schweigend an; ein schier höhnisches Lächeln zuckte um den kleinen Mund. — „Stoffer," sagte sie dann mit spöttischem Ton, „laß das gut sein. Sie hören nicht auf dich, so wenig wie ich. Das sind meine Trabanten, die sind mein. — Seid still!" rief sie dann und richtete das blitzende Auge zur Höh' und erhob gebieterisch den Arm. Eine von den großen dunkelblauen Libellen, die sich auf ein Blatt in ihrer Nähe gesetzt hatte, flog auf und schwebte leise hinauf zur Höhe, und droben stillte sich der Lärm fast zauberhaft schnell, die unruhigen Thiere suchten sich eilig ein Plätzchen und drängten sich zusammen auf den schwanken Zweigen. Nur die regten sich noch, die hier und dort herausgedrängt wurden und über die andern wegschwebend sich eine andere Stelle erspähten. Und als es in der Höhe ruhig war und die Grete selbst wieder den Arm auf den Schooß gesenkt hatte, kehrte auch die Libelle zurück, flatterte von Blatt zu Blatt wie spielend näher und setzte sich wieder auf den frühern Platz. Den Hans hinter den Dornen

überlief es, zumal von dem dunkeln Insekt konnte er kein Aug' verwenden; es sah gar zu wundersam, gar zu geheimnißvoll aus; der Stoffer sah auch mit düsterer Stirn und gepreßtem Mund bald auf die Thiere droben, bald auf die Libelle, bald auf das junge spöttisch lächelnde Mädchen.

„Siehst du," fuhr sie jetzt fort, „mir gehorchen sie. Es sind gute Geschöpfe. Also du meinst, ich dächte an einen andern, der hätt' mich dir abspenstig gemacht? Du bist gewiß sehr klug, Stoffer, gewiß. Aber du müßtest mehr als Brod essen können, wenn du aus mir herausfindest, was gar nicht da ist. Sieh, ich bin dir nie gut gewesen, leiden hab' ich dich nie können; denn du bist schlecht gegen mich gewesen immerdar, hart, rauh, tückisch, so lang' ich denke. Das ist's, was mich dir abspenstig gemacht. Und wenn das alles auch nicht wäre, dein Weib wär' ich doch niemals worden, denn du bist du, und ich bin ich, und wir passen nicht zu einander." — „Ja," sagte er finster, „ich merk's, die Zigeuneralte hat dir noch mehr Tollheiten in den Kopf gesetzt." — „Die!" Sie lachte und schüttelte verächtlich das Haupt. „Thor, was und wie ich bin, weiß ich lang schon ohne die. Daß ich zu dir nicht gehöre, fühlt' ich längst, denn du bist schlecht und falsch."

Er war blaß geworden, in seinen Augen leuchtete es wild und jäh und um die schmalen Lippen zuckte ein böses Lächeln. „Nein," sprach er und fuhr sich mit der Hand in's wilde, mattblonde Haar und strich's nach hinten und athmete tief auf, „nein, zu mir gehörst du nicht; das ist richtig: du gehörst dem Teufel; das merk' ich jetzt wieder wie vordem. Ich bin nur verblendet durch dies gleie*) Gesicht, das dir der Schwarze mitgegeben. Geh hin, du Hexe! Ich hasse dich! Geh hin, aber hüt' dich!"

---

*) „Glei" — glatt.

Das war wieder einmal ein böses Wort. Die Grete zuckte zusammen und ihr Blick ward unheimlich düster und funkelnd. Der Bauer sagte nachher zu seiner Frau, sie sei wie ein Gespenst gewesen mit diesen starren, todtenhaften Zügen, mit diesen tiefen, blitzenden und funkelnden Augen. „Hör' du," sagte sie langsam und nicht laut, „also eine Hexe wär' ich, meinst du? Und mit dem Teufel hätt' ich Umgang? Hör', Stoffer, glaub' das nur immerhin. Und du wolltest mich doch zum Weibe haben? Soll ich dir sagen warum? Weil du mir nicht gönnst, was die Eltern mir etwa dereinst zuwenden möchten, du falsches Herz; weil du meinst, mit mir könntest du das alles haben und mich würdest du schon einmal los, du heimtückischer Wicht. Ist's nicht so? Ja, du Lügner, das weiß ich alles. Und für dich möchte ich eine Hexe sein, denn ich hasse dich, so lang ich Leben in mir habe, und deine Schlechtigkeit muß und soll dir vergolten werden." Sie schüttelte ihm drohend den erhobenen Finger entgegen. — Stoffer sprang zurück und schlug ein Kreuz. Dann aber rief er: „O du sollst mich nicht bestricken! Ich bin ein ehrlicher Christenmensch und trotze dir. Und mein wirst du doch, denn ich will dich, und ich weiß, wie ich dich bändige."

Er trat einen Schritt auf sie zu. — „Stoffer!" sie schnellte empor wie eine Stahlfeder, — „reize mich nicht, oder —." — Er lachte ihr nur wild entgegen, er faßte sie am Arm. „Ei, es ist einsam genug hier und schöne, schöne Zeit!" Aber sie riß sich kraftvoll los und stieß ihn hart zurück, der Hund stürzte sich auf ihn, die Dohlen senkten sich mit schier wahnsinnigem Geschrei und umschwirrten wie rasend sein Haupt. Da prallte er entsetzt zurück, sah sich erbebend um und stürzte fort über das Feld, den Graben entlang, der zu seinem Gehöft hinüberstrich. Er sah seinen Vater nicht, der hinter den Dornen aufgefahren, er hörte nicht seinen Ruf, er floh. Und die Grete stand drohend und stolz,

finster und glühend, den Arm erhoben, die Lippen zitternd wie von unausgesprochenen Worten.

„Grete, Kind, was ist denn geschehen?“ rief der Bauer und fuhr durch die Dornen und faßte die Abgewandte an der Schulter. „Was schwatzt der Tollkopf? Was stehst du selbst wie verhext? Was soll all dieser Teufelskram?“ — Sie wandte sich erschreckend um und sah ihn verwirrt an. „Ihr da, Vater? Ich hab' Euch nicht kommen sehen.“ — „Dort hinter dem Busch hab' ich geschlafen, Kind, schon lange. Und nun, wie kam der Zank? was wollt er?“ — „Mich zum Weibe,“ versetzte sie. — „Und du willst nicht?“ fragte der Bauer. — „Nein. Wenn ich auch jemals gewollt, kann ich noch, Vater? nach dem Spektakel?“ — „Grete, es ist mein Sohn, und die Ehe mit dir ist mein und der Mutter Wunsch. Es wär' sein Glück. Er kann sich noch ändern und bessern. Abbitten soll er dir alles.“ — „Ich kann nicht, Vater, ich will nicht. Er ist tückisch und falsch, Ihr saht es selbst.“ — „Leider Gottes, ja!“ seufzte der Bauer. — „Ihr hättet früher einschreiten sollen,“ sprach sie weiter. „Dies alles kann zu nichts Gutem führen. Er ist wie ein wüthend Thier. Und wenn man mich wild macht, kann ich mich auch nicht mehr halten. Es ist noch in mir, was ich nicht kenne. Gut ist es aber nicht.“

Hans schüttelte still den Kopf. Es war alles, wie die Grete sagte. An seines Sohnes Aenderung glaubte er selbst nicht, und daß die Grete ihn nicht wollte, konnt' er ihr kaum verdenken. Aber es war immer sein Sohn. Endlich forderte er sie auf, mit ihm nach dem Hofe zurückzukehren, allein sie weigerte sich und meinte, für Menschen sei sie noch nicht, sie müsse sich erst in der Stille fassen. „Wenn aber der Stoffer wiederkäme?“ meinte er. „Du sagst selbst, er sei ein wüthendes Thier.“ — Sie lachte höhnisch und schüttelte den Kopf. „Der kommt nicht

wieder; er ist zu feig. Und wenn auch, ich fürcht' ihn nicht, ich halt' ihm Widerpart. Ich hab' auch den Hund und die Vögel. Geht nur; ich komme bald nach." — Und der Bauer ging; er fühlte sich schwer und bang. —

Einige Zeit nachher, die Sonne war schon tief herunter, gingen zwei Männer auf dem Wege, der nicht weit hinter den Eschen vorbeiführte, zum Dorf zurück. Auf der Höhe sahen sie eine hohe schlanke Gestalt, auf dem goldenen Hintergrund scharf abgezeichnet, mit leidenschaftlichen Geberden gegen Westen gewendet. Sie erkannten sie sogleich für die Grete. Sie blieben stehen. „Was hat die nur? was treibt die?" sprach der eine. — „Das sieht ja aus, als ob sie toll wäre oder was Böses treibe," sagte der andere. — „Du — guck doch! Ei, guck doch!" rief wieder der erste und deutete gegen Westen, wo in der Gegend, der Grete sich zugewendet hatte, an dem bisher ganz klaren Himmel schwere Gewitterwolken emporDrängten, die um so unheilvoller drohten, je voller die Sonne darüber hinstrahlte. — „Donner!" sprach der zweite und schüttelte sich; „das sieht ja bös aus! Sollte die Grete doch ein Teufelskind, eine Wetterhexe sein? Gefallen hat mir ihr Wesen und Treiben nie. Auch noch andere sagen so, und der Pastor will nichts von ihr wissen. Der alte freilich —". — „Ach, das war ein gutmüthig Schaf," meinte der erste, „dem konnte jeder Narr mit sanften Worten ein X für ein U machen. Nein, mit der Grete ist's nicht richtig." So sprachen sie noch viel hin und her und gingen weiter.

An dem Abend zog ein schweres Unwetter über das Dorf. Ein Kossätenhaus, welches dem Stoffer gehörte, und der Thurm der Kirche wurden vom Blitz in Brand gesteckt. Die gänzliche Windstille allein rettete das enggebaute Dorf, der heftige Regen löschte mehr als die Menschen; allein der Hagel, der zugleich fiel,

schlug das Sommergetreide nieder und ruinirte besonders Stoffers Felder, die in einer Reihe lagen, fast gänzlich.

Die Stimmung gegen die Grete änderte sich urplötzlich; die beiden Männer hatten von dem auf der Eschenhöhe geschauten erzählt, anderes tauchte hie und da auf, ohne daß man wußte, woher es kam. Schon in der Nacht fielen böse Worte. Am andern Morgen, als man die Größe des Unglücks erkannte, als der Stoffer sich wie rasend geberdete, flüsterte man überall von der unheimlichen bösen Macht des Mädchens. Laut sprach man nicht. Grete nahm sich der armen Familie, deren Wohnung verbrannt war, auf's thätigste an, sie pflegte die Frau und sah nach den Kindern; das war umsonst. Hans Nonnenküster und der Schulz, wie sie zuerst von diesen Beschuldigungen hörten, fuhren mit Lachen und Spott, mit Ernst und Vernunft, mit Zorn und Hohn dazwischen, redeten und beruhigten; das war vergebens. Dem Stoffer drohte der Bauer mit Fluch und Enterbung, er sagte ihm: die Grete kriege er nicht mehr, selbst wenn sie noch wolle. Er sehe jetzt ein, was er für ein Schuft sei. Und der Stoffer schwieg; er schalt sogar über sich selbst, daß er in der ersten Raserei die Grete beschuldigt habe. Es sei aber alles auch so kurios zu einander gekommen, daß ein Christenmensch wohl habe irren können. Das war öffentlich. Heimlich aber sprach er zu einigen seiner Krugbrüder und zu ein paar alten Weibern: „Ich werde schweigen, denn ich will kein Narr sein und mir wegen der Hexe all das Meinige nehmen lassen. Die Alten sind einmal von ihr behext. Sie ist eine Hexe, ich hasse sie und will dereinst schon mit ihr fertig werden. Denn es ist schändlich, daß solch Hexenwerk so ungestraft hingeht, und daß die Obrigkeit selbst dafür redet."

Der Amtmann nämlich, der zur Untersuchung und Taxirung des Schadens in's Dorf gekommen, war nicht nur von

dem unterrichtet worden, was man der Grete plötzlich zur Last legte, sondern man hatte auch ihre Bestrafung von ihm verlangt. Es war ein gebildeter, vorurtheilsfreier Mann und er redete den Leuten ernstlich zu, sich dergleichen Albernheiten aus dem Kopf zu schlagen. Es gebe keine Hexen, und er werde die Grete beschützen, wenn sie unvernünftig genug wären, sie zu molestiren. Das sei Recht und Pflicht der Obrigkeit. Die Männer, welche seine Worte vernahmen, ließen sich beruhigen; die Grete war im Grunde viel zu gut und hübsch, um ihr solche Teufeleien zuzutrauen; aber die Weiber waren entrüstet und aufgeregt, die flüsterten und schwatzten fort und fort. Die Schönheit war eine weitere Inzicht gegen das Mädchen, ihre Güte war nur Heuchelei. Das seltsame Treiben der Thiere kam wieder zur Sprache. Früher sei sie unschuldig gewesen, gewiß! — seit Jahr und Tag aber sei das Böse in ihr wach geworden. Das sehe man ihr an den Augen an. Man fand mehr als einen Fall, wo sie sicher auch gehext. Man redete von der Zigeunerin, man wußte, was die zur Grete gesagt. Der Ruf der Bauerfrau litt bei alle dem allgemach auch.

Als die Grete sich vermieden sah, als sie herbe, wenn auch leise Worte der Begegnenden und Nachsehenden vernahm, war sie zuerst verwundert, dann ward sie betrübt und zornig. „Vater," sagte sie zu Hans, „warum sind die Menschen gegen mich so schlecht? Was hab' ich ihnen gethan? Sie können doch unmöglich an all das dumme Zeug glauben, was sie von mir sagen." — „Sie sind einmal toll, Kind," versetzte der Bauer. „Laß sie reden; die Worte beißen nicht. Du mußt Geduld haben, ein ander Kraut gibt es nicht dagegen. Es läuft alles Wasser zu Thal und dies wird sich auch verlaufen."

Aber die Worte bissen doch. Trotz seiner Reden war dem Bauer gar wild und zornig zu Muth; das Dorf war in Auf-

ruhr, sein Gesinde fing an mit scheuen Blicken auf das Mädchen zu sehen, die Frau weinte und schalt abwechselnd, die Grete selbst ward immer ernster, stiller und schroffer und zog sich mehr und mehr in die Einsamkeit mit ihren Dohlen zurück. Seine Häuslichkeit ging dem Mann zu Grunde. Aber zu thun war nichts, denn wer allein mit der Gewißheit eines günstigen Erfolgs dagegen auftreten konnte, der neue Prediger — der that es nicht. Er hatte einen Streit mit dem Consistorium gehabt und sah diese Stelle, auf die er aus der Stadt versetzt war, wie eine Verbannung an. Er und seine Frau waren verbittert. Nonnenküster gefiel ihnen noch weniger als die andern Leute. Er war, an die gütige Art des alten Pfarrers gewöhnt, zu frei, zu gerade; er kroch nicht und schenkte nichts in die Küche. Er war ein gottesfürchtiger Mann, wie all die Seinen, allein im Sommer erschien ihm im Nothfall und bei wechselvoller drohender Witterung die drängende Feldarbeit wichtiger als der Kirchenbesuch. Das verstand der Pfarrer nicht, dem waren die Geschäfte des Landmanns ziemlich unbekannt; er hatte nur für seine Bücher Augen und für die damalige Unzahl der Streitschriften. Um sich zu sehen, hatte er weder Zeit noch Lust.

Als der Amtmann ihn bat, sich Nonnenküsters und seiner Familie anzunehmen, meinte er, die Leute gefielen ihm nicht; sie hätten die Gottesfurcht im Mammon verloren. In der Kirche habe er sie lange nicht gesehen. Der Amtmann versetzte: das sei in dieser Jahreszeit und in einem so nassen Jahr nicht anders. „O die andern Leute finden alle die Zeit, so sie dem Herrn schuldig sind,“ sprach der Pastor. „Aber der Nonnenküster hält nichts von Gottes Wort.“ — „Da irren Sie sich,“ entgegnete der Amtmann. „Er ist ein gottesfürchtiger, braver Mann, hält die Seinen schicklich, kommt vorwärts, während die andern zurückgehen. Er feiert aber auch nicht und die andern

lungern umher und gehen ihren alten Schlendrian und denken, der liebe Gott werde sorgen. Es ist Gesindel hier im Dorf, man sieht es jetzt. Ich hätte nie geglaubt, daß zu unserer Zeit noch solch ein wüster Aberglaube herrschen könne. Reden Sie den Leuten zu, Herr Magister; die Grete verdient es."

„Was nennen Sie Aberglauben, Herr Amtmann?" fragte der Pastor salbungsvoll. „Den Glauben an Hexen und Zauberei? Den hab' auch ich; die Bibel sanctionirt ihn. Ich will die Dirne nicht beschuldigen, behüte mich Gott, allein seltsam und unerklärlich bleibt dieses Wesen doch. Hören Sie nur, was man davon im Dorf spricht." — „Sie, ein gebildeter Mann, werden doch nichts auf das Altweibergewäsch geben?" rief der Amtmann. — „Es sind nicht alte Weiber, es sind glaubwürdige Leute, die die Wahrheit, den Herrn und seine Diener ehren!" sprach der Schwarze und rückte sich die stattliche weißgepuderte Perrücke gerade. „Und übrigens, Herr Amtmann," fuhr er fort, „ist sie eine hochmüthig, verzogen Ding, das gänzlich vergessen, wie es nur hinter dem Zaun gefunden ist, und Gott danken sollte, wenn anständige Leute sich sein erbarmen wollen. Meine Frau begehrte sie zum Mädchen, in die Stube, allein sie kriegte von Nonnenküster und seiner Frau und der Dirne selbst einen spröden, spöttlichen Abschlag. Sie habe nicht nöthig zu dienen."

„Daher!" murmelte der Amtmann. „Daher!" — Aber der Prediger war im Zuge: „Und wollte der Stoffer sie nicht zur Frau und hat sie ihm nicht mit harten Worten einen Korb gegeben? Er ist doch ein ehrenwerther Mann, den nur die Eltern unnatürlicherweise des Findlings wegen zurücksetzen. Da könnte ein Gläubiger an Zauberei glauben, er müßte es eigentlich. Und es ist nur eine Dirne ohne Anhang und Namen. Wenn ich sie nun morgen aus der Gemeinde stoße, wie ich es sollte, wer kann mich hindern?" — „Ich, Herr Magister, ich!"

sagte der Amtmann und stand auf. „Ihr Herr Vorfahr und ich haben sie hier aufgenommen und ich werde sie hier zu schützen wissen. Und ich mache Sie ernstlich darauf aufmerksam, daß eine hohe Regierung dergleichen Albernheiten und Alfanzereien im Lande nicht dulden will und zumal die Herren Prediger dazu bestellt, ihnen entgegen zu treten. Sie können einschreiten, und im Unterlassungsfall mach' ich Sie für ein etwaiges Unglück verantwortlich." — „Ich kenne meine Pflicht," sprach der Prediger wichtig und mit gerötheter Stirn, „und die werd' ich überall zu verantworten im Stande sein." — „Das wünsch' ich," versetzte der Amtmann und öffnete die Thür; „dann werden wir niemals in Streit gerathen können. Gott befohlen, Herr Magister. Inkommodiren Sie sich nicht." — „Ich bitte sehr," antwortete dieser und begleitete seinen Besuch vor die Thüre.

Er that, wie gesagt, nichts für die Grete, im Gegentheil schien er für die Ankläger gestimmt. Die Leute merkten das bald; sie erzählten seiner Frau, sie berichteten bei Gelegenheit ihm selbst. „Ich habe nichts damit zu thun," sagte er. „Hexen und Zauberei gibt's, das steht in der heiligen Schrift. Ob die Grete schuldig ist, weiß ich nicht. Klagt bei eurer weltlichen Obrigkeit. Die steht freilich auf schwachen Füßen in diesem armen Lande," setzte er seufzend hinzu.

Einmal, da er am Sonntag Nachmittag mit seiner Frau spazierte, traf er den Hans mit den Seinen beim Einfahren. „Du sollst den Feiertag heiligen," sprach er zum Bauern, der mit einem vollen Fuder zum Hofe wollte. — Hans entschuldigte sich mit dem drohenden Regen; er stieg vom Pferde und trat zu dem Pfarrer, er sprach von den Gerüchten und Beschuldigungen, er klagte und bat, er rief Greten herbei und fragte, ob so ein junges, gutes, treuherziges Wesen sich wohl mit dem wüsten, unheimlichen Werk befassen könne? Der Prediger zuckte die Achseln,

er meinte, hier sei weder Zeit noch Ort zu dergleichen. Er könne nicht beschuldigen, nicht freisprechen, nicht angreifen noch vertheidigen. Möglich sei viel, was gewiß, wisse er nicht.

„Was hab' ich denn aber gethan?" fragte das bleiche Mädchen. „Ich habe nie ein Wesen gekränkt, wo ich's wußte." — „Fasse Sie in Ihre Brust und frage Sie sich selbst nach Ihrer Schuld," gab er zur Antwort und hob den Fuß zum Weitergehen. „Prahle Sie nicht mit Ihrer Unschuld, Hochmuth kommt vor dem Fall. Wir sind allzumal sündige Menschen. Von Ihr aber sehe, von Ihr weiß ich nichts, weder Gutes noch Böses. Sie kommt nicht hin, wo ich Sie sehen sollte." — „Nein," versetzte das Mädchen und richtete sich plötzlich auf und ihr Auge blitzte. „Mit Ihnen hab' ich auch nichts zu thun. Dort werden Sie mich nicht sehen, wo Sie wollen." — „Was soll das heißen, unverschämte Dirne?" fragte der Prediger heftig, aber doch mit unsicherer Stimme, und seine Wange ward roth. — „Das werden Sie schon wissen, Herr Magister," entgegnete sie mit schier spöttischem Lächeln. „Erinnern Sie sich nur an den Stein im Kamp. Sie sagen mit Recht: wir sind allzumal Sünder." — Des Predigers Lippen zitterten, er war keiner Antwort fähig. Seine Frau zog ihn hastig weiter. „Laß die Tollhäuslerin stehen, das schlechte Mensch weiß selbst nicht, was es faselt."

„Was bedeutet das?" fragte Hans, als die beiden Gehenden hinter den Hocken verschwanden. „Was gab es beim Stein im Kamp?" — „Nichts," versetzte die Grete. „Wir wollen's ruhen lassen. Der Herr Magister nahm mich nur einmal für eine andere, als die ich bin. Ich meine, er wird mich zufrieden lassen."

Das that er freilich, anscheinend kümmerte er sich nicht um sie, aber er war von jetzt an ihr bitterster Feind. Und diese Begegnung selbst schadete ihr auch; denn Knechte und Mägde, die

es gehört, erzählten davon im Dorf, aber sie berichteten nur des Predigers Worte. Und als dann der von Hans prophezeite Regen am Abend kam und des Pfarrers Sommerfrüchte, die noch draußen lagen, gänzlich durchnäßte, schrieb man dies Gretens Bosheit zu. Die Stimmung ward immer übler, man schalt und drohte, und die Grete selbst schwieg nicht immer. Sie ward wohl einmal höhnisch und bitter, sie fuhr auf, sie blickte drohend und stolz auf die Lästerer, sie lachte sie auch aus und verspottete sie mit ihrem Hexenglauben. Wer mag in solcher Lage niemals irren, immer den richtigen Weg einschlagen? — —

Hinter dem Garten auf dem Grasrain gegen die Sandgrube hin hatte die Anne Marie ihre Bleiche angelegt. Bei Tag ward das Leinen von irgend einem kleinen Knaben bewacht, Nachts aber blieb ein Erwachsener draußen und eine leichte Strohhütte war zu seinem Aufenthalt bestimmt. Das Wächteramt traf abwechselnd alle Bedienstete des Bauers, und selbst Grete durfte sich niemals ausschließen, wenn die Reihe an sie kam. So traf es sich auch zu Anfang Septembers. Nach dem Abendessen ging sie hinaus und schickte den Knaben hinein, überzählte die Leinenstücke, sah nach den Schleifen an den Pflöcken und setzte sich dann vor der Hütte in's Gras. Der Hund lag zu ihren Füßen, ein paar Dohlen, die noch durch den dämmernden Abend herbei flogen, ruhten über ihr auf der First und waren aufmerksam wie ächte Wachen.

Da sie hinging, war es eine wundervolle Nacht, lau und mild, still und ruhig, tief und klar; Mond und Sterne breiteten ihr weiches Licht dämmernd über die weiten Felder und blinkten durch das Schilf und die Sumpfpflanzen in den kleinen Wellen des Bachs, der dort vorüber fließt. Im Dorf war alles längst zur Ruh, es rührte sich dort nichts als das Laub der Bäume, welche die Gehöfte beschatten. Hin und wider bellte auch ein-

mal ein Hund kurz und abgebrochen auf, oder ein Hahn krähte, eine der Dohlen in den Eschen stieß einen heisern Schrei aus. Da mochte die Grete auch wohl an's Schlafen denken, zeigte dem Hunde seinen Platz vor der Thür und zog sich in die enge Hütte, auf das dürftige Strohlager zurück.

Hinter dem nächsten Gehöft des Dorfes selbst lag auch eine Bleiche und auch dort saß eine Wache. Es war eine arme Frau aus dem Dorf, die hier neben dem Leinen des Grundbesitzers auch ihr eigenes bewachte. Um Mitternacht sah sie in der Ferne einen Mann über Stoffers Gartenzaun steigen und sich auf dem Ufer des hier vorüberführenden Grabens langsam nähern. Als er nicht weit von ihr stehen blieb und nach den Sternen sah, fiel der Mondschein auf sein Gesicht und sie erkannte den Stoffer. Er war im kurzen Zeuge,*) ohne Jacke und Hut, und in der Hand hielt er einen Stock und einige Stricke. „Guten Abend,“ sagte die Frau. „Er ist noch spät im Gang, Nonnenküster.“ Er fuhr erschreckt herum, da er sie bisher im Schatten der Strohhütte nicht gesehen, er murmelte, was wie ein Fluch klang, trat näher, beugte sich sie zu erkennen und sprach: „Na, Sie könnte sich auch wohl auf die Seite legen. Ihren Bettel wird keiner stehlen.“ — „Ich will auch zur Ruh,“ antwortete sie. „Was hat Er denn noch?“ — „Ich? Ich hab's im Geblüt und kann nicht schlafen. Wollte nur nach den Sternen sehen, was es an der Zeit sei.“ — „Mitternacht ist vorüber,“ meinte die Frau. — „Das merk' ich,“ entgegnete er gähnend. „So kann man sich wohl wieder auf's Ohr legen. Es mag besser gehen als vorhin.“ — „Was will Er denn aber mit den Stricken und dem Stock?“ fragte sie. — „Hm,“ sagte er ärgerlich, „das hat das nichts-

*) Ohne Rock, entweder in der Jacke oder auch nur in Hemdärmeln, wie man bei der Arbeit ist.

nutzige Volk draußen liegen lassen. Ich fand es am Zaun dort. Die denken, daß Geld nichts ist. Gute Nacht, Frau.“ Und er ging so langsam zurück, wie er gekommen, und stieg über seinen Zaun. Die Frau dachte dem nicht weiter nach, aber schlafen mochte sie nicht. Sie wickelte sich in eine alte Pferdedecke, denn die Nacht ward kühl und der Wind wachte auf. Im Westen zog Wolke auf Wolke leise herauf und drängte den Mondschein sacht vom Felde.

Als sie so vor sich hinsah und neben dem Garten und Gehöft vorbei auf die Straße des Dorfs, war es ihr, als schlüpfe der Stoffer dort wieder vorüber, und wie sie aufstand, um besser sehen zu können, erblickte sie ihn bald darauf von neuem, als er aus dem Dorf kam und den Weg nach seines Vaters Hof verfolgte; seine weißen Hemdärmel schienen hell durch die Nacht. Gleich darauf zog eine Wolke vor den Mond, es ward dunkel; der Stoffer war auch bereits im Schatten der Weiden, die damals den Weg dort säumten. Die Frau setzte sich wieder und schüttelte den Kopf; das alles ging sie nichts an, aber es gefiel ihr auch nicht. Was schlich der Mensch und machte Umwege, wo er offen und geradezu gehen konnte? — Es ward aber immer trüber und dunkler, einige Tropfen fielen und der Wind kam schärfer und in rascheren Stößen über die Stoppeln.

Nach einiger Zeit — vielleicht nach einer halben Stunde — fuhr die Frau plötzlich auf. Ein Hund bellte drüben bei Nonnenküsters Hof wüthend und anhaltend und brach dann mit einem grellen Laut jäh ab. Darauf krächzten die Dohlen dort und die von der Eschenhöhe antworteten, dann kam ein lauter Schrei wie von einer menschlichen Stimme. Nach einer Pause glaubte sie den letztern noch einmal zu hören, allein er war schwächer und undeutlicher, der Wind mochte ihn auch verwehen; denn es war eine wilde Nacht geworden, es regnete und windete, zwischendurch

fiel auch ein schneller Mondstrahl durch die fliegenden Wolken. Aber die Frau ging nicht in die Hütte, sie lauschte; sie konnte vor Angst nicht schlafen. Sie erwog, ob sie in's Haus laufen und Lärm machen solle. Dann aber dachte sie wieder: „Was geht's dich an? Sie lachen dich aus. Du machst dir vielleicht Feinde. Und wenn da was passirt ist, nun ist's doch zu spät zur Hülfe." Sie lauschte, allein sie hörte durch den Wind nichts als hin und wider das Schreien der Dohlen, und das war wie tausendstimmig. Als während dieser Zeit einmal der Mond hervortrat, war es ihr, als liefen vier oder fünf dunkle Gestalten hastig den Weg zum Außenhofe entlang. Es schienen Frauen zu sein. Sie schauerte, schlug ein Kreuz und sprach ein kurzes Gebet. Dann war nichts mehr zu sehen; die Dohlen aber schrieen fort und fort.

Als sie am Morgen gegen fünf Uhr — es dämmerte kaum und regnete schwer, — ihre Wache verließ, erzählte sie ihrem Bauer von dem, was sie gehört und gesehen. Es war der Schulz des Dorfs, Hansens Freund und Gretens Vertheidiger. Auf den Bericht der Frau ward er nachdenklich, schalt nur, daß sie ihn nicht geweckt, zog still Stiefel und Rock an und eilte zum Außenhof. Im Haus fand er nur die sinnlose Frau und eine heulende Magd; als er durch den Garten zur Bleiche kam, stieß er auf den Bauern, der schier verzweifelnd daselbst umhertaumelte. Denn das Leinen war fort, der Hund lag mit zerschlagenem Kopf vor der zerrauften Hütte, drinnen war das Strohlager auseinander gerissen, der Rasen umher vielfach zertreten; die Grete war verschwunden. Knechte und Mägde suchten rings im Garten und Feld nach der Verlorenen, verwirrt und planlos. Und die Dohlen waren alle da, sie schwirrten durch die Luft, sie flatterten durch die Bäume, sie schossen und kreisten wie rasend um

die nahe Sandgrube, hockten auf dem Rande, kreischten und krächzten wild und ohrzerreißend.

Hans merkte von alle dem nichts, er suchte fast stumpfsinnig umher, faßte hier einen Halm vom Lager auf, sah da nach einer Fußspur. Aber der Schulz sah es, finster und aufmerksam. „Komm," sprach er zum Hans, rief auch einen Knecht herbei und ging mit ihnen zur Grube, wo ihnen die Vögel kaum Platz machten. Sie fanden den Rand zertreten und abgebröckelt, das Wasser drunten dick und trüb. Der Schulz schickte den Knecht nach dem Feuerhaken ins Haus und erzählte inzwischen dem Hans von dem, was das Weib berichtet. „Dein Sohn hat sie umgebracht, Nachbar," schloß er. „Da drunten liegt sie. Die Thiere zeigen's uns. Sieh, wie sie fast ins Wasser schießen und gar so melancholisch schreien!" Hans war still.

Als der Knecht mit dem Haken zurück kam, brauchten sie nicht lange zu suchen; bald genug lag das arme Kind vor ihnen auf dem Sande, die Kleidung zerrissen, Hals und Brust voll blauer Flecke, das Haar zerrauft, Arme und Beine gebunden. Und dennoch — wie sie so dalag und einigermaßen von Schlamm und Schmutz gereinigt war, da zeigte sich recht ihre wunderbare, geheimnißvolle Schönheit; die brach trotz der schmachvollen Behandlung siegreich hervor, der Todesschmerz war längst von ihr gewichen und es lag wie ein leises spöttisches Lächeln auf den starren Zügen. „Menschen! Kinder!" murmelte der Schulz und drückte die Augen zu und ballte die Fäuste. „Ist's denn möglich, daß solche hundsfött'sche Bestien in der Welt sind?" Dann trug er sie mit Hans ins Haus. Sie konnten's kaum vor den Vögeln, die sie in dichten Haufen umflogen. Nachher hackten und drängten sich die Thiere vor den Fenstern des Zimmers, wo die Leiche auf dem großen Klappentisch lag. Da saß Hans und hatte sich über sie gebeugt und die Thränen glitten in einzelnen schweren

Tropfen leise über seine gefurchten braunen Wangen. Die Frau lag stumm über das Bett gestreckt, hatte den Kopf in die Kissen gepreßt, wußte von nichts und war wie todt. Der Schulz ließ sich vom Knecht einen Strang geben und ging ins Dorf.

Eine Magd vom Außenhof hatte die Nachricht von Gretens Verschwinden dahingebracht; die Leute liefen zusammen und sprachen darüber, und als der Schulz daher kam, fragte ihn mehr als eine höhnische, neugierige Stimme: „Nun, ist's wahr? Hat der Teufel über Nacht die Hexe geholt?“ — „Nein,“ versetzte er, „der Teufel nicht, der Stoffer. Das ist aber alles einerlei, nur daß dafür ich jetzt den Stoffer hole, und noch den und jenen dazu, ihr Bestien.“ Da wurde mehr als ein Gesicht schneebleich. Es waren einige Weiber, die am meisten gegen die Grete geschrieen. Der Schulz sah es, aber er schwieg, ging zu seinem Hause und schickte einen Boten mit der Anzeige in die Stadt auf's Amt. Dann eilte er mit ein paar andern Männern zum Stoffer und traf ihn mit seinem Gesinde beim Frühstück. Der junge Bauer, da er die Männer eintreten sah, fuhr vom Tisch auf und seiner Hand entfiel das Messer.

Als der Schulz ihm die Beschuldigung ins Gesicht sagte, spielte er einige Augenblicke den Verwunderten und Verletzten. Dann fing er an zu weinen und lamentirte über die Schlechtigkeit der Welt, daß sie ihn, den Unschuldigen, mit solchem Verdacht molestire. „Feiger Hund!“ sprach der Schulz und riß ihn vom Stuhl, auf den er zurückgesunken war. „Eine arme schwache Dirne zu mißhandeln und mit andern Bestien zu morden, hast du Courage genug; aber nun es die That zu vertreten gilt, heulst du wie ein Weib! Halt's Maul! Bind' ihm die Arme, Nachbar Johst! Da sehe einer den Riß über Stirn und Wange! Das arme Geschöpf hat sich doch gewehrt. Ich wollte, sie hätte dir die gottlosen Augen ausgekratzt. Allein hättest du sie auch

nicht gekriegt. Aber vorwärts! Bindet ihn und damit hinaus!" Da ward der Stoffer trotzig. Er sei unschuldig, mitgehen wolle er, aber nicht gebunden sein; er laufe nicht weg. Aber nach kurzem Ringen banden sie ihn doch und nahmen ihn zwischen sich fort.

In der Thür des Pfarrhauses stand der Prediger, fragte nach der Ursache des Lärms und was sie mit dem Stoffer vorhätten. Der Schulz gab kurz und rauh das Geschehene an; der Gefangene lamentirte von seiner Unschuld und seiner Liebe zu der Grete, von der mehr als einer und sein eigener Vater wisse. Der Prediger meinte: sie thäten dem Mann vielleicht schweres Unrecht, sie sollten ihn glimpflich behandeln; das sei Christenpflicht. Die Dirne sei ja in der letzten Zeit so wunderlich gewesen; sie möge sich selbst ein Leid angethan haben. „Und den Hund todt geschlagen?" fragte der Schulz spöttisch, „und das Leinen gestohlen? und sich selbst mißhandelt?" — Nun, so seien's Diebe gewesen, bemerkte der Pastor; die hätten sie getödtet. Der Stoffer werde doch nicht seinen Eltern Leinen stehlen. — „Gewiß nicht!" rief der Genannte dazwischen. — „Ja," sprach der Schulz, „darauf ist's angelegt. Aber wir sind keine Kinder. Ehrendiebe waren es. Davon steht da auf dem Gesicht des Teufels mancherlei zu lesen. Aber ich will nicht rasten, bis ich ihn am selben Strick baumeln sehe, mit dem er das arme Kind gebunden. Und die ihm geholfen, sollen auch dran, und der das zusammengehetzt, Herr Magister, der kriegt auch, was ihm zukommt. Ich kenn' euch alle, wie ihr gebacken seid!" — „Unverschämter Mensch!" murmelte der betroffene Prediger und drehte sich um.

Die Männer gingen mit dem schweigenden, zitternden Gefangenen weiter. Fast das ganze Dorf folgte ihnen zu Hansens Hof. Da hatte sich nichts verändert. Die Frau lag auf dem

Bett, Nonnenküster saß bei der Leiche. Als sie seinen Sohn hereinbrachten, sah er nicht auf, er fuhr nur zusammen. Es drängten sich viele mit herein, horchten und sahen. Wie sie die Leiche erblickten, die nicht weiter verdeckt, sondern nur mit den zerfetzten Kleidern nothdürftig verhüllt war, fing manche Frau an zu schluchzen und die Augen mehr als eines Mannes wurden feucht und seine Fäuste ballten sich, seine drohenden Blicke richteten sich auf den bleichen Stoffer.

„Und die hast du nicht so zugerichtet? Die hast du nicht im Wasser ersäuft, du Satan?" rief der Schulz und packte ihn beim Genick und drückte ihn zur Todten nieder. — „Nein!" stammelte er und drängte leichenblaß zurück. — Da sprang der Bauer auf, riß ihn aus des Schulzen Händen, schleuderte ihn gegen die Wand und trat und schlug wie blind auf ihn los. „Du willst noch leugnen, du Teufel?" schrie er. Die Umstehenden konnten ihn kaum mit aller Kraft zurückreißen, auf den Stuhl drücken und niederhalten. — Der Stoffer richtete sich wieder auf, sein Blick war wirr, er stieß ein wahnsinniges Lachen aus. „Ich hab' sie ja nur gebändigt," lachte er. „Die und die —" er nannte einige Weiber aus dem Dorf — „haben sie in's Wasser geworfen, Und der Herr Magister hat gesagt, sie sei eine Hexe, die zu tödten sei löblich; das müsse das Gericht thun, aber das sei schwach und verblendet. Da haben wir's gethan. Wie sie schrie, die Kreatur! Wie sie zappelte! O du!"

Und damit brach er durch die zurückschreckende Menge zur Thür hinaus über den Flur, durch den Garten, an ein paar Mägden vorüber, die dort schwatzten. Da warfen sich die Dohlen wie wüthend auf den Tollen, umhüllten ihn wie eine Wolke und hackten und schlugen nach ihm mit Schnäbeln und Flügeln. Taumelnd, und indem er vergebens mit den Händen seinen Kopf zu schirmen suchte, stürmte er weiter durch die Steige, über

den Zaun, über die Bleiche zu der Sandgrube; da stürzte er sich hinein, immer lachend. Der Mägde Schreien zog die Menschen aus dem Hause schnell herbei. Der Schulz unter den ersten sah noch den Sturz. „Laßt ihn liegen!“ sprach er kalt. „Der läuft nicht mehr weg. Wir wollen die Weiber holen.“

Die Frauen waren bereits halb todt vor Angst; sie gestanden sogleich alles ein. Sie seien davon überzeugt, daß die Grete eine Hexe gewesen; der Stoffer habe sie aufgehetzt, der Prediger habe gesprochen, wie jener erzählt. So hätten sie die Nacht erkundet, wo das Mädchen auf der Bleiche wachen sollte; der Stoffer sei vorausgegangen, weil er dem Hund bekannt gewesen. Der hab' ihn aber doch gebissen und sei dann von ihm todtgeschlagen worden. Nachher wären sie dazu gekommen und sie hätten dann die Hexe ertränkt. Denn das sei sie gewesen, solche Kraft habe kein gewöhnlicher Mensch. — Das Volk war rasend und wollte sie zerreißen. Die Stimmung hatte sich wieder blitzgleich gewendet.

Als der Amtmann am Nachmittag kam, hatte er leichte Arbeit. Er nahm die Gefangenen und auch den leugnenden Prediger trotz alles Protestirens mit sich in die Stadt. Die Gerechtigkeit war diesmal schnell, Urtheil und Strafe erfolgten bald. Der Prediger ward seines Amtes entsetzt, sein Vermögen eingezogen, er selbst als ein im fremden Lande Geborener über die Grenze gejagt; dort ist er verschollen. Und obgleich die übrigen nach den damaligen barbarischen Gesetzen bestraft wurden, schien den Dörflern die Strafe noch lange nicht streng genug.

Hans, nachdem er die Grete in die Erde gebracht, zog mit seiner Frau in's Dorf auf des Stoffers Hof. Draußen in den Räumen, wo die Grete gehaust, so nah dem Ort, wo die Schandthat geschehen, konnten die beiden Alten es nicht aus-

halten. Sie lebten still und finster weg; nur mit dem Schulzen und seiner Familie verkehrten sie zuweilen.

Eines Tags, es mochten etwa vier Wochen seit der Mordnacht verstrichen sein, ward Hans zum Amt in die Stadt beschieden. Dort fragte ihn der Amtmann noch einmal nach allen Umständen bei der Auffindung der kleinen Grete. Der Bauer erzählte was er wußte. „Und hatte das Kind gar kein Zeichen an sich, wie man's von der Mutter mitbringt?" fragte der Amtmann endlich. — Hans dachte nach, er war etwas stumpfsinnig geworden und sein Gedächtniß wurde ein wenig schwach. „Ja," sagte er nach geraumer Zeit, „ich erinnere mich, sie hatte als kleines Kind zwischen den Schultern einen großen blaurothen Fleck, der sah aus wie eine Zwetsche, die recht reif ist. Aber meine Alte muß das besser wissen als ich."

Eine schöne stattliche Frau stürzte aus dem Nebenzimmer. „Und wo ist das Kind?" rief sie und faßte des Bauers Arm und sah ihm mit leidenschaftlicher Angst in die Augen. „Wo ist das Kind? Das ist das meine! O, das ist meine Marie!" — „Die ist ja todt, Euer Gnaden," stotterte der betroffene Mann; „das ist ja eben mein Elend, daß sie todt ist." — Die Dame fiel mit einem Wehruf dem Amtmann und einem andern herbeieilenden ältlichen stolzen Mann in die Arme.

Nachdem so durch Hansens Angabe die Identität der Ermordeten mit dem Kinde der Fremden außer Zweifel gestellt zu sein schien, ergab sich aus den Erzählungen der trostlosen Eltern und den Geständnissen der inzwischen aufgegriffenen Zigeunerin ungefähr folgendes.

Vor zwanzig Jahren etwa war im Nachbarlande das einzige Kind einer vornehmen Familie plötzlich verschwunden und trotz alles Forschens und Suchens nicht wieder aufzufinden gewesen, so daß die Eltern es endlich für todt halten und sich in

den schweren Verlust finden mußten. Das Kind war aber nicht todt, sondern auf Anstiften feindlicher Erbvettern, denen es im Wege stand, von umherstreifenden Zigeunern gestohlen und fortgebracht worden. Diese ließen es, da sie von ihrer Rast in jenem Walde plötzlich aufgejagt wurden, dort zurück und vermochten es, da die Aufsicht in Hansens Hause und unter den Augen seiner Frau eine bessere war, nicht wieder zu erlangen. Vermuthlich bemühten sie sich auch nicht ernstlich und eifrig um die Wiedererlangung der Kleinen, da sie ihnen bei ihrem Umherstreifen nur lästig werden konnte. Ueberdies hatten sie den Auftrag, das Kind wegzuschaffen, ja erfüllt; in dortiger Gegend und damaliger Zeit war es trotz der nicht allzugroßen Entfernung, kaum anzunehmen, daß die Eltern auf die Spur ihrer Tochter kommen würden.

So kam es auch und die Bande genoß die Früchte ihrer That in allerlei Unterstützung, Nachsicht, Schutz und erneuerter Belohnung, so oft sie jene Landstriche wieder berührte. Als sie aber bei ihrem letzten Zuge von dem endlich verdrießlichen Herrn hart abgewiesen und fortgetrieben wurden, regte sich in diesen wilden Herzen ein heißes Rachegefühl. Die Alte wagte sich auf Hansens Hof, unterrichtete Greten damals Abends von ihrer Herkunft und suchte sie zu überreden, daß sie mit ihr davon und zu dem Vaterhause hinüberginge. Als Grete das indessen abschlug, machte sich die Alte selbst und allein auf den Weg, um den Eltern vorsichtig die neue sichere Spur anzudeuten. Allein die Familie war auf einer größern Reise von Hause entfernt und als sie endlich zurückgekehrt und benachrichtigt war, als sie, erschreckt durch die oben geschilderten und auch ihnen zu Ohren kommenden Begebenheiten in dem Bauerndorf, ahnungsvoll herbeieilte, da war es zu spät.

Sie fanden die Gewißheit, daß hier ihr Kind gelebt habe und ermordet sei. Die seltsame Anhänglichkeit der Dohlen und die Zuneigung der übrigen Thiere sprach noch mehr als alles übrige dafür, daß Grete ihre verlorene Kleine gewesen. Der fremde Herr theilte mit, daß diese Anhänglichkeit und Zuneigung sich bereits bei manchen Mitgliedern seiner Familie und bei ihm selbst gezeigt habe und zeige.

Was das sei? Wer will das erklären! Man muß es auch nicht bezweifeln und leugnen, sondern einfach gelten lassen. Denn es ist so.

Die Eltern wünschten auf irgend eine Weise zu vergelten, was Hans und seine Frau an ihrem Kinde gethan. Hans aber wollte nichts annehmen. „Es ist ja auch unser Kind gewesen," sagte er. „Was man dem thut, läßt sich gar nicht bezahlen." Im Grunde seines Herzens jedoch schmerzte ihn ihr Tod jetzt fast weniger. Seine Frau sprach dieses leise Gefühl sogar wirklich aus, als sie auf seinen Bericht am Abend entgegnete: „Es ist gut. Hätte sie noch gelebt, so hätten wir sie abgeben müssen. An die Comtesse durften wir dann nicht einmal im Traum denken. Aber das hättest du nicht ausgehalten, Hans, und ich nun gar nicht." Hans nickte.

So ist der Mensch.

Als Hans und seine Frau einige Jahre nachher starben, vermachten sie ihre Besitzungen, so viel davon ihnen gehörte, dem Schulzen. Dieser gab den Hof im Dorf seinem zweiten Sohn, und dessen Nachkommen wohnen noch darauf. Den Außenhof wollte er nicht, und so viel Termine das Amt zu seiner Verpachtung auch ansetzte, Pächter fand es nicht. Die Leute glauben, an einem solchen Ort könne niemand weilen, wenn nicht die Geister der Todten; die Grete gehe dort um, wähnen sie, und der Stoffer folge ihr ruhlos und rastlos.

Der Hof verfällt, der Garten verwächst, das Feld liegt öde. Nur die Dohlen hausen in den Eschen; sie nisten auch in der alten Sturmweide, die auf dem Kirchhof über Gretens Grabe rauscht. Von dem allen aber wissen nur wenige, und die davon wissen, sprechen nicht gern davon. Sie meinen, es sei eine Schmach für die Menschheit.